~~Id. I 14.~~

Archit. q. 13.

Die
christliche Kirchen-Baukunst
des Abendlandes

von ihren Anfängen

bis zur vollendeten Durchbildung des Spitzbogen-Styls.

Dargestellt

mit Rücksicht auf die gesammte diesem kunstwissenschaftlichen Zweige seither gewidmete Litteratur

von

G. G. Kallenbach und Jacob Schmitt.

Mit Abbildungen auf 48 Tafeln.

KÖNIGL: BAYER: BIBLIOTHEKARIAT DER STADT BAMBERG

Halle.

In Commission bei C. E. M. Pfeffer.

1850.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Man bezeichnet gewöhnlich das sechszehnte Jahrhundert als die Zeit, welche Wissenschaft und Kunst zum Leben und Bewusstsein erweckt hat. Künstlern und Gelehrten erging es indess seit jener Zeit vielfältig wie dem bekannten Thoren, welcher den Ast mühsam abgesägt, auf welchem er selbst gesessen. Man wusste zuletzt mehr von indischer und chinesischer Vorzeit als von der des eigenen Volkes, und gerieth nicht mit der Kunst allein in eine grässliche Einöde.

Märchenhaft wird es unsern Nachkommen klingen, dass es eine Zeit gegeben haben soll, in welcher man unsere herrlichen gothischen Kathedralen für krausborstige Ungethüme hielt, durch wilde und barbarische Horden der Völkerwanderung aus fanatischer Narrheit emporgestoppelt. *) Und dennoch steht selbst heute noch der grosse Haufe unserer Catheder-Gelehrten diesen alten Vorurtheilen nicht zu fern. Aegyptische Mumien, etruskische Vasen, römische Legionen-Steine und keltische Begräbniss-Urnen werden unsern Gelehrten-Schulen näher an's Herz gelegt als mittelalterliche Dome. Oder wo wäre ein Lehrstuhl für den Kunstkreis unserer Vorfahren zu finden? Mit einziger Ausnahme dessen, was in neuester Zeit für ein mittelalterliches Museum in Berlin geschehen ist, wurde Alles in diesem Bereich dem Zufall der Privat-Industrie überlassen. Man begnügte sich höchstens damit, unserer vaterländischen Kunst einen gleichen Ehrenplatz neben anderen Kunstzweigen anzuweisen, sie am ersten als etwas Vergangenes, Abgeschlossenes zu betrachten, und die einzelnen Denkmale vom historischen Gesichtspunkt aus um ihrer selbst willen der Erhaltung zu empfehlen.

Uebersehen wurde die wichtige Wahrheit, dass gerade eine genaue Kenntniss der Kunst unserer eigenen Vorzeit den Zuständen der Gegenwart einen nicht täuschenden Spiegel vorhalten müsste. **)

*) Die Barbaren, welche in das römische Reich einfielen und es zu Grunde richteten, führten einen gewissen verkehrten Geschmack in die Baukunst ein, welchen man den gothischen nannte, und welcher auf Fratzen auslief. So unter vielen Anderen Hirt in seiner Geschichte der Baukunst.

**) Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, bewegte sich in den Jahren von 1840 bis 1846 ein eigenthümliches Missions-Unternehmen durch Deutschlands grössere Städte, welches dem für höhere Eindrücke befähigten Theile des Publicums die Bedeutung der vaterländischen Kunst nach Möglichkeit zu erschliessen suchte, und sich dabei getreuer und verkleinerter Nachbildungen bediente.

Zugegeben, dass die Baukunst das Gepräge des Volkscharacters, seine geistigen Fähigkeiten und Begriffe in sich schliesst,*) muss auch zugegeben werden, dass die prinzipiellen Lebensbegriffe des Mittelalters an geistiger Höhe alle früheren und späteren überragt haben, weil ohne diess die mittelalterliche Baukunst, was doch nicht mehr bestritten wird, schwerlich jede andere so unendlich überragt haben würde. Je mehr die abendländischen Völker sich selbst entfremdet wurden, wuchs ihre Antipathie gegen ihre eigenen Meisterwerke; seitdem sie sich selbst wieder finden, kehrt auch in gleichem Verhältniss die Liebe zu denselben zurück. Aber nicht allein liebgewordene historische Denkmäler sollen diese Werke uns sein, sondern sie sollen uns ganz wieder werden, was sie unseren Vorfahren waren, und mit ihnen in gemeinsamem Bunde sollen wir die Kunstweise, welche sie schuf, und welche bisher nur im Scheintode lag, zu neuem Leben erwecken, und als die unsrige wieder zur Nutzanwendung bringen.**)

Wichtig ist somit die gründliche Kenntniss der mittelalterlichen Kunst nicht nur für den Kunstgelehrten und für den Fachkünstler, etwa nur ihrer selbst willen, oder um Erhaltung und Herrichtung alter oder allenfalls auch neuer Denkmäler, sondern, weil sie dazu bestimmt ist, als Volkskunst wieder lebendig zu werden, auch für jeden Gebildeten, welcher über wesentliche Eindrücke Rechenschaft beansprucht.

*) Die Baukunst ist der Ausdruck der Harmonie des wohlgeordneten geistigen und weltlichen Volkslebens. In ihr allein wird jenes unsichtbare Band anschaulich, welches die einzelnen Seelen der zusammen Lebenden umschlingt, und Geschlechter an Geschlechter knüpft. Sie bringt zur Darstellung das über die Spanne Zeit und die Kraft des Einzelnen hinausreichende Gemeinsame, das die Menschen Verbindende und Einigende. So Bunsen in seinem Werk über die römischen Basiliken.

**) Wie sehr die Urtheile eines Hirt durch die Zeit herunter gestimmt sind, und wie sehr man heute schon nach auserlesnen Waffen gegen die germanische Kunst umhersuchen muss, beweist die neuerliche Schrift von Heinrich Hübsch: Die Architectur und ihr Verhältniss zur heutigen Malerei und Sculptur 1847.

Der Verfasser fällt in derselben über den gothischen Styl folgendes Urtheil:

Er passt nicht für nordisches Klima;
er enthält nicht die kühnste und vollendetste Ausbildung der Gewölb-Construction,
er ist nicht der vollkommenste Ausdruck des Christenthums,
er ist nicht die nothwendig höchste Phase des romanischen Styls,
er verwandelt die Kirche in ein Glashaus,
in einen Thurmbau,
er schmückt die architectonischen Grossformen mit sich selbst aus,
in Folge davon schliesst er Sculptur und Malerei meist aus seinem Bereiche aus,
im Kölner Dom ist die für Begegnung des Seitenschubs nothwendige Materie bis zur sechsfachen Masse verschwendet.

Der Verfasser steht auf dem Boden der italienisch-mittelalterlichen Kunst.

Dass die germanische Kunst jene schöpferische Kunst, welche in der Natur sich offenbart, nachbildet; dass sie für die Formgestaltung ihres Gesteins ein eigenes, dem der Natur analoges Krystallisations-Gesetz befolgt hat, wird von ihm übersehen; ebenso wie dieses Gesetz die fast unbegrenzte Beugsamkeit unsres Styls erschliesst, eine Beugsamkeit, welche der jedesmaligen Aufgabe gemäss selbst die schroffsten Wechsel zulässt zwischen lang oder hoch gestreckten Massen, leichten und schweren Formen, grossen Wandflächen und Gliederung selbst der kleinsten Theilchen, Einfachheit und Reichthum, engangeschlossenen und freistehenden Ornamenten, hohen und flachen Dächern. Der Umstand, dass gerade der gothische Styl die Ausschmückung mit seinen Grossformen vor andern Bauweisen voraus besitzt, so wie dass der romanische Styl erst Bedeutung im Gothischen gewonnen hat, weil er nur als Entwickelungsprozess für letzteren betrachtet werden kann, wird im Verfolg dieses Werkes entwickelt werden.

Aufmerksam muss dagegen gemacht werden auf die kleine vortreffliche Schrift: Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniss zur Gegenwart, v. A. Reichensperger. Trier 1845, Fr. Lintzsche Buchhandlung.

Wissenschaftliche Beiträge für diesen Zweig haben bisher gründlich nur Engländer und Deutsche, flüchtig auch Franzosen und Italiener geliefert. Ganze Länder des Abendlandes sind indess für diesen Bezug noch unbekannte Wüsten, und selbst in der deutschen Litteratur schiessen noch täglich die curiosesten Gewächse auf.

Für das vorliegende Werk haben wir uns die Aufgabe gestellt, mit den Erfolgen einer eigenen umfassenden Forschung die Ergebnisse der gesammten Litteratur durch Wort und Bild zur Anschauung zu bringen, Begründetes, Schwankendes und Irriges zu sondern, dem Forscher die Lücken für fruchtbare Bemühungen zu eröffnen, daneben dem Künstler alle bekannten Formen und ihre geschichtliche Stellung behufs neuer Nutzanwendung, dem Gelehrten auf dem Gebiet der Baukunst das seinen sonstigen Studien Verwandte zuzuführen, dem Geistlichen mit der künstlerischen Bedeutung seiner Kirche, und den für ihre Erhaltung und Verbesserung nothwendigen Kenntnissen entgegen zu kommen; zuletzt jedem Gebildeten und den gelehrten Schulen ein vom Bedürfniss der Zeit gefordertes Handbuch zu liefern.

Die Verfasser.

Einleitung.

Das Heidenthum betrachtete die Schöpfung als eine in sich abgeschlossene Gestaltung, weshalb auch seine Kunst über den Dienst des Sinnlichen sich nicht zu erheben vermochte.

Dem Christenthum eröffnete sich dagegen der Blick in eine geistige überirdische Welt, zu welcher die irdische sich nothwendig verhalten musste wie ein menschliches Lebensalter zu einer Ewigkeit. Die sichtbare Schöpfung fand somit erst richtige Bedeutung in der Anschauung des Unsichtbaren, und die Kunst die Aufgabe, sich diesen überirdischen Begriffen gemäss zu bewegen und zu entwickeln.

Weil das Christenthum der Kunst zu entbehren vermag, diese vielmehr zu vermeiden hat, sobald sie nicht seinem innersten Wesen entkeimt, so kann von christlicher Kunstentwickelung nur die Rede sein, wenn eine Blüthezeit des innern christlichen Lebens sich zugleich der Gunst äusserer Verhältnisse zu erfreuen hat. Dieser Bedingnisse halber war es möglich, dass eine christliche Kunst bereits in den ersten Jahrhunderten aufkeimen, und später ihre mittelalterliche Glanzperiode durchlaufen konnte; unmöglich aber, dass die Entwickelung im ersten Jahrtausend rasche Schritte verfolgen durfte, und eben so unmöglich, dass sie im zweiten Jahrtausend sollte erreicht haben, was einst unter noch günstigeren Verhältnissen nicht möchte übertroffen werden können.

Das römische Reich ging altersschwach seiner allmäligen Auflösung entgegen, während das ihm eingeimpfte Christenthum Wurzel schlug und hinlänglich für alle nachfolgende Zeiten sowohl an innerm Bewusstsein als an äusserer Form erstarkte. Ein neues Volksleben liess sich indess nicht mehr begründen und man begnügte sich damit, neue Bedürfnisse durch umgestaltete Anwendung alter Formen zu befriedigen.

Unter solchen Verhältnissen begegnen wir der Entstehung unserer ersten kirchlichen Bauwerke.

Obgleich die christliche Kirche, einem neugebärenden, belebenden, erziehenden, erleuchtenden und erwärmenden Strome gleich, durch Jahrhunderte und Jahrtausende, durch Geschlechter und Nationen mit immer gleichbleibender Kraft sich fortbewegt, so hängt doch der Erfolg ihrer Wirksamkeit, weil eben diese Kraft um der Entwickelung halber eine bemessene ist, von der Art und dem Maasse ab, in welchem Völker für christliche Einwirkung befähigt sind. Die äussere, nothwendig sinnlich wahrnehmbare Form der Kirche wird somit stets zwei Seiten haben, eine nemlich, welche ihrem sich immer gleich bleibenden innern Wesen angehört, und eine zweite, welche, durch die Nationalität bedingt, der Wandelbarkeit unterworfen bleibt. Aufs schlagendste sprechen unsere ersten christlichen Basiliken für die Richtigkeit dieses Gesetzes. Kirche und Cultus waren, selbst unter äusserlich höchst ungünstigen Verhältnissen, befähigt, gleich anfangs in ihnen eine für alle nachfolgenden Zeiten typische Grundform festzusetzen. Anders verhielt es sich mit der künstlerischen Auffassung. Die nationale Seite jener Zeiten war unfähig, von der Kirche neue Befruchtung aufzunehmen, und

konnte somit auch dieser nichts zurückbieten; deshalb Mangel jeder architectonischen Durchbildung und die Nothwendigkeit, für Herstellung des kirchlich Wesentlichen sich altrömischer Bruchstücke zu bedienen.

Während des Verlaufs der Völkerwanderung wurde die Kirche für die Zügelung einer alles überfluthenden Barbarei vollauf in Anspruch genommen, und erst gegen den Schluss ihres ersten Jahrtausends gelang es ihr, die aus dem Chaos sich absondernden neuen Völkerstämme theils in Erziehung, theils doch in Unterricht zu nehmen. Die Kirchenbaukunst blieb während dieses ganzen Zeitraums sich gleich mit wenigen Ausnahmen, wogegen die Kunsttechnik barbarischer wurde.

Im byzantinischen Reiche galt seit Constantins Zeit meist die Hauptstadt für das Ganze, künstlerische Anstrengungen standen durchgängig im Dienste eines luxuriösen Hofes, und es fand selbst die Kirche ohne Rücksicht auf ihre Natur und Rechte sich hierorts dermassen gebunden, dass ihr ferneres Heil nothwendig von der später eintretenden Kirchenspaltung abhängig gemacht werden musste. Auch diese geschichtlichen Verhältnisse erhalten in der kirchlichen Baukunst ihr treues Abbild. Die langgestreckte Form der Basilika, in den ersten Jahrhunderten im Morgenlande mit wenigen Ausnahmen allgemein, konnte für die Dauer dem byzantinischen prunkvollen Centralisationssystem nicht genügen, die Architectur der Kirche, im Abendland die der Linie, wurde im Morgenlande die des bedeutsamen Mittelpunktes. Mehr quadratische Grundform, eine grosse Kuppel über deren Mitte, kleinere Kuppeln und Halbkuppeln in deren Umkreisung, befriedigten diese Ansprüche, während alle Einzeltheile sich nur aneinander anlehnten, und das Bedürfniss organischer Durchbildung nicht mehr gefühlt wurde. Für die Nachfolge gewann man diese Form um so lieber, als sie sich von der Basilika der abgetrennten abendländischen Kirche unterschied.

In wie weit auf das Abendland, als solches nationale Festigkeit gewonnen und byzantinische Elemente beachtete, diese Uebertragung fanden, lässt sich heute noch nicht feststellen; weil theils die Entwickelungsfäden des ersteren häufig in dunkler Vorzeit verschwinden, theils die byzantinische Kunst noch zu wenig bekannt ist.

Mit dem Beginn des zweiten Jahrtausends und besonders seit dem zwölften Jahrhundert wird dieser Entwickelungsgang nachweisbar, verständlich aber nur unter der Bedingung, dass man zuerst das angestrebte Ziel als Ausgangs- und Höhe-Punkt verstanden hat.

Gern macht die kirchenfeindliche Parthei jener Zeit den ungereimten Vorwurf, dass sie unter Vernachlässigung aller nationalen und weltlichen Beziehungen nichtigen Phantomen nachgegangen sei: Anschuldigungen, welche die Böswilligkeit erfunden und die Unwissenheit leider zu sehr geglaubt hat, gewiss nicht zum Vortheil für heutige Zustände.

Von vornherein auf dem Boden christlicher Weltanschauung erzogen, war es unsern germanischen Voreltern gelungen, jegliche Art weltlicher Beziehungen in Cultus, Kunst, Wissenschaft, Nationalität und Bürgerthum dem Princip nach, nicht nur unter sich, sondern auch mit der überirdischen Bestimmung des Menschen in schönste harmonische Wechselverhältnisse zu bringen. Wenn wir sagen, dem Princip nach, so soll damit noch nicht zugestanden sein, dass jene Zeit bei der Erfindung des Princips sich begnügt hätte; es war ihr vielmehr gelungen, solches für längere Zeit zur Herrschaft zu bringen, wenn es auch nicht gelang, die Feinde dieses Princips auszurotten, und somit der Unchristlichkeit die Möglichkeit zur Rückkehr abzuschneiden.

Die alte Kirche überlieferte der abendländisch-mittelalterlichen die Form ihrer Basilika, welche der wesentlichen Anordnung nach beibehalten, unter der Leitung kirchlichen Schicklichkeitsgefühls, religiöser Begeisterung und Poesie, so wie sinnigen Kunstgeschmackes, Hand in Hand mit einem aufblühenden Cultus durch Zuwachs und Durchbildung zu so herrlichem Formen-Reichthume sich entwickelte, wie der Kölner Dom, und die bis heute noch nicht gezählte Menge anderer Cathedralen entfalten.

Die Entwickelung des Mittelalters stieg in ununterbrochener Stufenfolge zu ihrem Höhenpunkte vorwärts, überschritt denselben in kaum fühlbaren Bogen, und stieg noch für lange Zeit auf eben so gleichmässig geordneter Stufenfolge nach unserer Seite abwärts, so dass Bergabfälle und Purzelbäume erst im sechszehnten Jahrhundert beginnen.

War diese Entwickelung für das gesammte Abendland der gebotenen Aussaat nach eine gemeinsame, so doch nicht nach dem Erfolge, weil die, wenn auch überall gleiche Kirche, nicht in eben dem Maasse gleich befähigte Nationalitäten vorgefunden hatte. Die romanischen Völker fielen ihr im Mannesalter zu, und ihre Aneignung beschränkte sich auf Erleuchtung und Erwärmung; die neuen germanischen Stämme dagegen genossen eine Erziehung von Kindesbeinen an, und bereiteten ihrer Erzieherin durch herrliches Gedeihen Ehre für alle nachfolgenden Zeiten; wogegen die Slaven zu keiner Zeit sich über Elementar-Verhältnisse erheben liessen.

In der Richtung des Zeitverlaufs theilt die Architectur des gesammten Abendlandes eine gemeinsame Physiognomie, in der Richtung der Nationalitäten hingegen eine besondere jeder Nationalität entsprechende.

Die Germanen verbanden die ererbte Basilika mit Chorraum und Glockenthürmen, und bildeten die an ihr vorgefundenen roh an einander gefügten Theile in dem Maasse zu einem gemeinsamen, auf's schönste und sinnigste gegliederten Körper durch, dass nur Kenner im Stande sind, im Neuen das Alte zu erkennen; die Romanen dagegen mochten sich von der ihrem Bewusstsein lieb gewordenen ursprünglichen Basilika nicht entfernen, liessen jedoch jeder Zeit neue Formen in so weit sich willkommen sein, als diese beugsam genug waren, um den ein für alle mal liebgewonnenen Hauptformen sich anzubequemen.

Mittelglieder zwischen beiden Volksstämmen trugen dem Gepräge ihrer Baukunst durch Aneignung germanischer Formen meist stets nach dem Maasse Rechnung, als germanische Elemente überhaupt in ihnen aufgegangen waren; wie auch die nationale Schattirung der rein germanischen Völker in ihrer Architectur sich abgespiegelt hat.

Die slavischen Stämme, da sie ungefügig waren für selbstständige Entwickelung, erborgten ihre Bauweise von den nächsten kirchlich verwandten Nachbaren, den Germanen.

Weil die germanischen Völker zu jener Zeit das ganze Abendland theils beherrschten, theils doch ihrem Einfluss unterzogen, und ihre bevorzugte Stellung auch durch consequenteste Durchbildung ihrer Baukunst Ausdruck fand, muss für die Kunst des Mittelalters ihre Architectur nothwendig zum Maassstabe für die Würdigung der Leistung aller übrigen Völker angewendet werden.

Erster Abschnitt.

Die altchristliche Kunst.

Die Basiliken bis zum Beginn des Mittelalters.

Obgleich in der abendländischen Kirchenbaukunst bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts vielfältige Gestaltung, nemlich Quadrat, Kreis und Achteck, einfach und mehrfach zusammengesetzt, wie wir weiter unten näher sehen werden, zur Anwendung kamen, so ist es doch vorzugsweise die Form der Basiliken, welche am meisten zuletzt fast allein typisch blieb, wesshalb wir uns zunächst mit dieser ausschliesslich zu beschäftigen haben.

Die Form altchristlicher Basiliken ist heute im Allgemeinen noch bekannt, weil Bauwerke aus jenen alten Zeiten wenigstens theilweise noch in Monumenten erhalten, zum Theil auch durch alte Schriftsteller beschrieben sind, keineswegs ist aber ihr unmittelbarer Zusammenhang mit der heidnisch römischen Kunst, ihre veränderte Gestaltung in den verschiedenen Zeitaltern, am wenigsten eine zusammenhängende Entwickelung von den altchristlichen Zeiten bis zum nachweisbaren Mittelalter in einer Art klar, wie von den meisten Seiten her so gern angenommen wird. Alles sichere Wissen über die Zeit des zwölften Jahrhunderts hinaus ist vielmehr bis jetzt nur fragmentarisch, immerhin jedoch ausreichend für nothwendige allgemeine Anschauungen.

Rücksicht auf die antike Architectur und namentlich deren Basiliken.

Welche Ansprüche die ersten christlichen Jahrhunderte an die Form ihrer gottesdienstlichen Gebäude machten; wie die ältesten uns noch näher bekannten Kirchen in architectonischer Hinsicht beschaffen waren; und welche antiken Baulichkeiten sie dieser Beschaffenheit nach sich angeeignet haben, sind die Fragen, von deren Beantwortung das erste Entstehen unserer Kirchenbaukunst nothwendig abhängt. Leider lässt der heutige Stand der Wissenschaft hierüber noch Vieles im Dunkeln. Das christliche Bewusstsein für bestimmte Formen sowohl der Kirchen wie des Gottesdienstes konnte sich nur allmählig feststellen. Die christliche Aneignung des jüdischen Cultus, die Gegensätze beider, so wie die Zeit in welcher solche Form gewonnen, würden hier sehr in Betracht kommen. So viel bekannt ist, fanden die ältesten christlichen Versammlungen in Privat-Häusern statt, und die Judenchristen Jerusalems besuchten bis zur Zerstörung noch fortwährend den jüdischen Tempel. Während der Verfolgungen versammelten sich die Christen an verborgenen Orten, in Höhlen und Katakomben, ja einige christliche Apologeten versichern sogar, sie hätten weder Tempel noch Altäre. Dennoch hat es frühzeitig christliche Kirchen gegeben, Carthago, Numidien und Mauritanien besassen deren im zweiten Jahrhundert in Menge, Rom zur Zeit der diocletianischen Verfolgung um 303. an vierzig. Instructive Beschreibungen derselben beginnen wohl erst mit dem Kirchen-Geschicht-Schreiber Eusebius, also über Kirchen der Zeit Constantins des Grossen.

Ueber die Gliederung der Gemeinden während des Gottesdienstes geben die apostolischen Constitutionen aus dem dritten Jahrhundert einige Andeutungen, über die Form der Kirchen-Gebäude aber nur so viel, dass sie ein Oblongum bilden und eine östlich-westliche Richtung halten sollten. Der oberste Platz gegen Osten war dem Bischofe mit den Presbytern und Diakonen angewiesen, eine erhöhte Stelle in der Mitte den Lectoren, den

2

Männern die südliche, den Weibern die nördliche Seite; eine Einrichtung, welche durch viele Jahrhunderte sich erhielt.

Ob bereits vor Constantins Zeit christliche Kirchen einen Vorhof nach Art des jüdischen Tempels erhielten, ist uns nicht bekannt.

Für die Beantwortung der zweiten Frage müssen wir uns, in Ermangelung älterer Vorlagen, mit den Formen der alten St. Peterskirche begnügen, welche Constantin der Grosse um 330 über den Märtyrer-Gräbern der Apostel-Fürsten Petrus und Paulus errichtete. Zwar ist das Gebäude selbst später abgetragen für den Neubau der heutigen Peterskirche, sehr anschauliche Bau-Zeichnungen sind jedoch vor dem Abbruch aufgenommen und auf unsere Zeit gekommen. Mit ihrer Betrachtung wollen wir uns hier nur in so weit befassen als es nothwendig ist, um für die Beantwortung unserer dritten Frage verständlich zu werden.

Vor der Kirche finden wir einen Vorhof auf allen vier Seiten mit Säulengängen eingeschlossen, während der Säulengang, welcher die vordere Schmalseite der Kirche berührt, zugleich zur Vorhalle dient. Die Kirche selbst zerfällt der Länge nach in drei Theile, Langhaus, Querhaus und Altartribune in Halbkreisform; der Breite nach wieder in drei Theile, nemlich den Mittelraum und je doppelte Seiten-Räume. Diesen der Breite nach fünftheiligen Längen-Raum nennt man die Schiffe der Kirche, weil das Christenthum der ersten Jahrhunderte bereits in seiner Bilder-Sprache das Bild eines Schiffes als Symbol der christlichen Kirche betrachtete. Alle fünf Schiffe der Kirche beginnen unmittelbar an der Vorhalle, das Mittelschiff mit drei Eingängen, die beiden zunächst liegenden Seiten-Schiffe jedes mit einem, und münden am entgegengesetzten Ende durch weite Thorbögen in den Querbau, wobei denn der Thorbogen des ungleich breiteren und höheren Mittelschiffes auch verhältnissmässig grösser ausfällt. Anfangs- und End-Punkte des Mittelschiffes ruhen auf vierseitigen Pfeilern, die Mitte jeder Längen-Seite auf zwanzig Säulen. Ueber den Säulen liegen horizontale Decksteine und tragen die fensterdurchbrochenen Mauern, welche sich so hoch über die Bedachung der Seiten-Schiffe erheben, als die Freiheit der Fenster erfordert, und wieder den Decken-Balken und der Bedachung des Mittelschiffes zum Unterlager dienen. Jedes Paar Nebenschiffe hat etwa die Breite des Mittelschiffes, wird unter sich wieder durch eine Säulenreihe getrennt, und durch eine Bedachung, welche schräg gegen das Mittelschiff hin aufsteigt, geschlossen. Der Querbau, in dessen eine Langseite die Schiffe mittelst ihrer fünf Thorbögen münden, verbindet in der Mitte der andern Langseite, also die Perspective des Mittelschiffes gleichsam schliessend, sich mit einem Halbkreisausbau, welchen oben ein Halbkuppelgewölbe deckt, und dessen Weite und Höhe mit dem Thorbogen des Hauptschiffes correspondirt.

Halten wir diese Anhaltspunkte der frühesten bekannten Kirchen-Architectur fest; so sind wir ausgestattet, die einschlägigen Analogien der römischen Baukunst aufzusuchen und zu würdigen, und somit unsere dritte Frage so weit zu erledigen, als jetztzeitige Alterthumskunde solches erlaubt. Leugnen können wir nicht, dass die sogenannten Hyphäthral-Tempel und mehr noch die antike Basilika manches Vorbildliche für die Formen der obigen Peterskirche bieten, müssen jedoch von vorn herein gegen die bereits allgemein gewordene Annahme protestiren, als hätte die antike Basilika nur sehr geringer Modification bedurft, um in den Formen der alten Peterskirche aufzutreten.

Die erwähnten Hyphäthral-Tempel kommen in Griechenland und Unter-Italien vor, einer z. B. zu Pästum bei Neapel, sind jedoch eher ein Tempelhof, als ein wirklicher Tempel, denn ihnen fehlt die Bedachung des Hauptraumes. Ihre Form ist bedeutend länger als breit, im Innern ziehen sich zwei Säulenreihen der Länge nach hin, und tragen über ihrem Architrav eine zweite Säulenreihe. Die Seitengänge sind bedeckt, die Mitte offen. Eine mittlere Säulen-Perspective und Seitengänge sind also die Formen, welche diese Tempel mit den christlichen Basiliken theilen.

Noch mehr Aehnlichkeit mit den letztern bieten die antiken Basiliken, in so fern als man nur die Grundrisse miteinander vergleicht; im Aufriss dagegen sind die frühchristlichen Kirchen von den antiken Basiliken so weit verschieden, dass wir fast geneigt wären alle Wechselbezüge aufzugeben, wenn nicht die gleiche Benennung beider Arten von Gebäuden nothwendig darauf hinweisen würde. Ob indess diese Gegenseitigkeit in der baulichen Form oder in der Benennung allein beruht, hängt von der bis heute noch fehlenden Entscheidung ab, ob die christliche Basilika auf die heidnische einging um solche zu vervollständigen, oder vielleicht einen Gegensatz zu bieten. Wir glauben eher das Letztere, denn die Christen nannten lange vor Constantin ihre Kirchen Basiliken und der Name stammt daher nicht etwa davon ab, dass Constantin die Christen-Gemeinden in die heidnischen Basiliken einführte. Basilika — sagt der spanische Kirchenlehrer Isidorus im siebenten Jahrhundert — heisst ein

Königshaus, und jetzt nennen wir so die Gotteshäuser, weil in ihnen dem Könige des Alls Dienst und Opfer gebracht werden; und die ältesten Kirchenbeschreiber ziehen stets gern Parallelen mit Salomons Tempel.

Ehe wir die Aehnlichkeit und Abweichung der heidnischen und christlichen Basilika neben einander stellen, ist es nothwendig, die ersten für sich selbst noch näher in Betracht zu ziehen.

Die älteste Basilika stand zu Athen am Fuss der Pnyx, und hatte ihren Namen vom obersten Staatsbeamten Archon Basileus. Rechtssachen, welche sich auf Staats-Religion bezogen, wurden in ihr verhandelt. Socrates wurde hier verhört, und hielt das erhaben ernste Gespräch über das Heilige mit Eutyphron. Ueber ihre bauliche Einrichtung ist nichts bekannt.

Von römischen Basiliken kennt man mehrere dem Grundrisse nach sehr genau, während über den Aufriss viel Dunkelheit herrscht. Gewöhnlich denkt man sich ihre Einrichtung in folgender Art:

Innerhalb der Mauern eines länglichen Vierecks läuft eine Säulen-Reihe umher, mit allen vier Seiten parallel. Ueber dem Architrav der Säulen liegt eine Decke nach den Umfassungs-Mauern hin, so dass der innere Hof von vier Seiten durch einen bedeckten Gang umgeben wird. Eine zweite Säulenreihe über der erstern, von dieser durch das Gebälk und eine niedrige zur Brustwehr dienende Mauer (pluteum) getrennt, bildet Umgangshallen eines zweiten Stockwerkes (Chalkidiken) und erhält Bedeckung durch ein Dach, während die Mitte des Ganzen ohne Bedachung verbleibt, also ein offener Hof. An der vordern Schmalseite bilden die Umgangs-Säulen, oder in deren Stelle vierseitige Pfeiler eine Vorhalle, welche sich mittelst Thüren öffnet, und an die hintere Schmalseite schliesst sich ein halbkreisrunder, mit einem Halbkuppelgewölbe überdeckter Ausbau (hemicyclium, Apsis, Absis, Tribuna) an, etwa von der Breite des mittleren Hofes. Der Fussboden der Absis ist um eine Anzahl Stufen erhöht, und im Halbrund mit Sitzbänken versehen.

Der Hauptzweck dieser Gebäude theilte sich in drei sehr auffallende Gegensätze. In der Tribune nämlich wurde Recht gesprochen, im vordern Raume mit seinen Umgängen Handel getrieben, wie etwa heute noch im orientalischen Bazar, und auf den Chalkidiken gelustwandelt.

Zu den bekannteren vorchristlichen Basiliken gehören zwei zu Pompeji, eine zu Herculanum, mehrere zu Rom und eine, welche man wenigstens dafür hält, zu Trier.

Zu Pompeji liegt eine grössere an der Langseite des dortigen Forums. Im Innern stehen jederseits vierzehn Säulen in die Länge, und vier in die Breite, während die vier Säulen der Vorhalle sich in einer zweiten Reihe wiederholen, wodurch die Halle an Tiefe gewinnt. Die Säulenreihe des zweiten obern Umgangs soll noch erkennbar, der grosse Mittelraum unbedeckt gewesen seyn. Die Tribune ist weder halbkreisrund noch vierseitig ausgebaut, sondern wird durch zwei Wände gebildet, welche im Innern an die hinterste Schmalseite sich rechtwinkelicht anschliessen. Der Fussboden der Gerichtsstätte ist gegen die vordern Räume um sieben Fuss erhöht.

Eine zweite kleinere Basilika, der erstern gegenüber liegend, hat eine ausspringende Halbkreistribune von der Breite des innern Hofes, und neben dieser zu jeder Seite zwei gleiche kleinere Ausbauten, welche auf die Perspective der längern Säulen-Gänge treffen.

Bei der Basilika zu Herculanum kommen gleichfalls die beiden kleinern Halbkreis-Nischen vor, während die Tribune in vierseitiger Gestalt nach aussen vorspringt. Weil die Vorhalle gewölbt ist, fehlen auf dieser Seite die Umgangs-Säulen und werden durch vierseitige Pfeiler ersetzt.

Die Basilika sessoriana zu Rom, jetzt Kirche St. Croce in Gerusalemne, ist zu sehr modernisirt für sichere Schlüsse auf ursprüngliche Anordnung. Ihre grosse Halbkreis-Absis, breiter als das jetzige Mittelschiff, mag zum alten Bau gehören.

Die Basilika Siciniana, jetzt Kirche St. Andrea in Barbara, besteht aus einem einfachen oblongen Raume mit sehr breiter Halbkreis-Tribune und ohne Säulen.

Unter den übrigen Basiliken Roms, deren im Ganzen an vierzig bestanden haben sollen, zeichnen sich durch Ausdehnung in der Anlage aus die der ämilischen Familie am alten Forum und die des Kaisers Trajan am neuen Forum, welche letztere auch Basilika Ulpia hiess. Fragmente des auf Marmorplatten eingravirten alten Stadtplanes von Rom, welche jetzt im capitolinischen Museum aufbewahrt werden, enthalten ihre Grundrisse. Bei beiden lief eine doppelte Säulenreihe, ähnlich wie an den Langseiten unserer fünfschiffigen Kirchen, auf allen vier Seiten des mittleren Raumes umher, und ihre Halbkreis-Absiden hatten die mächtige Grösse des in Hälften getheilten römischen Pantheons. Die trajanische hatte deren sogar zwei, an jeder Schmalseite nämlich eine, wogegen die drei mächtigen Eingänge der einen Langseite zugetheilt waren. In beiden grossen Basiliken gesellte sich zu den beiden Säulenreihen des Umganges vor jeder Tribunal-Nische noch eine dritte, wodurch die Nische architecto-

nisch um so mehr vom mittlern Raume geschieden wurde. Man glaubt, der grosse mittlere Raum sey hier nicht offener Hof, sondern bedeckt gewesen.

Der Friedenstempel am römischen Forum, von Maxentius und Constantin erbaut, im Innern mit vier Pfeilern und nur angelehnten Säulen, mit drei Kreuz-Gewölben im mittlern, und Tonnengewölben in den Nebenräumen, wird neuerlich auch für eine Basilika gehalten.

In anderer Art von der gewöhnlichen Form abweichend, und verwandt der Basilika Siciniana, ist die Basilika zu Trier, ein Backsteinbau, dessen Inneres einen einzigen bedeckten Raum ohne Säulen bildet. Die Tribune ist halbrund, und die eine noch erhaltene Langseite durch stark vorspringende, mittelst eines Halbrundbogens verbundene Pilaster-Pfeiler gegliedert, während die Füllmauern zwischen diesen Pfeilern je zwei Fenster übereinander enthalten. Sie soll erst in der christlichen Zeit entstanden seyn.

Gehen wir jetzt zum Vergleich der christlichen und antiken Basilika über, so stellt sich an beiden als Gleiches heraus: die Vorhalle, ein mittlerer Raum durch schmälere und niedrigere Säulengänge an den beiden Langseiten begleitet, und als Schluss der hintern Schmalseite eine Halbkreis-Tribune als bevorzugter Platz, sowie zuletzt noch oblonge Form der ganzen Anlage.

Alle diese Gleichungen finden wir indess, wenn auch minder vereinbart, an andern vorchristlichen Gebäuden, welche eben nicht Basiliken waren.

Vorhallen und oblonge Form bei den meisten Tempeln; eine Begrenzung des Mittelraums durch Säulengänge an den Seiten, und dessen Ueberhöhung durch eine zweite Säulenreihe über der ersteren, nicht nur an den Hyphäthral-Tempeln, sondern auch in den sogenannten ägyptischen Prachtsäälen, welche den Kirchen schon in so weit näher stehen, als ihr Mittelraum bedeckt war; zuletzt halbkreisrunde Nischen bei römischen Tempeln und Bädern.

Dass die Formen, in welchen die christlichen Basiliken den antiken gleichen, eben so leicht ohne die letztern zusammen gefunden werden konnten, versteht sich daher wohl von selbst.

Die wesentlichen Unterschiede zwischen den christlichen und antiken Basiliken fallen dagegen mehr ins Gewicht. Die Vorhalle, in der alten Basilika meist einen Theil der innern Umgänge bildend, wird bei den christlichen ein Theil der Umgänge des Vorhofes oder Atriums. Die Seitengänge, einfach oder doppelt, früher im Zusammenhange um alle vier Seiten des mittleren Raumes sich hinziehend, beschränken sich in den Kirchen auf die Begleitung der beiden Lang-Seiten des Mittelschiffes. Das Mittelschiff selbst behält vom antiken Bau fast nichts weiter bei als die beiden Säulenreihen nebst Architrav der Langseiten. Die obern Säulen mit ihren Umgängen fallen meist an den ältesten christlichen Basiliken weg, eine Mauer tritt an ihre Stelle, und gliedert sich durch die nöthigen Fensteröffnungen. Zugleich bleibt das Mittelschiff nicht mehr offener Hof, sondern erhält Bedachung, mithin totale Umwandlung des Characters. Von der Halbkreis-Absis kann man sagen, dass solche der Form nach dieselbe bleibt, nicht aber rücksichts der Beziehung zum Ganzen. In der antiken Basilika war sie ein für sich bestehendes von der Totalität des Gebäudes abgesplittertes Ganzes, denn weder die Verbindung noch die Trennung war architectonisch entscheidend ausgesprochen, dem Zweck nach jedenfalls die Trennung. In der Kirche wird sie, wenngleich ein bevorzugtes, doch immer abhängiges Glied, und beibehalten theils wegen des bedeutsameren Abschlusses, theils wegen der acustischen Vortheile, welche sie bietet.

Zuletzt tritt als wesentlichster Unterschied in der kirchlichen Basilika zwischen die Langschiffe und die Absis noch ein Querbau, Kreuzschiff genannt, welcher um so weniger bei der antiken Basilika sich finden lässt, als die Säulengänge, welche scheinbar seine Stelle einnehmen, mit den Säulengängen der Langseiten unter gleichem Begriff stehen. Einerseits trennt dieses Querschiff durch starke Pfeiler sich entschieden von den Langschiffen, während die antiken Säulengänge untereinander zusammenhängen, anderer Seits vermittelt es wieder alle Theile der Kirche durch seine weitgeöffneten Thorbögen, also auch die Absis mit dem Mittelschiff, während die antiken Säulen die Trennung der Absis vom Mittelschiff wenigstens andeuten, jedenfalls den Zusammenhang unterbrechen.

Nach dieser Darstellung glauben wir annehmen zu müssen, dass der Zusammenhang der christlichen und antiken Basilika nicht so entschieden feststeht als durchgängig angenommen wird, halten uns vielmehr überzeugt, dass die Vorarbeiten für die christliche Basilika in der heidnischen, bisher durchaus überschätzt sind.

Unsere zu Anfange aufgeworfenen Fragen lassen sich mithin noch durchaus nicht erledigen, und würden deshalb für fernere Forschungen zur Richtschnur dienen können.

Anmerkung. Alle uns bekannten Vorgänger auf diesem Gebiet sind freilich entgegengesetzter Meinung, und wir waren vor einigen Jahren noch um so mehr geneigt, ihrer Auctorität zu folgen, als wir mit selbstständigen Betrachtungen bis dahin auf mittelalterliche Baukunst uns allein beschränkt hatten.

So Fried. Hoffstadt in seinem gothischen ABC. Seite 259. „Die heidnische altrömische Basilika enthält demnach die wichtigste Bedeutung dadurch, dass sie das unverkennbare Vorbild der altchristlichen Basilika, wie diese das Vorbild der mittelalterlichen Dome war." Prof. Kugler in seiner Kunstgeschichte Seite 328. hält die antike Basilika für das beste Vorbild der christlichen, geht aber vorsichtig und mehr allgemein auf die Verwandtschaft beider ein. Dagegen Gottfr. Kinkel in seiner Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern Seite 61. „Auch in der Geschichte der Kunst lebt eine Nemesis. Das Zeichen tiefster Schmach, das Kreuz ist ins Panier der Menschheit aufgenommen worden: die Basilika, in der Sokrates und Christus verurtheilt, in der nach ihnen zahllose Märtyrer gerichtet wurden, sollte ihre Form jetzt der Verherrlichung des Einen Gottes darbieten, den Jene verkündigt hatten. In der That war in dem römischen Gebäude schon alles Wesentliche gegeben, was der christliche Kultus erforderte."

Bunsen in seiner Schrift über die römischen Basiliken: „Gewiss darf es kaum ein bedeutungsloser Zufall heissen, dass das Wort Gottes von der feierlichsten Richterstätte der römisch-griechischen Welt erschallte, dass das Volk von nun an sich vorzugsweise als Gemeinde versammelte, nicht um zu richten, zu feilschen und zu handeln, sondern um die Verkündigung des Heiles der Menschen zu hören, das ewige Sittengesetz zu bedenken, in diesem Gefühle anzubeten und Gott zu loben." Ferner „die architectonische Idee der alten Basilika, als einer Einheit zeigt sich jetzt erst als vollständig verstanden und benutzt." In der heidnischen Basilika vertheidigen sich Christen, wie einst Sokrates gegen die Anklage der Gottlosigkeit, und wählen solche drei Jahrhunderte später zum Hause des Königs der Könige, dessen göttliches Recht das menschliche hinfort ordnen sollte.

Nach Abfassung der obigen Darstellung wurde uns die Schrift von A. C. A. Zestermann über die antiken und christlichen Basiliken. 1847.

Der Verfasser bedauert die meisten in diesem Felde bisher bestehenden Ansichten auflösen zu müssen, weiss diesen aber nichts entgegen zu setzen als eigene Ansichten, welche von vorn herein aller Begründung entbehren, und von welchen immer jede zur Feststellung der nächsten als Beweismittel verbraucht wird.

Begnügten wir uns oben darauf aufmerksam zu machen, dass der architectonische Zusammenhang der antiken und der christlichen Basilika bisher nur überschätzt sey, so will dagegen Verfasser beweisen:

1) dass die Königshalle zu Athen zu den römischen Basiliken ausser allem Bezuge stehe;
2) dass die forensischen Basiliken rücksichts ihres Grundrisses mit den christlichen um so weniger gemein hatten, als die forensischen stets einer Absis, auch wohl jedes architectonischen Tribunals, so wie der Eingänge auf der Schmalseite entbehrt haben;
3) dass es antike Basiliken ohne Säulengänge nicht gegeben habe;
4) dass alle antiken Basiliken nicht nur bedeckte Mittelräume hatten, sondern auch die stufenartige, nemlich die niedrige Bedachung des Umganges, sowie die höhere Bedachung der Mitte, für sie characteristisch und eben das Gemeinsame sey, welches sie mit den christlichen Basiliken theilen;
5) dass deshalb die uns erhaltenen Basiliken nicht Basiliken gewesen wären, weil sie den Ansprüchen des Verfassers nicht genügen.

Was Verfasser für diese Behauptungen anführt ist wesentlich Folgendes:

Zu 1. Die Königshalle zu Athen hiess Basileuos Stoa; die römische Halle Basilika, von basilicus, königlich, herrlich, prächtig. Basilika sey nun aber nicht auf Basileuos zu beziehen, sondern solle eigentlich heissen Basilica porticus, die prächtige Säulenhalle. Beweise: Weil es an sicheren Nachrichten fehlt, dass Griechenland ausser der atheniensischen Stoa noch weitere Basiliken besass, welche als Vorbilder für römische dienen könnten; so wie die blosse Meinung des Verfassers, dass die römischen ursprünglich dem Handelsverkehr allein und nicht den Tribunalen gewidmet waren.

Zu 2. Für die Halbkreis-Absis sprach bisher zuerst die im Grundriss erhaltene römische Basilika Ulpia, dann weiter die vermeintliche constantinische in ihren Fragmenten. Obgleich die Absis der ersteren auf die Axe der Basilika trifft, diese Absis architectonisch so behandelt ist, dass sie für ein Tribunal eingerichtet erscheint, ja Verfasser zugestehen muss, dass noch eine zweite Absis vorhanden war, deren beziehende Lage zur Basilika sich nicht wegläugnen lässt; so sucht er mit der ersten Absis dadurch fertig zu werden, dass er zunächst das Vorhandenseyn der zweiten ignorirt, der erstern ihre Zugehörigkeit zur Basilika nur deshalb abspricht, weil ihr Durchmesser, obwohl weniger als der der ganzen Basilika, so doch etwas mehr als der der Säulen-Colonaden betrage, und zuletzt der erstern Absis eine nicht weitere Bedeutung übrig lässt als die einer zufälligen Krümmung der das Forum umgrenzenden Einfassungsmauer. Weiter hinten in seiner Darstellung erst berührt er gelegentlich die zweite Absis, über deren Bedeutung er aber ohne Weiteres mit der Bemerkung wegeilt, dass er Bezüge zwischen ihr und der Basilika nicht gestatten könne. Gleichwohl werden diese unhaltbaren Behauptungen zu Beweisen für weitere benutzt. Gleich der Absis spricht Verfasser den forensischen Basiliken auch jedes anderweitige architectonische Tribunal ab, obwohl er Archiv-Räume zugesteht und Vitruv ausdrücklich die architectonische Anordnung eines Tribunals in seiner Basilika zu Fano beschreibt. Dafür, dass die Eingänge den Schmalseiten fehlen, müssen wir uns wieder mit nackten Behauptungen ohne Beweise begnügen.

Zu 3. Theils die willkührliche Annahme, dass man unter Basilika Basilica porticus sich zu denken habe, theils Missverständniss des Vitruv sollen hier dem Verfasser zur Seite stehen. Vitruv ertheilt nämlich nicht eine Beschreibung oder Bau-Regeln, welche sich auf alle vorhandenen Basiliken erstrecken, sondern theilt nur seine Ansichten über die besten Säulen-Verhältnisse in soweit mit, als ihm nöthig dünkt, um die von ihm zu Fano angelegte Basilika zu rechtfertigen und als eigenthümlich zu bezeichnen, eben weil solche in der Säulenstellung von den bisherigen Ausführungen abwich; Bedachung, Tribunal und Eingänge anderer Basiliken als der seinigen berührt er deshalb nicht weiter, woraus denn doch nichts weniger folgt, als dass alle Basiliken nothwendig Säulengänge enthalten haben müssen, oder Vitruv gar alle vorhandenen Basiliken gründlich habe beschreiben wollen.

Zu 4. Vitruv, nachdem er seine Bedachung zu Fano beschrieben, drückt sich dahin aus, dass er durch diese doppelte Bedachung nach aussen anmuthige Wirkung erzielt habe, woraus sich eher folgern lässt, dass solche seiner Basilika eigenthümlich gewesen sey, an andern mithin die obere Bedachung wohl gefehlt habe. Dennoch will Verfasser hier gerade das Gegentheil folgern und führt als weitern

Beweis noch an, dass Portius Latro auf dem Forum nicht habe Prozess führen wollen, weil ihm Mauern und Ueberdeckung gefehlt, und er deshalb in die Basilika verlangt. Wenn man aber annimmt, dass einige Basiliken bedeckt gewesen seyn mögen, vielleicht auch nur zeitweilig mit Segeltuch, alle aber ein bedecktes Tribunal und vor dem Tribunal bedeckte Umgänge hatten, so kann auch die Aeusserung des Portius Latro hier nichts zu Gunsten des Verfassers beweisen, am wenigsten es ausgemacht seyn, dass alle noch vorhandenen unbedeckten Basiliken, wie die zu Herkulanum und Pompeji, nothwendig ihres Charakters entbehren müssen. Gleichwohl zerrinnt auch damit die Feststellung der stufenförmigen Bedachung als gemeinsame Eigenthümlichkeit der alten und christlichen Basiliken. Zuletzt entbehrt auch die Behauptung, dass die römischen Basiliken Anfangs dem Handelsverkehr allein gewidmet waren, jeder Befestigung.

Die Basilika vertrat bekanntlich das Forum für sehr gemischte Zwecke, als namentlich Rechtsprechen, Handeltreiben, Spazierengehen, u. A. Will man nun für bestimmte Zeiten und für eine bestimmte Basilika von dem Treiben des Forums etwas Gewisses ausgeschlossen wissen, so müsste solches doch factisch bewiesen werden und nicht durch blosses Schweigen, oder man könnte eben so gut annehmen, in dieser und jener Basilika sey niemals irgend etwas getrieben, weil die Geschichte nichts darüber berichtet.

Nachdem der Verfasser in seiner allgemeinen Abhandlung unbegründete Muthmassungen für Feststellungen zum Besten giebt, verwendet er solche den einzelnen Basiliken gegenüber als unumstössliche Beweise; und wenn er Bunsen den Vorwurf macht, dass dieser zur Erklärung der alten Basiliken die Form der christlichen zu Hülfe genommen hat, so muss man dem Verfasser vorwerfen, dass er für seine Erklärung von allem positiven Stoffe abgestanden sey.

Zu 5. Die Reste der constantinischen Basilika sollen einer Basilika nicht angehören, eben weil sich hier Halbkreisabsiden finden, welche auf andere Weise sich nicht fortdisputiren lassen. Zwar nimmt Verfasser hier noch andere Beweise zu Hülfe, aber nicht stichhaltige. So zunächst die Maasse: Es kommen bei dieser Basilika nemlich 300 Fuss auf die Länge, 230 F. auf die Gesammt-Breite, 138 F. auf die Breite des Mittelraumes, 46 F. auf die Breite der schmälern Nebenräume, also folgende Verhältnisse: 300 — 230 — 138 — 46.

Vitruv sagt nun, man nehme folgende Verhältnisse an; nemlich nicht mehr als die halbe Länge für die Breite des Mittelraumes, und $^1/_3$ des Mittelraumes für jeden Seitenraum, also 300 — 250 — 150 — 50, und nicht weniger als ein Drittel der Länge für die Breite des Mittelraumes, also 300 — $166^2/_3$ — 100 — $33^1/_3$.

Zwischenverhältnisse schliesst Vitruv nicht aus, und die constant. Basilika bietet uns wirklich ein solches Mittelverhältniss. Verfasser hat dagegen hier irrthümlich das „nicht mehr und nicht weniger" des Vitruv für ein „entweder oder" gehalten. Seine übrigen Hülfsbeweise, zu dicke Mauern, das Vorhandenseyn eines reicheren Pflasters unter einem einfacheren, vorhandene Fenster in den Nebenräumen, verdienen nicht Beachtung.

Zum Schluss lassen wir für das eigene Urtheil der Leser Vitruvs Worte nachfolgen:

„Die Plätze der Basiliken müssen sich an das Forum anschliessen, und dazu die wärmsten Stellen gewählt werden, damit die „Kaufleute den Winter hindurch sich ohne Beschwerde durch die Witterung in dieselben begeben können. Die Breite derselben darf nicht „geringer als nach dem Drittel, nicht grösser als nach der Hälfte der Länge bestimmt werden, wenn nicht etwa die Beschaffenheit des „Platzes hinderlich ist, und das Verhältniss anders zu gestalten nöthigt. Wenn aber der Platz in der Länge zu geräumig ist, so mag man „an den äussersten Ecken Chalcidiken anlegen, wie sie sich in der Julia Aquiliana finden. Die Säulen der Basiliken sind unmassgeblich „so hoch zu machen wie die Säulengänge breit sind, den Säulengang bestimme man ein Drittel so breit als der Mittelraum ist. Die obern „Säulen müssen, wie eben angegeben wurde, kleiner als die untern eingerichtet werden. Die Füllwand, welche zwischen den obern und „untern Säulen liegt, scheint gleichfalls ein Viertel kleiner als die obern Säulen gemacht werden zu müssen, damit die, welche auf der „Dielung der Basilika spazieren gehen, von den Handeltreibenden nicht gesehen werden können. Das Gebälk, der Fries, die Kranzleiste, „müssen nach dem Verhältniss der Säulen, wie wir im dritten Buch gesagt haben, ermittelt werden. — Nicht minder kann die Bauart der „Basiliken im höchsten Grade Würde und Anmuth haben, wie ich eine zu Fano habe anlegen und erbauen lassen, deren Verhältnisse und „Ebenmaass folgendermassen bestimmt sind. Das Mitteldach zwischen den Axen der Rundsäulen ist lang 120 Fuss, breit 60 Fuss, der „Säulengang derselben um das Mitteldach zwischen den Wänden und den Rundsäulen ist breit 20 Fuss. Die Rundsäulen haben mit den „Capitälen 50 Fuss ununterbrochene Höhe, 5 Fuss Stärke, und auf der Rückseite Halbsäulen von 20 Fuss Höhe, $2^1/_2$ Fuss Breite und „$1^1/_2$ Fuss Stärke, und diese stützen die Balken auf welchen die Balkendielung der Säulengänge ruht; und oberhalb dieser stehen andere „Halbsäulen 18 F. hoch, 2 F. breit und 1 F. dick, welche gleicherweise die Balken aufnehmen, welche das Sparrenwerk und das Dach des „Säulenganges stützen, welches niedriger als das Mitteldach angelegt ist. Der übrige Raum zwischen den Balken auf den Halbsäulen und „denen auf den Rundsäulen, der durch die Zwischenräume der Rundsäulen entsteht, ist für die Fenster offen gelassen. Rundsäulen sind „in der Breite des Mittelraumes mit den Säulen auf der rechten und linken Ecke je vier in der Länge, welche dem Forum zunächst ist, „mit denselben Säulen auf den Ecken acht, auf der andern Seite mit den Säulen auf den Ecken sechs, darum weil die beiden mittlern „auf jener Seite nicht aufgestellt sind, damit sie die Ansicht vom Pronaos des Augustus-Tempels nicht hindern, welcher in der Mitte der „Wand der Basilika eingebaut, nach der Mitte des Forums und nach dem Tempel des Jupiter gerichtet ist. Ferner ist in jenem Tempel „ein Tribunal von der Form des Halbkreises in geringerer Krümmung gebildet; der Zwischenraum dieses Halbkreises nemlich beträgt in „der Front 46 Fuss, die Krümmung nach innen 15 Fuss, damit die, welche vor dem Richter stehen, die nicht behindern, welche in der „Basilika Handel treiben. — Auf die Rundsäulen ist ringsum eine Balkenlage aus drei zweifüssigen verankerten Stämmen bestehend aufgebracht, und diese wendet sich von den beiden dritten Rundsäulen welche auf der innern Seite stehen, rückwärts nach den Stirnsäulen, „welche am Pronaos vorstehen und links und rechts den Halbkreis berühren. Auf die Balkenlage sind den Capitälen entsprechend „Pfeiler aus aufrecht stehenden Hölzern zusammengestellt aufgeführt, 3 Fuss hoch und nach allen Seiten 4 Fuss breit. Auf dieselben „ist eine aus zwei zweifüssigen Stämmen bestehende verzahnte Balkenlage ringsum aufgebracht, auf welcher die Hauptbalken, Tragebalken, „welche quer über den Raum gelegt sind, mit den Tragesparren oberhalb der Säulenschäfte, der Stirnsäulen und der Wand des Pronaos „gelagert sind, und den einen ununterbrochenen Forsten der Basilika so wie den andern von der Mitte über den Pronaos des Tempels „stützen. So gewährt die dadurch entstandene doppelte Lage der Abdachung von aussen des Daches und von innen der hohen Schilddecke einen anmuthigen Anblick. Desgleichen beseitigt die Weglassung der Gebälkornamente, und die unnöthig gewordene Vertheilung der „Füllwände und der obern Säulen eine mühevolle Arbeit und vermindert zum grossen Theile die Summe des Aufwandes. Die Rundsäulen selbst „aber, welche in ununterbrochener Höhe bis unter das Gebälke des Mitteldachs geführt sind, scheinen Pracht mit dem Aufwande zu verbinden und besondere Würde dem Bauwerke zu verleihen."

Allgemeine Formen der frühchristlichen Basilika.

Von allen in Beschreibung oder in Monumenten erhaltenen Basiliken reicht nicht eine im Alter über Constantins des Grossen Zeiten hinaus. Die Beschreibungen des Kirchenschriftstellers Eusebius sind nicht anschaulich genug, und die meisten alten auf unsere Zeit gelangten Werke in späterer Zeit mindestens theilweise umgestaltet, so dass es schwer hält, bestimmte Architectur-Theile mit bestimmter Zeit in Verbindung zu bringen. Dennoch ist so vieles namentlich zu Rom in Monumenten erhalten, dass man von der Form der alten Basiliken ein allgemeines Bild in folgender Weise feststellen darf.

Die Längenrichtung der ganzen Anlage erstreckte sich von Westen gegen Osten, und enthielt am Westende die Eingänge Taf. III. Fig. 1. a., am Ostende den Altarraum b. *) Von Westen her betrat man zunächst durch Thüren einen vierseitigen Vorhof, Atrium genannt c., welcher auf allen Seiten von Mauern und innerhalb dieser mit bedeckten Säulengängen in der Art umschlossen war, dass die östliche Mauer zugleich die Giebelseite der Basilika bildete, und die Zugänge zu dieser mittelst einer oder mehreren Thüren d. enthielt. In der Mitte dieses Vorhofes stand der Cantharus oder Reinigungsbrunnen e., in welchem die Gläubigen, bevor sie das Gotteshaus betraten, sich die Hände wuschen. Jedenfalls ist das eherne Meer vor dem salomonischen Tempel, in welchem sich die Priester wuschen, Vorbild für den Cantharus gewesen, welchen das Mittelalter mit dem Weihwasserbecken vertauschte.

Die Basilika selbst hatte als Viereck mehr Länge als Breite, und in ihrem Körper Gliederung sowohl der Länge und Breite als Höhe nach. Wenn man die Vorhalle zum Porticus des Atriums rechnet, so zerfällt die Länge in die Räume der Schiffe, des Querschiffes und in die der östlichen Schlussmauer angefügte halbkreisrunde Absis. Zuweilen fehlte auch ein Querschiff, in welchem Falle die Absis sich unmittelbar an das Ende des mittlern Langschiffes anschloss. Kleinere Absiden, zu den Seiten der grossen mittleren scheinen erst in späterer Zeit in Gebrauch gekommen zu seyn.

Der Breite nach gliederte sich nur das Langschiff, nemlich durch zwei oder vier Säulen-Reihen in drei oder fünf Perspectiven, welche durch die Zwischenweiten der Säulen in ungehinderter Verbindung bleiben. Ueber den verschiedenen Säulenreihen aber, und zwar ihrer Länge nach erhielt die Architectur wieder Verbindung entweder durch ein Auflager von geradem Gebälk, Architrav, oder von halbkreisrunden Bögen, welche von Säule zu Säule fortliefen, über sich durch Füllmauer Ausgleichung erhielten, und zu beiden Seiten des Mittelschiffes noch eine Mauer mit Fenstern trugen, durch welche das Mittelschiff Erhöhung über die Seitenschiffe und die Basilika auch Gliederung ihrer Höhe nach gewann. Decke und Bedachung bewirkten den letzten obern Schluss. Zuweilen waren auch die Nebenschiffe zweistöckig, indem über ihrer Decke Emporen sich befanden, die mittelst einer zweiten Säulen- und Bogen-Reihe nach dem Mittelschiffe hin sich öffneten, und dieses wieder um so viel höher empor zu streben bestimmten, als es zum Raum für seine Fenster bedurfte.

Das Kreuzschiff, welches theils für die ganze Anlage die Bedeutung der Kreuzform, theils einen bedeutsamern Raum für die Stellung des Altars zu bezwecken suchte, war stets von einfacher Form, sowohl dem Grundplan als der Höhe nach, und hatte letztere mit dem mittlern Längen-Schiffe gemein, oder bei minderer Höhe doch Emporragung über die Seitenschiffe. An seine Ostseite schloss sich die Absis an, während die Westseite mittelst grosser Thorbögen, von welchen der grössere mittelste Triumphbogen heisst, nach den Langschiffen hin sich öffnet.

Während die Absis stets ein Halbkuppelgewölbe zudeckte, bestanden lange Zeit hindurch die horizontalen Decken sämmtlicher Schiffe aus hölzernen Balken mit eingesprengtem Tafelwerk, und über diesen Decken trugen Mittelschiff und Querschiff ein nicht zu hohes Dach, die Seitenschiffe, zuweilen auch das Querschiff nur ein Pultdach. Weil im Mittelalter namentlich in England viele Kirchen in der Art Zudeckung erhielten, dass bei weggelassener Decke der Anblick des hölzernen, meist reichverzierten Dachgespärres frei blieb, und ähnliche Anordnung bei Restaurationen der schadhaften Bedeckung alter Basiliken beliebt gewesen seyn mochte, kamen Einige zu der Annahme, dass alle alten Basiliken bei freiem Dachgespärre der wagerechten Decke entbehrt haben müssten, wäh-

*) Die heidnischen Tempel richteten sich mit dem Altare nach Osten hin, der Tempel Salomonis nach Westen. Zestermann nimmt an, dass in der Basilika zu Tyrus die Eingänge am Ostende, der Altar am Westende sich befunden, während Schnaase in seiner Kunstgeschichte für die entgegengesetzte Richtung stimmt. Siehe weiter unten des Eusebius Beschreibung dieser Basilika.

rend Andere wieder entgegengesetzter Meinung sind, weshalb noch unentschieden ist, welche Zudeckungsart, oder ob vielleicht beide nebeneinander von Anfang her Anwendung fanden.

Die Fenster hatten oberhalb den Halbkreisschluss, und man nimmt an, dass sie Anfangs grösser angelegt wurden als in spätern Jahrhunderten, auch findet man bei einigen Monumenten noch Ueberreste alter Verschliessung der Fenster durch dünne Marmor-Platten anstatt des spätern Glases, welche Platten zuweilen noch mit kleinen Löchern zum bessern Durchlassen des Tageslichtes versehen sind.

Es wird behauptet, dass die Anlage von mehreren Absiden neben der Haupt-Absis, ebenso die Einrichtung von Emporen über den Nebenschiffen, so wie die Verbindung der Säulenreihen mittelst Halbkreisbögen anstatt des Architraves, erst nach byzantinischen Vorbildern seit dem sechsten Jahrhundert im Abendlande gebräuchlich wurden. Für die Anlage von mehreren Absiden hatte indess das Abendland eigene Vorbilder in den heidnischen Basiliken, weil von denen zu Herculanum und Pompeji auf anderweitige gleiche Anlagen im Abendlande geschlossen werden darf, im Fall es zu entfernt gelegen haben sollte, auch ohne Vorbild diese Vervielfältigung zu finden. Jedenfalls hat der Gebrauch mehrerer Altäre die Absiden vermehrt, und nicht die Vervielfältigung der Absiden den Gebrauch mehrerer Altäre nach sich gezogen. Rücksichts der Emporen muss zugegeben werden, dass sie im Morgenlande frühzeitig typisch wurden; daraus lässt sich aber noch nicht folgern, dass sie im Abendlande vor dem sechsten Jahrhundert nie zur Anwendung gekommen seyn sollen. Findet man in den ältesten erhaltenen Basiliken ihre Anlage nicht, so ist zu bedenken, welche grosse Anzahl alter Kirchen verloren gegangen ist im Vergleich zu den wenigen noch vorhandenen. Ebenso wenig ist es ausgemacht, dass der Halbkreis in den Arkaden erst seit dem sechsten Jahrhundert vorgekommen seyn soll, denn er befindet sich in der Paulskirche bei Rom, vom Jahr 386, und noch ist nicht erwiesen, dass er hier erst in spätern Jahrhunderten mittelst einer Erneuerung entstanden ist; mit Sicherheit aber darf man annehmen, dass im Abendlande die Verbindung der Säulen mittelst des Architraves bis zum sechsten Jahrhundert vorherrschend blieb.

Die allgemeine Einführung des Halbkreises in die Arkaden der Basiliken war dagegen von grosser architectonischer Wichtigkeit, weil durch ihn mit den rund geschlossenen Fenstern, dem Triumphbogen und der runden Absis gegenseitige Bewegung erreicht wurde.

Von weiterer Bedeutung war die Einführung der Pfeiler statt der Säulen in der Art, dass nur Pfeiler vorkamen oder Pfeiler mit Säulen wechselten; so wie die Anlage von Kreuzgewölben, durch welche die Gegenseitigkeit der innern Architectur erst Vollendung erreichen konnte. Freilich gelangte man zu diesem Ziel erst im folgenden Jahrtausend, doch wurden Krypten und die Nebenschiffe bereits seit dem sechsten Jahrhundert gewölbt, während die Hauptschiffe noch die flache Decke beibehielten.

Die liturgische Einrichtung der Basilika bestand in der Stellung des Altars, in bestimmten Räumen für den Bischof, die Chorgeistlichkeit, die männliche, die weibliche Gemeinde und die Büssenden, auch wohl der Anlage einer Krypta, hat indess bis heute noch viel Unklares.

In der Basilika St. Clemente zu Rom vom Jahr 855, welcher ein Querschiff abgeht, siehe Taf. III. Fig. 1. hat die Absis und der nächste Theil des Schiffes einen über mehrere Stufen erhöhten Fussboden. Im Halbkreise der Absis zieht sich die Priesterbank f. f. hin mit erhöhtem Bischofssitz, der Cathedra, g. in ihrer Mitte. Dicht vor der Absis steht der Altar, h. Zwischen dem ersten und zweiten Säulenpaare läuft eine Schranke durch die Breite der Kirche i. i., und andere Schranken bilden von hier ab bis zur halben Länge des Mittelschiffes einen länglich viereckig umschlossenen Raum. k. Auf jeder Langseite dieses Raumes steht ein über mehrere Stufen erhöhter Ambo l. l., von welchen der nördliche zur Ablesung des Evangeliums, der südliche zur Lesung der Epistel diente. Man schreibt aber diese innere Einrichtung, welche bis jetzt noch erhalten ist, dem Anfange dieses Jahrtausends, auch wohl erst dem zwölften Jahrhundert zu, weshalb es misslich erscheint, auf durchaus gleiche Anlagen in den ältesten Basiliken schliessen zu wollen. In welcher Art in ältester Zeit für die Chorgeistlichen ein besonderer Raum, ferner ein Senatorium für vornehme Männer und Mönche, ein Matronäum für vornehme Frauen und Nonnen, zuletzt Abtheilung für die männliche, für die weibliche Gemeinde und für die Büssenden angeordnet gewesen seyn möge, liess sich vielmehr bisher nur andeutungsweise ermitteln. Senatorium und Matronäum befanden sich in der Nähe des Altars, vielleicht in den Kreuzflügeln, und zur Scheidung der Geschlechter soll eine trennende Schranke in der Länge des Mittelschiffes, zuletzt für die Büssenden eine Querschranke, auch Narthex, Ruthe genannt, unfern der Eingänge, für die letzteren auch wohl Vorhalle und Vorhof gedient haben.

Die Anlage von Krypten oder unterirdischen Gewölben unter dem Altarraum, welche im Mittelalter bis gegen 1200 in Gebrauch blieben, von dieser Zeit ab wenigstens bei Neubauten nicht mehr Einrichtung fanden, wird mit dem Katakomben-Gottesdienst der ersten Christen in Verbindung gesetzt. Die hohe Bedeutung, welche das

Märtyrerthum der Apostel und ersten Christen für Bestätigung und Verbreitung der christlichen Wahrheit haben musste, erzeugte folgerichtig schon im zweiten Jahrhundert Verehrung der Märtyrer-Gräber und Reliquien. Hatten nun zu Zeiten der Verfolgung die Christen mit ihrem Cultus zu den unterirdischen Katakomben, welche zugleich die Märtyrergräber enthielten, Zuflucht nehmen müssen, so lag die Beziehung der Reliquien zum Cultus nahe. Hieraus wird nun gefolgert, dass die Krypte in Stelle der Katakomben die Märtyrer-Gräber und Reliquien aufzunehmen hatte. Weil aber jeder katholische Altar bis auf heutige Tage Reliquien enthalten muss, und dies von jeher gebräuchlich war, so schwebt über den eigentlichen Zweck der Krypten und die Art des mit ihnen verbundenen Gottesdienstes zur Zeit noch viel Dunkelheit.

Fassen wir nun das Ganze der Basiliken ins Auge, so ergiebt sich, dass sie einerseits den vollständigen Kern einer neuen Kunstentwickelung, andererseits, mitunter in barbarischer Weise, den Abschluss einer untergehenden Kunst bezeichnen.

Bestanden sie gleich dem salomonischen Tempel und der Stiftshütte aus Vorhof, Heiligem und Allerheiligstem, so wäre ihre weitere Gliederung, überhöhtes Mittelschiff und Querstamm, von einer Zusammensetzung, wie sie die heidnische Kunst nicht gekannt hatte, und gewährte eine Vorbildlichkeit für alle grösseren Kirchen des Mittelalters.

Die künstlerische Durchbildung war jedoch zu Constantins Zeit eine zufällige und gerieth später immer mehr in Abnahme, welches letztere dagegen zur Folge hatte, dass die Gesammtanlage sich um so freier dem Cultus anpassen und eine Zeit abwarten durfte, wo dieser Cultus selbst die Architectur durchdringen und zu neuer Blüthe entfalten sollte. Von äusserer Architectur, dem antiken Tempel gegenüber, war namentlich lange Zeit hindurch nicht die Rede, niedrig im Vergleich zu bedeutender Länge und schmucklos glich das Aeussere fast einer grossen Scheune. Vom sechsten Jahrhundert ab erst wurde die Starrheit der äussern Mauern durch Pilaster um etwas gemildert. In den ältesten Basiliken wurde im Innern für den Eindruck möglichster Pracht gesorgt, antike Säulen und Gesimse wurden von Tempeln entnommen und verwendet, die schwere Mauer des Mittelschiffes, der Triumphbogen und vor allem die Absis wurden mit musivischen Gemälden ausgestattet, die hölzernen Decken mit Vergoldung überzogen, die eigentlich kirchliche Kunst hatte indess hierbei keinen Gewinn, denn nur der Eindruck eines prächtigen Festsaales war erreicht; auf ein Höheres, Heiliges, Ueberirdisches konnte die Basilika in dieser Gestalt noch nicht hindeuten.

Aber auch von dieser durchaus dem Heidenthum entlehnten Pracht wurden später erbaute Basiliken entkleidet und ihre Herstellung fiel zuletzt so barbarisch aus, dass man antike Säulen von der verschiedensten Form und Grösse neben einander stellte, ja zuweilen die Capitäle den Säulen verkehrt aufgesetzt wurden.

Wie weiter mitten in dieser Barbarei neue Formen für spätere Bedeutung auftauchen, werden wir theils bei Betrachtung der einzelnen Basiliken, theils in der nächsten Periode unserer Baukunst wahrnehmen.

Die alten Basiliken Roms.

Die St. Peters-Basilika durch Constantin den Grossen zur Feier seiner 21jährigen Regierung und als Denkmal seiner Bekehrung zum Christenthum um 324—26 auf dem vatikanischen Berge in Stelle einer älteren, dem Anacletus zugeschriebenen Kirche errichtet, bezeichnete den Ort, wo Petrus unter Nero am Kreuz starb und bewahrte die Gebeine des Apostelfürsten in einer Gruft auf. Man glaubt, dass noch im vierten Jahrhundert ihr Vorhof nebst Cantharus vollendet wurde. Eine Menge späterer Anbauten beeinträchtigte immer mehr die harmonische Anlage, und im Jahr 1450, als Papst Nikolaus V. den Neubau der jetzigen Peterskirche beschlossen hatte, wurde die alte Basilika, weil der Neubau genau die nämliche Stelle einzunehmen hatte, nach und nach stückweise, der Rest um 1606 abgetragen, ihre Formen wurden indess zuvor durch genaue Vermessung, Zeichnungen und Beschreibung durch Tiberio Olfarano, einen Geistlichen dieser Kirche, der Nachwelt aufgehoben. Die Basilika war fünfschiffig, von 363 Fuss Länge (Taf. II. Fig. 1.) und hatte ein entschieden ausgedrücktes Querschiff. Die Tribune oder Absis war etwas schmäler als das Mittelschiff, und von den fünf Langschiffen hatte das mittelste die bedeutendste, die beiden äusseren Nebenschiffe die geringste Höhe.

Die Säulen der Schiffe, 23 in jeder Reihe, waren zwischen den Nebenschiffen von minderer Grösse und alle Säulen theils aus Marmor, theils aus Granit von Paros und Afrika mit ungleichen Capitälen und auch verschiedenen Sockeln. Zwei Säulen unterstützten den Triumphbogen bei a. Ueber den Säulenreihen lag geradlinigtes Gebälk, und die Decken fand man zu Ende des Mittelalters ohne Vertäfelung, mit freiem Blick ins Dachge-

spärre. Von den vier Nebenschiffen hatte ursprünglich wahrscheinlich jedes sein besonderes Pultdach, weil sonst die Fenster der mittleren Nebenschiffe bei b, wie dies zuletzt auch der Fall war, nicht ins Freie führen konnten, und somit unnütz gewesen wären. Ueber die ursprünglichen Fenster lässt sich nichts Zuverlässiges sagen, weil solche später vielfältig verändert wurden. Die innern Mauern des Mittelschiffes waren durch Leistenwerk in Felder gesondert und nebst der Absis und dem Triumphbogen vielfach mit Musiv-Gemälden ausgestattet. Das Dach wurde unter Papst Honorius mit vergoldeten Bronzeziegeln vom Doppeltempel der Roma und Venus gedeckt. Die Säulen des Porticus trugen gleich den innern Säulen einen Architrav. Aus der Vorhalle führten fünf Thüren ins Innere, nemlich drei ins Mittelschiff, und je eine in die beiden, dem Mittelschiff zunächst liegenden Seitenschiffe. Glockenthurm, Triclinium und andere Zubauten späterer Zeit konnten die Regelmässigkeit der ursprünglichen Anlage nur verwirren.

Die Basilika St. Heleniana, oder Sessoriana (Taf. II. 3.), auch S. Croce in Gerusalemme genannt, errichtete Constantin, um in ihr ein Stück vom Kreuze Christi niederzulegen. Sie bestand ursprünglich aus drei Schiffen von gleicher Höhe, hatte im Innern sechs Paar colossale Säulen mit geradem Gebälk, und zwei Reihen Fenster übereinander in den Umfassungsmauern. Vor der Tribune hatte sie eine Art Querraum. Durch mangelnde Ueberhöhung des Mittelschiffes wäre sie als eine Abnorm von der gewöhnlichen Basilikenform zu betrachten.

Die Basilika S. Paolo fuori le mura, ausserhalb Roms auf dem Wege nach Ostia, wurde in Stelle einer kleinen Kirche, durch welche Constantin das Grab des enthaupteten Apostels Paulus geweiht hatte, von 386 ab durch Theodosius und Honorius errichtet. Sie hatte sich bis 1823, wo sie durch einen Brand zu Grunde ging, fast unversehrt in alter Gestalt erhalten.

Bei einer Länge von 450 Fuss theilten mächtige corinthische Säulenreihen von je 20 Säulen das Schiff in fünf Perspektiven. Von den Säulen des Mittelschiffes sollen 24 mit corinthischen Laub-Capitälen dem Mausoleum Hadrians entnommen sein, während die übrigen in roher Weise der corinthischen Form nachgeahmt waren. Die Säulen der Nebenschiffe trugen schlichte Capitäle mit schilfartigen Blättern.

Die Säulen waren oberhalb nicht mehr durch gerades Gebälk, sondern durch Halbkreisbögen verbunden, welche mit den Fenstern, dem Triumphbogen und der Absis in gleichmässigere Bewegung traten, als der Architrav der Peters-Basilika. Auch hier fehlten vor dem Brande vertäfelte Decken, und das Sparrenwerk zeigte sich frei; ebenso schien ursprünglich auf jedem der vier Nebenschiffe auch ein besonderes Dach gewesen zu sein, weil die Gestalt der Nebenschiffe der in der Peters-Basilika gleich kam.

Das Querschiff, von gleicher Höhe des Mittelschiffes, sprang über die Seitenschiffe nur risalitartig vor, wie auf Taf. II. 2. bei S. Johann zum Lateran. Die Tribune hatte grössere Breite als das Mittelschiff.

Die Vorhalle stand durch drei Thüren mit dem Mittelschiffe und durch je eine mit jedem der vier Seitenschiffe in Verbindung und hatte jedenfalls in späterer Zeit Veränderungen erlitten. Von einem Atrium war nichts mehr vorhanden. Nach dem Brande wurde die Kirche in Wiederaufbau genommen, mit Berücksichtigung ihrer alten Gestalt.

S. Giovanni in Laterano, auch Basilica Constantiniana oder Lateranensis, Basilika Salvatoris, St. Johann zum Lateran (T. II. 2.) schliesst in Alter und ursprünglicher Gestalt sich unmittelbar an die Peters- und Pauls-Basilika an. Sie wurde von Constantin als römisch-bischöfliche Kirche erbaut, den beiden Johannes dem Täufer und Evangelisten geweiht, und lange Zeit für das Haupt aller Kirchen der Christenheit angesehen. Im Jahr 897 stürzte sie durch ein Erdbeben zusammen und wurde im folgenden Jahrhundert mit Beibehaltung der alten Hauptformen wieder hergerichtet. Antike Säulen verschiedener Art theilen die fünf Schiffe, es griff hier aber die Unregelmässigkeit Platz, dass die mittleren beiden Säulenreihen für das Hauptschiff aus je fünfzehn, und die Reihen in den Nebenschiffen aus je einundzwanzig Säulen bestanden. Bei Modernisirung der Kirche in den letzten Jahrhunderten wurden diese Säulen in Pfeiler verwandelt. Ueber den Säulen ruhen Halbkreisbögen, das Kreuzschiff springt risalitförmig vor, und die Absis, zwar noch vorhanden, ist später vielfältig umbaut. Die Länge des ganzen Gebäudes beträgt 318 Fuss.

S. Maria Maggiore, auch Liberiana, S. Maria Mater Dei, S. Maria ad Praesepe, S. Maria ad Nives genannt, auf dem esquilinischen Berge, wurde zuerst 352 und zum zweitenmal 432 errichtet. Sie ist nur dreischiffig (T. II. 4.), hat etwa 270 F. Länge und im Mittelschiffe gerade so viel Höhe als Breite. Die jonischen Säulen sind egal, tragen ein gerades zierliches Gebälk und darüber corinthische Pilaster, welche die Mauer des hohen Schiffes zwischen den Fenstern gliedern, und unter den Fenstern noch musivische Felder enthalten. Ueber den Pilastern folgt ein zweites Gesims, welches die vertäfelte Decke trägt, die späterer Zeit angehört. Auch das Querschiff hält man für neuere Einrichtung, indem von der Schiffslänge ein Säulenpaar mit dem nöthigen übrigen Raum einge-

legt seyn soll. Unter allen Basiliken ist diese nicht nur am besten erhalten, sondern auch keine andere reicher und sorgfältiger ausgestattet, dennoch macht sie nicht kirchlichen Eindruck, sondern nur den eines prächtigen Festsaales.

Die Basilika S. Sabina, von Papst Cölestin um 425 errichtet, zeichnet sich durch ihre vierundzwanzig gleichmässigen, cannelirten corinthischen Säulen von schönem weissen Marmor aus, welche von einem Diana- oder Juno-Tempel herrühren sollen. Ueber den Säulen ist der Halbkreisbogen. Die kleinen Nebentribunen wollen Einige späterer Zeit zuschreiben.

Die Basilika S. Pietro ad Vincula, von 442, hat gleichfalls den Halbkreis über dorischen Säulen und neben der Haupt-Absis noch Neben-Tribunen, welche auf die Axe der Nebenschiffe gerichtet sind (T. III. 7.). Die Gewölbe in den Nebenschiffen stammen wohl aus dem Mittelalter.

St. Maria in Trastevere (T. II. 6.) aus dem fünften Jahrhundert hat über den Säulen gerades Gebälk, keine Säule gleicht hier der andern. An der Kirche ist nicht nur viel restaurirt, sondern es wird auch behauptet, dass der ganze jetzige Bau von 1139 herstammen soll.

Die beiden Basiliken S. Lorenzo fuori le Mura von Papst Gelasius um 580, und S. Agnese fuori le Mura von Honorius I. um 625, weichen in der Form von den übrigen ab, indem über ihren Nebenschiffen sich Emporen befinden (Taf. II. 5.), welche mittelst Säulen-Arkaden nach dem Mittelschiffe hin sich öffnen, auch, wie in den heidnischen Basiliken über der Vorhalle hinziehen. Die Säulen sind ungleich, zum Theil mit gewundenen Cannelirungen, und zwischen Capitäl und Bogen mit einem keilförmigen Aufsatz als Zwischenglied nach byzantinischer Art versehen. S. Agnese hat eine Absis ohne Querschiff, während in S. Lorenzo im Mittelalter die Absis weggeräumt, von dieser Seite ein Schiff angebaut, und dies alte Schiff zum Chor verwendet wurde.

Die kleine Kirche der heil. Balbina am Aventin soll von Papst Gregor I. herrühren, besteht aus einem einzigen Raum mit einer Absis, und es ist unentschieden, ob sie ehemals durch Säulen in mehrere Schiffe getrennt war.

Unter den übrigen mehr oder weniger erhaltenen Basiliken, als: S. Pancratio aus dem fünften Jahrhundert mit Querschiff vor der Absis; S. Quattro Coronati v. 625 mit jonischen und corinthischen Säulen durch Architrav verbunden; S. Georgio in Velatro v. 682; S. Crisogomo v. 730; S. Giovanni in Porta latina v. 790; S. Maria in Cosmedin mit einem Pfeilerpaar in der Mitte der Säulenreihen; Vincenza alle tre Fontana von 772, in deren Fenstern noch durchlöcherte Marmortafeln statt Verglasung; S. Nereo ad Achilleo v. 800; S. Prassede v. 820; S. Maria in Domnica oder della Navicella v. 827; S. Martino a Monti v. 844 mit einem heidnisch-römischen Gewölbe als Krypta; St. Clemente v. 872; S. Nicolo in Carcere v. 900 mit porphyrnem antiken Sarkophag als Altar, sind noch besonders hervorzuheben: S. Clemente, S. Vincenza, S. Maria Dominica und S. Prassede.

S. Clemente (T. III. 1.) ist die einzige, deren Vorhof sich noch vollständig bis in unsere Zeit erhalten hat, denn die Vorhöfe v. S. Martino u. Quattro Coronati bestehen nur aus Mauern ohne Porticus. Die innere Einrichtung dieser Kirche haben wir bereits oben besprochen.

S. Vincenza (T. III. 2. 3.) ist sehr beachtenswerth durch vielfache Abweichung von den gebräuchlichen Formen. Durch einen vierseitigen entschieden vorgeschobenen Chor a steht sie den mittelalterlichen Basiliken näher als den alten, ebenso durch Anwendung der Pfeiler statt der Säulen, wie durch Ueberwölbung der Nebenschiffe. Am Aeusseren des hohen Schiffes springen zwischen den Fenstern Pilaster vor, doch bleibt der Eindruck der Rohheit noch vorherrschend.

S. Maria in Domnica (T. III. 6.) hat ein verhältnissmässig breites Hauptschiff mit flacher Decke und sehr schmale überwölbte Nebenschiffe. Die den Schiffen ohne Kreuzschiff angefügten drei Tribunen entsprechen ihrem Grössenverhältniss.

Höchst merkwürdig vor allen bleibt aber S. Prassede (T. III. 4. 5.). Je zwei Säulen werden hier durch einen tiefen Pfeiler gesondert, und die hierdurch entstandenen drei Pfeilerpaare gleich den Pfeilern des Triumphbogens durch ähnliche Halbkreisbögen verbunden, über welchen das Dachgespärre lagert. Man muss diese Einrichtung für einen Versuch halten, welcher die Halbkreisbewegung des Triumphbogens und der Absis vervielfältigen und der ganzen Kirche in Ermangelung der Wölbung wenigstens theilweis zuführen wollte. Widersprechend dieser Bewegung ruht auf den Arcaden-Säulen gerades Gebälk und über diesem ein flacher Bogen zur Tragung der Mauer, während die Fenster zu dreien gruppirt mit den untern Säulenweiten gut correspondiren.

Noch ist die auffallende Erscheinung zu erwägen, dass Rom eine so grosse Menge alter Basiliken aufbewahrt, während im übrigen Abendlande nur sparsame Reste vorkommen.

Dem Wege alles Zeitlichen erlagen auch in Rom viele Kirchen nicht nur durch Entstellung, sondern auch durch gänzlichen Untergang, wie denn von den zahlreichen durch Constantin erbauten nicht eine einzige mit Sicherheit auf unsere Zeit gelangt ist. Dennoch wurden viele alte Basiliken hier erhalten, einmal weil sie zu der heiligen Geschichte in innigeren Beziehungen standen als abendländische Kirchen anderer Orte, zum Andern in Folge mancher äusseren Verhältnisse. Die Entvölkerung vieler alter Stadttheile Roms überliess die alten Gotteshäuser mehr sich selbst, während deren Umgebung in Trümmer versank.*) Für Aufnahme mittelalterlicher Kunst, welche sicher das Aeltere verdrängt hätte, fand sich in Rom kein fruchtbarer Boden, es mussten die Päpste, weil sie für gedeihliche Entwickelung des Abendlandes Sorge trugen, die Folgen aller Unbilden meist über sich selbst ergehen lassen, ja für längere Zeit selbst Rom meiden. Für die germanische Kunst existirte mithin kein Rom, und durch den spätern modernen Styl wurde Altes weniger verwischt, weil der Bau der Peterskirche allein alle Hülfsmittel in Anspruch nahm.

Die alten Basiliken des übrigen Abendlandes.

Nach Rom war Ravenna die zweite Stadt Italiens, welche in frühchristlicher Zeit zu ungewöhnlicher politischer Bedeutung gelangte, und mit monumentalen Werken ausgestattet wurde. Kaiser Honorius verlegte 404 seine Residenz hieher, um 493 wurde die Stadt Residenz der Ostgothen-Könige und von 540 ab des Exarchen, welcher den griechischen Staaten in Italien vorstand.

Die Hafenstadt Classis, eine Stunde von Ravenna, hatte sich nicht nur während dieser Zeit neben der eigentlichen Stadt zur Blüthe erhoben, sondern war durch das dazwischen gebaute Cäsarea mit ihr fast zu einem gemeinsamen Orte zusammengewachsen. Im achten Jahrhundert erlosch der Glanz Ravennas, die Longobarden eroberten und zerstörten die Classis im Jahr 728, der Hafen versandete, und die Monumente wurden später für auswärtige Bauten mehrfach geplündert; dennoch hat sich noch Vieles bis zur Zeit erhalten.

Die alte Cathedrale, angeblich aus dem vierten Jahrhundert, war fünfschiffig, hatte grosse Aehnlichkeit mit den grossen römischen Basiliken, hat aber in neuerer Zeit einem Neubau weichen müssen. Theils durch mancherlei Eigenthümlichkeiten, theils durch Entwickelung gewisser Vorbildlichkeit für die spätere romanische Kunst zeichnen sich die übrigen Basiliken Ravenna's vor den römischen aus. Die Nische oder Absis ist stets nur einfach, die Schiffe sind dreifach und ein Kreuzschiff kommt nicht vor. Dagegen erhebt sich am Westende eine dem Kreuzschiff nicht unähnliche Masse, welche von vier Mauern nebst selbständiger Bedachung gebildet wird, an jeder Seite noch über die Grenzen der Nebenschiffe hervortritt, nicht ganz die Höhe des Mittelschiffes erreicht, und an ihrer Fronte zu unterst mit einem Eingange und darüber mit einer Fensterreihe versehen ist. Dieser Vorbau, Ardica, vertritt hier die Stelle des Vorhofes und des Säulenporticus, und scheint nur in Ravenna als Vorhalle gebräuchlich gewesen zu seyn. Sein Eindruck ist keineswegs günstig, weil durch seine Masse die Kirche verdeckt wird, und er ohnehin als etwas Vorgeschobenes mit der Architectur der Kirche ausserhalb jeder organischen Verbindung bleibt. Um so glücklicher ist die Behandlung der Kirchenschiffe. Durch constructive Massen-Vertheilung erhielten ihre Mauern nicht nur eine wohlthuende Gliederung, sondern es war damit auch eine Behandlungsweise wach gerufen, welche im Alterthum Vorbilder hatte und in der romanischen Zeit weitere Ausbildung, zuletzt in der germanischen Baukunst sogar principielle Bedeutung erhielt. Bei den Mittelschiffen verbinden Halbkreisbögen, zum Theil schon mit Gliederung, die Säulenreihen, auf jeder Säule steht ein Pfeiler, und diese Pfeiler sind zu oberst wieder durch Bögen verbunden. Zwischen Pfeiler und Bögen schliessen sich Füllmauern ein, welche die Fenster aufnehmen, und die stärkeren Pfeiler innerhalb und ausserhalb vorspringen lasssen. Aehnlich wie die Mittelschiffe sind die Nebenschiffe construirt und somit gegliedert (T. II. 7.). Als Vorbild für diese Massenvertheilung darf man unter andern die antike Basilika zu Trier ansehen.

Die Säulen sind nicht von alten Werken zusammengesucht, wie für die römischen Bauten, sondern mit geläufiger Technik neu verfertigt, und meist von Marmor. Die ältern Capitäle schmückt corinthisches Laub, die spätern eine Annäherung an die Zeichnung der romanischen Weise. Zwischen Capitälen und Bögen befindet sich

*) E. F. v. Rumohr, über den gemeinschaftlichen Ursprung der Bauschulen des Mittelalters, 1831. „Alterthümer erhalten sich in Orten, je nachdem diese in Blüthe herunter kommen. Nichts aber ist der Bewahrung historischer Denkmale günstiger, als gänzliche Verödung.“

der byzantinische Kämpfer (T. III. 10.) in Form einer umgekehrten Pyramide, meist an seinem obern Rande mit einem zarten Gesims, ausserdem wohl noch mit einem Monogramm oder andern Zierrathen versehen. Aehnlichen Capitäl-Aufsätzen begegneten wir bereits an der Basilika S. Agnese und man hält sie für byzantinische Erfindung, weil sie in der Sophienkirche zu Constantinopel vorkommen sollen; sie können aber auch eben so gut im Abendlande erfunden worden sein, oder in beiden Theilen des römischen Reichs gemeinsam so allmählich sich entwickelt haben, dass ihr Ursprung schwer nachzuweisen sein möchte. Jedenfalls wirken sie wohlthuend, weil ohne sie der Bogen zu unmittelbar und schwer über der Säule lagert, ein Verhältniss, welches auch die romanische Kunstperiode empfand, und deshalb diesen Kämpfer mannichfach verwendete. Das Material dieser Basiliken ist Backstein ohne Putz, doch sind die Säulen nebst Capitälen und Kämpfern von Marmor. Die Dachgesimse bilden über Eck gestellte, mit den Kanten vorragende Ziegelsteine, eine scharf wirkende und dabei sehr einfache Anordnung, welche im Backsteinbau durch alle Zeiten des Mittelalters beliebt blieb. Die innern Wände sind mit reichen Mosaiken überkleidet.

Die älteste der noch stehenden Basiliken Ravenna's ist S. Giovanni Evangelista, durch Galla Placidia seit 425 erbaut. Das Langhaus mit seinen 22 Säulen ist noch erhalten, die Absis aber verändert. S. Agatha gehört derselben Zeit an, und S. Pietro oder Franzesco der Mitte desselben Jahrhunderts.

Unter der Regierung des Ostgothenkönigs Theodorich 493—526 entstanden S. Theodoro oder Spirito Santo, mit 14 Säulenschaften von grünlichem Marmor; S. Martino in Coelo aureo, auch später S. Apollinare nuovo genannt, welche sich sehr vollständig erhalten hat; die sogenannte Basilica des Hercules, von welcher nur noch eine eingesunkene Reihe von acht Säulen vorhanden ist.

Aus der Zeit nach Theodorich hat die bemerkenswertheste Basilika unter allen sich erhalten, nämlich S. Appollinaris in Classe, eine Stunde von Ravenna entfernt, auf der Stelle der alten Hafenstadt, und 549 vollendet. Nach Einigen hat diese Kirche drei Tribunen, nach Anderen*) eine fünfseitig gebrochene Haupt-Nische. Das Mittelschiff ruht auf 24 Marmorsäulen von Prokonnesos. Die Capitäle sollen sich der Kelchform nähern, stark angedeutete Blattrippen enthalten und diese letzteren, wie solches wieder im Mittelalter vorkommt, mit Würfeln in Form vierseitig geschliffener Diamant-Schnüre besetzt sein. Die Deckplatte hat die corinthischen Schnecken und auf diese folgt der oben beschriebene Kämpfer. Der Sockel ist von attischer Form, und hat einen viereckigen Untersatz. Emporen über den Säulen kommen, gleichwie an den übrigen Basiliken Ravennas, auch an dieser nicht vor. Ihre prächtigen Mosaiken existiren heute noch.

Von den Basiliken Istriens ist vornehmlich die Cathedrale von Parenza erhalten. Durch den Bischof Eufrasius um 542 erbaut, hat sie 3 Tribunen, achtzehn Säulen zu Trägern des Mittelschiffes und über den Capitälen Kämpfer gleich jenen zu Ravenna.

Noch bewahren ihr Chor die Musiv-Bekleidung von edlem Stein uud Perlmutter; die Fenster die durchlöcherten Steinplatten; die Tribune Bischofssitz und Priesterbank; der Fussboden sein altes Pflaster; auch befindet sich noch vor der Kirche das vollständige Atrium.

Der Dom von Triest aus dem fünften Jahrhundert ist im vierzehnten umgebaut.

Die Longobarden brachten bei ihrer Einwandrung in Italien keine eigene Kunstweise mit, sondern eigneten sich vielmehr die vorgefundene an. Meister von Como werden unter ihren Baumeistern öfters erwähnt, es ist aber wohl schwer zu vermuthen, welche Bewandtniss es mit diesen hatte. Von ihren Kirchbauten ist wenig übrig geblieben. Am besten erhalten sind wohl noch die beiden Basiliken S. Frediano und S. Micheli zu Lucca, erstere dem siebenten, letztere dem achten Jahrhundert angehörig. Der Kämpfer von Ravenna findet in den Säulen dieser Kirchen sich nicht vor, im Uebrigen sind sie äusserst roh, am Aeusseren im zwölften Jahrhundert erneuert. An S. Frediano ist die Absis weggebrochen, an ihrer Seite die Façade angelegt, und die alte Façade mit einer neueren Absis versehen. Die Kirche St. Apostoli zu Florenz gilt nach Einigen für das Werk des achten, nach Anderen des neunten Jahrhunderts, ist aber vielfach verbaut. Von S. Michele zu Pavia reichen nur die Fundamente in die Longobarden-Zeit; ferner werden noch die unterste Kirche des Domes zu Assisi und die Substructionen der Kirche und des Klosters S. Pietro di Ferentillo bei Spoleto hierher gerechnet.

Die Kirche S. Pietro de Casinensi von Perugia bewahrt in ihrem Schiff noch sehr alte Theile, Chor und Querschiff sind aus dem Mittelalter.

Von der berühmten Basilika des heiligen Martinus bei Tours ist nichts mehr vorhanden. Die noch erhaltene alte Kathedrale von Vaison ist eine Basilika mit reichem spät römischen Detail. Die kleine Kirche S. Jean

*) Gottfr. Kinkel, bildende Künste bei den christl. Völkern.

zu Poitiers wird dem sechsten Jahrhundert zugeschrieben. Ihre Säulen sind von andern Werken verschiedenfältig zusammengelesen, und ebenso ihr Giebelfeld durch eine Vermengung römischer Ornamente dekorirt. Noch erkennt man alte Theile in der Kirche St. Eusébe zu Gennes; in der zu Savenieres bei Angers, und zu St. Martin in Angers selbst. Die alte Cathedrale Basse-Oeuvre zu Beauvais aus dem achten Jahrhundert hatte in ihren Arkaden viereckige Pfeiler. Die Anlagen des berühmten Klosters Fontanellum (St. Vandrille bei Rouen) sind aus alten Nachrichten bekannt, ob sich noch etwas an Ort und Stelle erhalten hat, weiss man nicht. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts befanden sich hier drei Kirchen, von welchem die mittelste, dem heiligen Petrus geweihte, höchst wahrscheinlich eine fünfschiffige war.

Die Nachrichten über Werke vom französischen Gebiet sind somit höchst dürftig.

Aber auch Deutschland, wenn es gleich manche Ueberreste hohen Alterthums in sich bergen mag, ist bis jetzt nur im Stande wenige Fragmente aufzuweisen. Ein Vorhof von St. Emmeran zu Regensburg, auf der dem Kloster entgegengesetzten Seite der beiden leider vielfältig verbauten Kirchen, hat bis jetzt wenig Beachtung gefunden. Der Abschluss nach der Strasse hin, mit Portal, Nischenwerk und Polychromie verziert, gehört dem dreizehnten Jahrhundert an, innerhalb des Hofes aber zieht sich rechts eine lange Mauer hin, an welcher Säulchen mit rohen Würfel-Capitälen anlehnen. Unmittelbar vor den beiden Kirchen, gerade da wo diese einen rechten Winkel bilden, spricht eine roh gewölbte, von ebenso rohen Säulen unterstützte Vorhalle, welche mit jener Mauer Verbindung hatte, für ein sehr hohes Alter. Vermuthungen über die Entstehungszeit dieser alten Reste sind nicht gut möglich, weil wir für die Baukunst vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert bis jetzt noch jeder chronologischer Unterscheidungszeichen entbehren.

Zu Köln wurde in karolingischer Zeit (814) die alte, 1248 durch Brand zerstörte Cathedrale errichtet, welche zwei Chöre hatte, der östliche dem heil. Petrus, der westliche der heil. Jungfrau geweiht. Jeder Chor besass drei Fenster und eine überwölbte Krypta.

Die Klosterkirche zu Fulda hatte gleichfalls zwei Chöre, den westlichen zur Aufnahme der Reliquien des heil. Bonifacius.

Als dritte Kirche von doppelchöriger Anlage erscheint, wenigstens nach einem alten pergamentenen Grundplan von 820, die Klosterkirche von St. Gallen. Jede Schmalseite des Mittelschiffes hatte hier eine Tribune, und jede Tribune noch ausserhalb einen breiten Umgang. Unter dem Hauptchor war die Krypta angeordnet, und der Flur des Chores um eine Anzahl Stufen erhöht. Auf diesem Flur stand der Hauptaltar, und vor den Stufen der Hauptchor mit Schranken und zwei Ambonen. Dann folgte im Mittelschiff eine grosse Predigtkanzel, nach dieser die Taufe, und zuletzt der zweite Chor, welcher mit der zweiten Tribune schloss, und in dieser Weise die ganze Länge des Mittelschiffes ausfüllte. Die Nebenschiffe waren mit Altären ausgestattet. Die Grössenmaasse dieser Kirche nimmt man an zu 200 F. Länge und 40 F. Breite aufs Mittelschiff, zu 20 F. für jedes Seitenschiff, und zu 40 u. 120 Fuss für Breite und Länge des Querschiffes. Auch zwei runde Thürme neben beiden Seiten der Kirche sind im Grundriss bereits angedeutet.

Die dem heil. Justin geweihte Pfarrkirche zu Höchst am Main bewahrt ein sehr altes Mittelschiff mit flacher Decke. Fünf Paar Säulen mit attischer Base tragen sehr rohe den corinthischen nachgeahmte Capitäle, und über diesen liegt ein Kämpfer, wie in den Kirchen zu Ravenna, nur etwas minder hoch und von oben nach unten zierlich gefurcht.

In den Mauern des Schiffes der Cathedrale zu Trier stecken noch drei Säulen, welche mit Sockel und Capitäl 46 Fuss Höhe messen, und mit einer später zusammen gebrochenen vierten Säule die Ecken eines Quadrates bezeichnen. Man rückt ihr Alter in Constantins Zeit zurück, und nimmt an, dass sie in ihrer heutigen Stellung, unter sich und mit einer ehemaligen Ringmauer mittelst Bögen verbunden, die Decke eines eigenthümlichen, von der Basilikenform abweichenden kirchlichen Gebäudes trugen.

Die alten Basiliken des Morgenlandes.

Die morgenländischen Basiliken wollen Einige als sogenannte byzantinische von den abendländischen unterschieden wissen. Es liegen aber für diese Absonderung keine Gründe vor. Bis zum fünften Jahrhundert blieben Morgen- und Abendland ungetrennt, und wenn man annimmt, dass die morgenländische neue Residenz des römischen Reiches wohl vor andern Orten geeignet gewesen sein müsste, neue künstlerische Entwickelungen zu erzeugen und zu verbreiten, so ist doch immer noch nicht erwiesen, dass vor Justinians Zeit von Byzanz aus wirk-

lich irgend welche Neuerung Verbreitung gefunden hätte, ja es ist, wie wir weiter unten sehen werden, noch unerwiesen, ob die byzantinische Baukunst auf die Formen von St. Vitale zu Ravenna einwirkend gewesen ist, oder ob vielmehr dieselbe byzantinische Baukunst in dieser Kirche ihren ersten Lebenskeim gefunden haben möchte.

So weit die geringe Kenntniss von ehemals vorhandenen oder noch bestehenden Basiliken des Morgenlandes reicht, dürften diese durch Eigenthümlichkeiten von den abendländischen sich wohl nicht wesentlich unterscheiden.

Die Basilika von Tyrus erbaute zu Anfang des vierten Jahrhunderts der dasige Bischof Paulinus in Stelle der in der maximinischen Christen-Verfolgung zerstörten Kirche. Sie ging zwar später auch wieder zu Grunde, ihre Form ist indess mindestens theilweise bekannt, weil der Bischof Eusebius in seiner Kirchengeschichte von ihr eine pomphafte Beschreibung entwirft.*) Dass diese Kirche einen mit Säulen umstellten Vorhof mit Reinigungsbrunnen hatte, in diesen Vorhof von der einen Seite verzierte Eingänge führten, und den Eingängen gegenüber der Vorhof mittelst dreier Thüren mit dem dreitheiligen Kirchenschiffe in Verbindung stand, dass zuletzt zu oberst im Schiffe die Sitze des Bischofs und der Geistlichkeit mittelst einer Schranke von der Gemeinde gesondert waren, leuchtet aus der alten Beschreibung klar hervor, unentschieden bleibt aber, ob die Kirche mit dem Chorende nach Osten oder Westen sich gerichtet, ebenso ob sie wirklich in den Nebenschiffen zweistöckige Anlage und somit Emporen für die weibliche Gemeinde besessen haben möge. Noch undeutlicher sind die Nachrichten über die Basilika, welche Constantin von 326—336 auf dem Calvarien-Berge zu Jerusalem errichten liess.**) So

*) Eusebius sagt über diese Kirche: „Dieser unser neuer und vortrefflicher Zorobabel (d. J. Paulinus Bischof v. Tyrus, der darum „also genannt wird, weil er, wie Zorobabel nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil den Juden einen neuen Tempel errichtete, den „Tyrern für die früher während der maximinischen Christen-Verfolgung zerstörte Kirche eine neue prächtige erbaute) hat uns die verfal- „lene Kirche wieder aufgebaut, ihr aber nicht das ursprüngliche alte Gewand angelegt. Nachdem er den ganzen Platz für dieselbe viel „grösser bestimmt hatte, baute er durch Ummauerung des Ganzen von aussen eine Umfriedigung, damit ein hinreichend geschützter Hof „entstände. Indem er nun gerade der aufgehenden Sonne gegenüber eine grosse und hochstrebende Vorhalle aufstellte, gewährte er auch „denen, welche fern von der Umfriedigung ausserhalb des Heiligthums standen, eine Fülle der Ansicht der Dinge, die innerhalb enthalten „sind. — Demjenigen, welcher durch die Pforten eingetreten ist, erlaubte er nicht, sogleich mit ungeheiligten und ungewaschenen Füs- „sen das Heiligthum im Innern zu betreten, sondern nachdem er zwischen dem Tempel und den ersten Eingängen einen möglichst grossen „Zwischenraum gebildet hatte, zierte er denselben ringsum mit vier schräg einfallenden Säulenhallen. Da er so den Raum ziemlich in Form „eines Vierecks allenthalben mit aufgerichteten Säulen umhegt, mit Schranken aus Holzgittern in passender Höhe für die Anwesenden ge- „schlossen hatte, liess er einen unbedeckten Mittelraum zum Anblick des Himmels, welcher auch für die Strahlen des Lichtes einen herr- „lichen offenen Raum gewährte. Daselbst stellte er Sinnbilder der reinigenden Opfer auf, indem er im Angesicht des Tempels Brunnen „baute, welche durch reichlichen Erguss des Waschwassers denjenigen, welche zu dem Innern des umschlossenen Heiligthums hinzu gehen „wollten, Reinigung gewährten. Und dieser erste Aufenthalt für die Eintretenden dient dem Ganzen zur Zierde, denen aber, welche die „erste Unterweisung noch bedürfen, zu einem passenden Platze. Doch auch den Anblick dieser Dinge überbietend schloss er noch an die „innerste sehr breite Vorhalle die Eingänge zum Tempel an. Indem er nämlich gegen Osten auf ein und derselben Seite abermals drei „Pforten erbaute, deren mittelster er gestattete, die zu beiden Seiten an Grösse und Breite zu übertreffen, während er ferner diese durch „bronzene Schilder und geschnitzte Zierrathen ganz besonders verschönerte, vereinigte er mit dieser gleichsam der Königin Trabanten. „Gleicherweise gab er auch den Säulenhallen zu beiden Seiten des ganzen Tempels die Zahl der Vorhallen. Von oben über denselben be- „sorgte er aber verschiedene Eingänge in das Haus für ein anderes Licht, und bildete die Verzierungen derselben mannichfaltig aus feinem „Holzschnitzwerk. Das königliche Haus erbaute er aus reichen und kostbaren Stoffen, indem er freigebige Prachtliebe bei dem Aufwande „zeigte. Es scheint mir überflüssig die Länge und Breite des Hauses, diese glänzende Schönheit und die alle Beschreibung überschreitende „Grösse, den glänzenden Anblick der Arbeiten in Worten zu zergliedern, und die himmelanstrebende Höhe und die darüber lagernden kost- „baren Cedern des Libanon zu beschreiben. — Als er nun so den Tempel vollendet und obenan mit Sesseln zu Ehren der Vorsteher „und überdies mit Bänken der Reihe nach für die geringeren Geistlichen, wie es sich ziemt, geschmückt, nach allen aber den heiligen „Altar in die Mitte gestellt hatte, umgab er auch dies wieder, damit es den Laien unzugänglich wäre, mit Holzgitter, das oben mit kunst- „reichem Schnitzwerk verziert war, so dass es den Beschauenden einen wundervollen Anblick gewährte. Aber auch den Fussboden ver- „nachlässigte er nicht, indem er auch diesen mit Marmor in jener kunstreichen Form verzierte. Endlich wandte er sich an die Aussenseiten „des Tempels, indem er Ausbaue und sehr grosse Häuser auf beiden Seiten kunstgerecht aufführte, welche gleichfalls mit den Seiten des „königlichen Hauses verbunden und den Eingängen in das mitten inne liegende Haus angeschlossen waren.“

**) „Dieses Grab nun als das Haupt des Ganzen verherrlichte die Freigebigkeit des Kaisers mit ausgesuchten Säulen, und mit dem „reichsten Schmuck, indem er es mit den verschiedenartigsten Zierrathen verschönerte. — Sodann schritt er fort zu einem sehr grossen „Platz, der zu einem offenen Atrium, welches ein herrliches Steinpflaster auf dem Fussboden zierte, eingerichtet und auf drei Seiten von „langen Säulenreihen umgeben war. Denn an der vierten Seite, welche dem heiligen Grabe gegenüber und gegen Morgen lag, schloss sich „der königliche Tempel an, ein bewundernswürdiges Werk, unendlich hoch und ausserordentlich lang und breit, dessen innern Bau Platten „von buntem Marmor bedeckten. Der Anblick der Mauern von aussen, die von dicht an einander gefügten polirten Steinen glänzten, war „etwas Herrliches und stand der Schönheit einer Marmorbekleidung nicht nach. Das Dach bedeckte von aussen eine Bleimasse, ein siche- „rer Schutz gegen die Gewitterstürme und Winterregen. Die innere geschnitzte Felderdecke aber, die sich wie ein grosses Meer über das „das ganze königliche Haus ununterbrochen ausbreitete und mit strahlendem Golde durchaus überzogen war, durchblitzte wie das Funkeln

viel scheint klar zu sein, dass sie drei Schiffe, vielleicht auch Emporen hatte, ferner dass ein Atrium mit Säulengängen vor ihren drei Eingängen angelegt, sie von dem eigentlichen Gebäude des heiligen Grabes trennte, welches den Eingängen der Basilika gegenüberlag. Im Jahre 614 wurde diese Kirche zerstört, und nachdem sie 628 erneuert worden war, wieder 1011 durch den Kalifen Haquem vernichtet. Der dritte Bau von 1048 brannte 1807 zum grossen Theil aus. Von der Himmelfahrtskirche des Oelberges weiss man nur aus Berichten mittelalterlicher Wallfahrer, das sie im Dach eine Oeffnung und am Boden unter der Oeffnung nicht Steinpflaster, sondern Rasen hatte. Die Stelle, von welcher der Heiland aufgefahren sein sollte, wurde auf diese Art mit dem freien Aufblick gen Himmel in Verbindung gelassen. Welche Form die Kirche sonst hatte, scheint nicht bekannt zu sein. Ebenso wenig scheint man noch von der Kirche zu wissen, welche Konstantin zu Mamre der Stelle von Abrahams Opferaltar geweiht hatte.

Während diese Denkmäler christlicher Frömmigkeit und heiliger Erinnerung den Stürmen der Zeit erlagen, sind uns doch wieder einige, wenn auch aus etwas jüngerer als constantinischer Zeit, erhalten. Die Basilika zu Bethlehem über der Geburtshöhle des Heilandes, von der heil. Helena zuerst erbaut, und von Eudokia, der Gemahlin Theodosius III. erneuert, steht heute noch mit ihren fünf Kirchenschiffen. So viel man weiss ist sie den römischen Kirchen gleich, und hat im Innern 48 Marmorsäulen, über welchen gerades Gebälk ruht. Das Mittelschiff und die Flügel des Kreuzstammes haben jedes eine grosse Tribune. Ob diese Nebentribunen ursprünglich waren, und ebenso welche Theile überhaupt aus der Zeit der Helena oder von der spätern Erneuerung herrühren mögen, ist noch nicht entschieden.

Verwandt der Kirche zu Bethlehem ist die noch erhaltene, im sechsten Jahrhundert errichtete Verklärungskirche des Berges Tabor.

Der Prachtbau dagegen, welchen Justinian zu Jerusalem auf dem Berge Moria in Stelle des Salomonischen Tempels errichten liess und der heiligen Jungfrau weihte, ist längst untergegangen. Es scheint, als habe der Kaiser Form, Grösse und Lage des jüdischen Tempels genau nachahmen wollen, und dennoch geräth mit dieser Annahme der Umstand in Wiederspruch, dass die Platte des Berges ihm den nöthigen Raum nicht bieten wollte, vielmehr der Berg durch künstlichen Zubau, wie schon zu Salomons Zeit mindestens ähnlich geschehen war, vergrössert werden musste. Man führte an der östlichen und südlichen Seite des Felsen von der Thalsohle bis zur Plattform aus mächtigen Quadern Riesenmauern auf, und verband diese mit dem Felsen mittelst Gewölben,*) und scheint der Felsenplatte mehr Raum gegeben zu haben, als sie zur Zeit des jüdischen Tempels umschloss. Die Kirche, in welcher zwei Reihen Säulen die Cedern-Decke trugen, war wahrscheinlich eine Art Basilika, doch wich sie von diesen durch einen äussern Säulengang ab, welcher an ihre Längen-Mauern und an die Fronte sich anschloss. Die Säulen hatte man aus einem neuentdeckten Bruch von feuerfarbigem Marmor gearbeitet, und zwei Riesen-Säulen, welche für die grössten der Erde gehalten wurden, vor den Eingang gestellt, jedenfalls nach dem Vorbilde der Säulen Jachin und Boas vor dem Salomonischen Tempel. Vor den Säulen breitete sich der Vorhof aus.

Auch in Aegypten und Nubien haben neuere Reisende coptische Kirchen in Basilikenform gefunden, welchen ein sehr hohes Alter beigelegt wird.

Von den vielen Kirchen, welche zu Constantins Zeit in Konstantinopel ausgeführt wurden, wissen wir nicht viel mehr als die Namen einiger. Die Kirche der heil. Weisheit, S. Sophia, hatte eine hölzerne Decke, sowie wohl Basilikenform. Selbst Justinian liess in dieser Residenz noch mehrere Basiliken errichten.

„des Lichtes den ganzen Tempel. Auf jeder Seite erstreckten sich durch die Länge des Tempels eine doppelte Reihe unterer und oberer „Säulenhallen, ebenfalls mit vergoldeten Decken. Die den Mittelraum begrenzenden Säulenhallen ruhten auf riesigen Säulen, die innern „Hallen auf Pfeilern, die mit reichlichem Schmuck bekleidet waren. Drei Pforten, an der Ostseite herrlich erbaut, nahmen die Menge der „Hineinströmenden auf. Diesen gegenübe[illegible] der Spitze des königlichen Hauses war der递Haupttheil des Ganzen, das Hämisphärium, Ab„sis, die Tribune erbaut. Zwölf Säulen, der Zahl der Apostel des Heilandes gleich, auf der Spitze mit zwölf sehr grossen silbernen Be„chern geziert, welche der Kaiser seinem Gott als Geschenk geweiht hatte, umgaben dieselben im Kreise."

*) Ein neuerer Reisender, Robinson, will an der künstlichen Einfassung und Vergrösserung des Berges Moria Mauerwerk sehr verschiedener Zeiten unterscheiden. Den solidesten ältesten Quaderbau hält er für salomonischen Ursprung. Die mächtigen Quadern an demselben sind in der Art behauen, dass ihre Mitte, mehr rauh gelassen, von den vier Kanten durch einen geglätteten Saum umschlossen wird, eine Behandlungsart, welche sich durchs ganze Mittelalter an [illegible]ndbauten, Befestigungsmauern und Thoren wiederfindet. Eher als der Zeit Salomons möchten diese Riesenquadern wohl der Zeit Justinians zuzuschreiben sein.

Die morgenländische Kirchenbaukunst dieser Zeit lässt sich mithin von der abendländischen um so weniger trennen, als Morgen- und Abendland hier ein ungetheiltes Ganze bilden, und aus gemeinsamer Quelle nicht nur die Form der regelrechten Basilika floss, sondern auch die Entwickelung einer zweiten Kirchenbaukunst, mit welcher uns der nachfolgende Abschnitt beschäftigen wird.

Die Mausoleen, Baptisterien und Kuppel-Kirchen.

Die antik griechische Kunst kannte neben ihren vierseitigen Tempeln die achtseitige Gestalt im Tempel der Winde, die kreisrunde in ihren Odeen. Die Römer, nachdem sie den Gewölbebau ausgebildet hatten, brachten jene Formen zu weiterer Anwendung und erfanden die Herstellung der Kuppel.

Das Pantheon zu Rom liefert hiervon ein umfassendes Beispiel. Der Tempel des Jupiter zu Spalatro, ausserhalb achtseitig und innerhalb rund, ist gleichfalls mit einem Kuppelgewölbe von der Form einer Halbkugel überdeckt, doch ruht die Kuppel auch hier noch unmittelbar auf der Umfassungsmauer.

Am Tempel zu Nocera schwebt die Kuppel bereits frei über Säulen. Vierzehn Paar Doppelsäulen stehen im Kreise umher, so dass von jedem Säulenpaar eine Säule einen inneren, die andere einen etwas weiteren mehr äussern Kreis bildet. Jedes Säulenpaar trägt zunächst einen Architrav zu seiner eigenen Verbindung, während von Architrav zu Architrav Halbkreisbögen sich wölben. Ueber diesen 14 Halbkreisbögen ruht das Kuppelgewölbe in Form einer Halbkugel und wird von 14 schräg einfallenden Fenstern durchschnitten. Ausserhalb des Doppel-Säulen-Kreises bildet eine parallele Mauer einen Umgang, welchen ein Tonnengewölbe überdeckt.

Diese Formen des Tempels zu Nocera finden sich in noch weiterer Entwickelung am römischen Bacchus-Tempel. Ueber den 12 Säulenpaaren, welche den innern Kreis bilden, steigt hier zunächst noch als Träger der Kuppel eine hohe kreisrunde Mauer empor von 12 Fenstern durchbrochen. Der Begriff eines hohen Mittelschiffes mit Kuppelüberwölbung von einem niedrigeren mehr untergeordneten Umgange umschlossen findet sich somit hier vollständig durchgebildet. *)

Hatte der christliche Gottesdienst in der Basilikenform sich wohnlich einzurichten gewusst, und war diese auch im Stande jegliche weitere Ansprüche zu befriedigen, so konnten dergleichen mitunter grossartige Kuppelbauten für die Nachahmung dennoch nicht ohne Anregung bleiben. Wirklich theilt uns auch Eusebius mit, dass Constantin der Grosse zu Antiochien eine Kirche von achtseitiger Gestalt, ungewöhnlicher Höhe und mit einem Kranz von Hallen, Krypten und Emporen errichten liess. Dennoch scheint diese Form in den nächsten Jahrhunderten für grosse Kirchen nicht beliebt gewesen zu seyn. Erst seit dem sechsten Jahrhundert begegnen wir wieder grösseren Kirchenbauten im Kuppelstyl, welche im Morgenlande nach und nach typisch wurden, im Abendlande aber nur vereinzelte Nachahmung fanden, und im germanischen Mittelalter ganz aufgegeben wurden.

Dagegen fand man seit Constantins Zeit die Rundbauten um so angemessener für Tauf- und Grab-Capellen; Baptisterien wurden entweder vielseitig oder kreisrund selbst bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts errichtet; und Grab-Capellen erhielten zuweilen noch die Kreuzform, über deren Mitte dann die Kuppel ruhte.

Von dem Kuppelgebäude, welches Constantin durch den Bischof Makarius über dem heiligen Grabe zu Jerusalem errichten liess, fehlen beschreibende Nachrichten. Die Apostelkirche zu Constantinopel hatte als kaiserliche Begräbnisskirche Kreuzform mit einem verlängerten Flügel. Aehnlich ist die Grabkirche der Galla Placida zu Ravenna (T. II. 8.), welche über den vier Flügeln Tonnengewölbe und in der Mitte eine Kuppel trägt. Das Mausoleum Theodorichs, gleichfalls zu Ravenna, jetzt die Kirche S. Maria della Rotonda, welches dieser König sich noch bei Lebzeiten erbauen liess, ist eine ausserhalb zehneckige, innerhalb runde Capelle mit flacher Kuppel. Es steht auf einem hohen zehnseitigen Unterbau, zu welchem zwei Treppen hinaufführen und war auf dem Vor-

*) In neueren Zeiten halten Viele den Tempel zu Nocera für eine Taufkirche, und den Bacchus-Tempel für die Grabkirche der Constantia, sowie beide Bauwerke für Erzeugnisse des vierten Jahrhunderts. Für den Zweck unserer Darstellung bleibt die Beseitigung dieser Widersprüche ohne wesentlichen Einfluss, denn ob die Freistellung der Kuppel auf Säulen noch antike oder erst christliche Erfindnng ist, mit Gewissheit zu entscheiden, möchte schwerlich je möglich seyn, weil, wenn jene beiden Tempel nachweisbar wirklich von vorn herein für christliche Zwecke errichtet wären, man nie wird entscheiden können, ob nicht dennoch antike und später verloren gegangene Vorbilder ihnen zum Muster gedient haben.

sprunge des letztern ehemals mit einem Säulenkranz und wahrscheinlich überwölbtem Umgang umgeben. Die Kuppel ist aus einem einzigen Felsblock gehauen, sowie das ganze Gebäude noch eine fertige Technik verräth.

Die bauliche Form der Taufkirche bildete sich wahrscheinlich nach den antiken Baptisterien, welche sich in den römischen Bädern befanden, die Wasserbecken enthielten und mit Kuppeln überbaut waren.

In der ersten Zeit taufte man an allen Tagen, vorzugsweise gern an Sonntagen. Später wurden feierliche Taufzeiten festgesetzt vor Ostern und Pfingsten, bei den Griechen und Morgenländern vor dem Epiphanienfest. Der Taufakt war mit völligem Untertauchen verbunden, und dieserhalb schon, vielleicht auch weil damals Ungetaufte das geweihte Heiligthum der Kirche nicht betreten durften, sah man sich nach eigenen Taufkirchen um. Die antiken Baptisterien boten jedenfalls für diesen Taufakt die zweckmässigste Einrichtung, und so ist wohl anzunehmen, dass sie bei Anlage von Tauf-Capellen zum Vorbilde gedient haben, vielleicht auch selbst für diesen kirchlichen Zweck verwendet seyn mögen, für welche Annahme die gleiche Benennung Gewicht zu geben scheint. So wird die Tauf-Capelle der Kirche St. Maria degli angeli zu Rom, in den ehemaligen Bädern Diocletians auch wirklich für ein antikes Baptisterium gehalten.

Die constantinische Tauf-Capelle bei St. Peter zu Rom wurde durch eine Wasserleitung vom Vaticanischen Berge gespeist, und ihre reichen Mosaiken in Grün, Gold und Purpur spiegelten sich im Wasserbecken wieder. Durch Leo III. erhielt sie einen Umbau.

Das Baptisterium bei St. Johann zum Lateran ist achtseitig, und hat in seinen Mauern viereckige Fenster zum Theil in zwei Reihen über einander. Das Becken ist mit acht Säulen umstellt, diese tragen gerades Gebälk, darüber wieder acht obere Säulen mit einem zweiten Gebälk, zuletzt eine niedrige mit Fenstern versehene achtseitige Mauer, welche nicht überwölbt ist, sondern von einem nach allen 8 Seiten abfälligen Dache bedeckt wird. Der Umgang zwischen dieser mit Säulen umstellten Mitte und der äusseren Umfangsmauer hat die volle Höhe beider Säulenstellungen und schliesst zu oberst mit einer flachen Decke. Die untere Hälfte dieses Bauwerkes soll aus dem fünften, die obere aus dem zwölften Jahrhundert herrühren.

Meist wurden die Baptisterien neben den Cathedralen errichtet, woraus deren bevorzugtes Taufrecht hervor zu gehen scheint. So finden sich alte Baptisterien bei den Cathedralen zu Parenza und Ravenna, und auch denen zu Riez und Aix in Frankreich wird ein sehr hohes Alter beigelegt. Das Baptisterium zu Parenza liegt der Basilika gegenüber vor dem Vorhofe und ist einfach achtseitig.

Von besonderer Wichtigkeit besonders für die spätere römische Kunst erscheint das Baptisterium zu Ravenna, wahrscheinlich aus der Mitte des fünften Jahrhunderts, nach Einigen durch den Bischof Neo von 425—30 errichtet. Es ist ein einfaches Achtseit mit flachgewölbter Kuppel und ohne Umgang. Im Inneren besteht es aus einem einzigen Raum, dagegen sind die acht Wände mittelst Säulchen und Nischen gegliedert. In zwei Geschossen über einander stehen in den acht Ecken Säulchen und tragen von Ecke zu Ecke Halbkreisbögen. Im untern Geschoss entstehen hierdurch einfache Nischen, im oberen sind dagegen zwischen die Ecksäulen noch zwei andere in jede Nische gestellt, und mittelst kleiner Halbkreisbögen unter sich und mit den Ecksäulen verbunden, ein Motiv welches zu reicheren Verbindungen in der Kirche von St. Vitale führte, und in der mittelalterlichen Kunstentwickelung hervorragende Bedeutung gewann.

Der Taufbrunnen der arianischen Cathedrale St. Teodoro wurde später von einem katholischen Bischofe durch Umbau in die Kirche St. Maria in Cosmedin verwandelt.

In bedeutenderen Dimensionen als Mausoleen und Baptisterien erscheint der Rundbau der Kirche St. Stephano rotonda zu Rom. Drei Kreise, der innere von 22 Säulen, der mittlere bedeutend weitere von 36 Säulen und 8 Pfeilern, und der dritte äussere als Umschlussmauer bilden einen runden Mittelbau und zwei Umgänge. Die 22 Säulen der Mitte, durch gerades Gebälk miteinder verbunden, tragen einen mit Fenstern versehenen Mauer-Cylinder und über diesem eine flache Decke. Der zweite Säulenkreis, welcher die beiden gleich hohen Umgänge trennt, hat Halbkreisbögen zur Verbindung seiner Säulen. Beide Umgänge deckt gleichfalls eine flache Decke etwa in der halben Höhe des bedeutend überragenden Mittelraums. Um das Jahr 470 wurde diess Bauwerk zur Kirche geweiht; wozu es früher gedient haben möge, ist nicht bekannt; doch erreicht wohl nur der innerste Rundbau ein so hohes Alter, weil die Umgänge einer Erneuerung des achten Jahrhunderts anzugehören scheinen. Einer Durchbildung seiner Theile entbehrt dieses Gebäude in dem Grade, dass es für die Entwickelung jener Zeit ausserhalb jeglicher Beziehung stehen dürfte.

Die Kirche St. Vitale zu Ravenna hingegen knüpft sich mit ihren Hauptformen an den Bachustempel (Mausoleum der Constantia) an, und gliedert diese mit einer so kunstreichen Durchbildung des Gewölbe- und Kuppelbaues, dass der grosse Unterschied zwischen beiden sich nur durch die Annahme erklären lässt, dass anderweite alte und nicht mehr vorhandene Werke dieser Entwickelung zu Zwischengliedern gedient haben müssen.

Zwar wollen Viele das plötzliche Erscheinen dieses eigenthümlichen Werkes von Byzanz und seiner Sophienkirche herleiten, doch ist diese Annahme unbegründet, indem seine Erbauungszeit zwischen die Jahre von 526—547 fällt, während die Sophienkirche, obgleich 537 vollendet, erst 532 begonnen wurde, der Entwurf für St. Vitale also fertig war, ehe an den der byzantinischen Kirche auch nur gedacht werden konnte, weil die alte Sophienkirche erst 532 zufällig durch Brand zu Grunde ging.

Weiter taucht auch die neue Sophienkirche für das Morgenland als eine ebenso vereinzelte neue Erscheinung ohne bekannte Vorläufer auf*), so dass wir sie für ein Nachbild von S. Vitale halten müssen, mit welcher letztern sie viele gemeinsame Formen theilt, im übrigen aber wieder auf weitere Entwickelung und eigenthümliche Zusammensetzung einging.

Wurde der Kuppelbau in späterer Zeit im Morgenlande typisch (Justinian baute in Constantinopel noch mehrere Basiliken), während er im Abendlande nur vereinzelte Anwendung fand, so lässt sich daraus allein noch nicht folgern, dass er auch morgenländische Erfindung seyn müsse. Wir sind vielmehr geneigt, die Anordnung von St. Vitale für selbständige abendländische Entwickelung zu halten, und glauben, dass man die abendländische Baukunst um so weniger aus der byzantinischen sollte erklären wollen, als die letztere bis heute noch zu sehr ausserhalb des Bereichs unserer Kenntniss liegt.

Um für die constructiven Formen von St. Vitale deutlich zu werden, müssen wir zuvor noch einige der älteren Rundbauten in Betracht ziehen. Am Baptisterium zu Ravenna sind die Umfassungsmauern von so bedeutender Stärke, dass dem Seitenschub des leichten Gewölbes durch ihre Masse begegnet wird. Am Herculestempel ist für den obern Theil des Mittelbaues dasselbe Verhältniss anzunehmen, weil aber hier die Mitte durch die Säulenstellung eine Schwächung erleidet, sucht diese der Umgang mit seinen anlehnenden Gewölben auszugleichen. Es gewährt uns somit dieses Bauwerk ein frühes Beispiel für die Erkenntniss und gesonderte Begegnung des senkrechten Drucks und Seitenschubs im Gewölbebau.

Wenden wir uns jetzt zu St. Vitale (Taf. III. 8. u. 9.), so finden wir, dass den Kern des achtseitigen Gebäudes zunächst 8 kräftige Eckpfeiler (*a*) bilden, diese mittelst Halbkreisbögen (*b*) sich verbinden, und oberhalb die Kuppel (*c*) tragen. Auch diese Kuppel dürfte bei ihrer leichten Haltung**) das nöthige Seitenschub-Widerlager vollständig in der Stärke der ihr untergestellten Pfeiler finden. Dennoch suchte der Baumeister dem Ausweichen der Mitte durch den structiven Anschluss der Umgänge zu begegnen. Es laufen nämlich diese Umgänge an allen Seiten, mit Ausnahme der des Chores, in zwei Stockwerken umher, finden in ihren Ecken (*f*) mittelst der Gewölbebögen (*e*) und äusserer Pilaster, Gliederung und Verstärkung, und wenden ganz vornämlich diese Verstärkung den mittlern Pfeilern als ein etwa noch nothwendiges Gegengewicht gegen den Seitenschub der Kuppel zu. Dennoch darf man diese äussern Widerlager nicht zu hoch anschlagen, am wenigsten selbige mit der glücklichen Massen-Vertheilung der germanischen Baukunst für gleichbedeutend halten, weil ohne die kräftige Haltung der acht Hauptpfeiler und die ungemeine Leichtigkeit der Kuppel, diese unfehlbar das ganze Gebäude auseinander schieben würde. Dennoch liegt in dieser Anordnung bereits eine weit vorgerückte Stufe für die Durchführung, welche im Mittelalter den Tragepfeilern nur gerade die Tragekraft beliess, dagegen den viel gewichtigern Seitenschub pyramidal herabzuleiten wusste. Die Säulen (*gh*) mit ihren Halbkuppelgewölben stehen zu den structiven Theilen wohl um so weniger in Beziehung, weil sie theils auf sich selbst, grösstentheils in den Hauptpfeilern ruhen. Sie ahmen die halbkreisförmige Chornische nach, nur nicht deren abschliessenden Character, denn mittelst ihrer Säulenweiten erhalten sie die Verbindung zwischen dem Mittelschiff und den Umgängen. Dagegen liefern sie der romanischen Kunstperiode ein Vorbild für deren reichere Chorabschlüsse, die in der germanischen Kunst vollständige Bedeutung und Durchbildung erlangten. Ebenso sind die acht Fenster der Kuppel, welche unter einem gemeinsamen Bogen mittelst einer Säule und zweier kleinerer Bögen zu Doppelfenstern sich gliedern, mit der

*) Ueber die von Constantin zu Antiochien erbaute Kirche wissen wir nur, dass in ihr die Rundung und Höhe über die Länge vorherrschte, aber nichts von Gewölbe- und Kuppelbau.

**) Das kreisrunde Gewölbe der Kuppel ist sehr künstlich aus Thongefässen zusammengesetzt, welche einer Flasche ohne Boden gleichen, mit Spitze und Mündung ineinander greifen und in einer Spirallinie bis zum höchsten Punkte fortlaufen.

Wandnischen-Behandlung im Baptisterium verwandt, und das erste bekannte Vorkommen einer Fensterform, welche später die gesammte romanische Kunst begleitet. Auf gleicher Stufe mit diesen Fenstern steht die Haltung der Oeffnung *h* zu beiden Seiten des Chores. Ein weiteres wichtiges Motiv für die spätere Kunst ist die an der innern Seite zwar noch rund, ausserhalb aber polygonisch geschlossene Absis *i*, zu welcher der Chorraum *h* mittelst eines Kreuzgewölbes, im Gegensatz zu den sieben Halbkuppeln, hinüber leitet.

Die Capitäle sind von verschiedener Art; während die oberen eine leichte corinthische Laubform nachahmen, bewegen sich die unteren (Taf. III. 10.) vierseitig und nach unten hin verjüngt, als Vorläufer der mittelalterlichen Würfel-Capitäle. Auch die flach erhabene Verzierung der Seiten des Capitäls, Flechtwerk im Einfassungs-Rande, manirirtes Laubwerk in den Mittelfeldern, tauchen hier zum ersten Mal auf.

Den Gesammt-Eindruck des Innern beherrscht die Rundung und Höhe der hellerleuchteten Kuppel mit ihrem Mittelraum. Die bedingte Erweiterung und Verbindung des letzteren mit den dunklen Umgängen, mittelst der durchbrochenen Nischen, ist eine sehr gelungene weitere Durchführung des der Hauptkuppel in einfacher Weise zu Grunde liegenden Motivs. Für minder harmonisch möchte man den vorgeschobenen Chor halten, weil durch ihn das Gesetz der geraden Linie in das der Rundung einseitig einschneidet; wir glauben aber, dass die Bedeutung des Chores zu dergleichen markirten Verbindungen berechtigt, läge nur der Altar hier nicht für viele Gegenden der Rotunde und der Umgänge ausserhalb der Gesichtslinie.

Auf die äussere Gestalt hat die innere Gliederung keinen durchbildenden Einfluss gehabt. Der weite Mantel der Umgänge umschliesst das Ganze so sehr mit seiner Umhüllung, dass nur die wenig überragende Kuppel und die austretende Absis ausserhalb ihre Bedeutung ankündigen. Die vorgelegte Ardika *k* steht zu der Kirche in schiefer Richtung und verbindet sich mittelst der Treppen-Cylinder *l* mit den Emporen des zweiten Stockwerkes. Die Räume *m* zu beiden Seiten des Chores enthalten Capellen.

Sechs Jahre lang hatte man an St. Vitale gebaut, da ging im Jahr 532, nach andern schon 530, die alte von Constantin gegründete und später erweiterte und erneuerte Sophienkirche durch Brand zu Grunde. Kaiser Justinian übertrug den Neubau den Baumeistern Anthemis von Tralles und Isidorus von Milet und verlangte ein Kunstwerk, welches alle bisher bekannten weit überstrahlen sollte. Viel kunstreicher und durchgebildeter als die damalige Basilikenform war S. Vitale; ob es vielleicht zu jener Zeit noch weiter entwickelte andere Werke dieser Richtung gab, wissen wir nicht, St. Vitale mag also zur Vorlage gedient haben, für sich allein oder mit anderen nicht mehr vorhandenen Stylgenossen; der Kaiser erstrebte aber ungleich Höheres und hat es auch erreicht. Doch nur für den Gesammt-Eindruck ihres Hauptraums darf man St. Sophia dieses Zeugniss ausstellen, nicht für alle Einzelntheile und deren Beziehung zu einander, am wenigsten für den Eindruck ihres Aeusseren. Ihr Grundplan ist 250 Fuss lang, 228 F. breit, und die Kuppel allein hat 108 F. Durchmesser, so viel Ausdehnung also als die ganze Masse von St. Vitale. Gewöhnlich bezeichnet man die Kirche als dreischiffig, auch wohl als Kreuzkirche, beides aber nicht mit Recht, wie wir weiter unten sehen werden. Der Hauptraum besteht vornämlich aus drei Theilen, mitunter Gliedern von St. Vitale, welche sich zu einem Ganzen verbinden und in unserm Grundriss (Taf. III. 11.) mit *a. b. c.* bezeichnet sind. Das Quadrat *a* enthält an seinen vier Ecken mächtige Pfeiler *d* und *e*, welche zu oberst mittelst entsprechender Halbkreisbögen verbunden sind. In der Lage des um *a* gezogenen Kreises ruht über der Oberkante dieser vier Bögen ein wagerechtes mächtiges Kranzgesims, welches aus den Pfeilerwinkeln bei *d* und *e* mittelst emporsteigender Gewölbezwickel gestützt wird und die mächtige Kuppel trägt. Diese letztere hat die Wölbung eines Kreisabschnitts und nur ausserhalb eine Art niedrigen Tambours, in welchem die Fenster stecken, innerhalb aber vom Kranzgesimse ab sogleich gekrümmte Haltung, so dass im Innern auch die Oeffnungen der Fenster schief zu liegen kommen. Die Kuppel ruht somit auf den Pfeilern mit ihren gewaltigen vier Thorbögen, welche letztere an den Seiten *dd* und *ee* durchaus anders behandelt sind, als an den Seiten *de*, *de*. Die Räume über *b* sind wieder in halbkreisförmiger Grundlage mittelst der Pfeiler *f* bis zur Höhe der Hauptpfeiler empor geführt, ganz nach der Art wie St. Vitale mit den Säulen-Nischen *c* verbunden und dann mittelst eines Halbkuppelgewölbes geschlossen, welches mit seiner Oeffnung an die Hauptbögen *dd* und *ee* sich anschliesst. Die Halbkuppelbewegung der Räume *bb* sendet somit formverwandte Zweige in die Räume *c* und die Chornische *g* nach abwärts und findet aufwärts ihren vollsten Ausdruck in der höher gelegenen Hauptkuppel über *a*. Die Pfeiler-Thore der Richtung *de* sind zunächst zweimal übereinander mittelst Säulen und Bögen, von da ab aber, wo der grosse Bogen beginnt, mittelst einer Mauer ausgefüllt, die drei Reihen Fenster übereinander enthält. Während in der Längenrichtung *bb* die Hauptkuppel ihren Seitendruck mittelst der Halbkuppeln abwärts leitet, dienen ihr in der Querrichtung zu diesem Zweck die vielfachen Zwischenmauern *hh*, welche zugleich über

den oberen Abschluss des Gebäudes strebepfeilerartig und staffelförmig bis zum Fuss der obersten Kuppel emporsteigen und deren imposante Wirkung ausserhalb beeinträchtigen. Die Seitenräume darf man nicht wohl mit Nebenschiffen vergleichen, denn sie zerfallen durch die Mauern *h* in vereinzelte Piecen und sind noch dazu mittelst Kreuzgewölben in Stockwerke gesondert. Der Eindruck einer Kreuzgestalt kann dem Innern nur in sofern werden, als dem grossen Mittelraum eine freiere Raumverbindung immer noch zwischen den Säulen *i* hindurch verbleibt, während die Eckräume von der Mitte schon mehrfach getrennt erscheinen. In soweit als die Kuppel ein Widerlager in den Halbkuppeln und diese zum Theil in den kleinen Kuppeln finden, vornehmlich aber in der Ausführung der ersten, über Zwickeln völlig frei schwebenden Hauptkuppel, haben die Baumeister St. Vitale weit übertroffen, was dagegen die übrige Verstrebung betrifft, so hat man sich mit einem blossen Einschachtelungssystem begnügt, woraus sich namentlich das plumpe Aeussere ergeben musste.

Die innere Ausstattung mit allem zu Gebot stehenden Glanz und Reichthum musste die mangelnde Durchbildung der Einzelntheile zu einem gemeinsamen und organischen Ganzen verhüllen helfen. Die Chornische enthielt die Priestersitze, davor den prächtigen Hauptaltar, dann silberne mit Teppichen verhängte Schranken, welche das Allerheiligste der Gemeinde verhüllten. Vor den Schranken stand die Kanzel. Die beiden Nischen zunächst des Altars gehörten mit zum Altardienst; in der einen wurde er vorbereitet, in der anderen fanden Lectionen der Diaconen nach vollbrachter Messe statt. Es wird gern angenommen, dass von hier der Gebrauch und die Anlage der Nebentribunen auch nach dem Abendlande ausgegangen sey. Die Gallerien über den Seitenräumen dienten der weiblichen Gemeinde zur Versammlung. In der Chorrundung standen 12 mit Silber überzogene Säulen, welche silberne Schilde und in getriebener Arbeit Abbildungen von Christus, den Aposteln und anderen Heiligen enthielten. Ebenso strahlten in den reichen Mosaiken der Hauptnische die Bildnisse des Heilandes und der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Ein thurmartiges silbernes Tabernakel erhob sich über dem Altare. Die Gewölbe zierten Mosaiken auf Goldgrund, die vier Gewölbe-Zwickel die Cherubim, die Wände Blätterranken mit Weinlaub und Vögeln. Die Säulen von rosigem Marmor aus Phrygien, dunkelrothem aus Aegypten, grünem aus Lakonien, weissgefleckten aus Gallien, von goldfarbnem aus Libyen, waren wohl zumeist aus älteren Werken entnommen. Ueber den Capitälen kommt der Kämpfer vor, dem wir zu Ravenna begegnet sind, weshalb man ihn so gern für byzantinischen Ursprungs hält.

Bei der Errichtung dieses Bauwerks hatte man schon mit mannigfachen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen; so ein paarmal mit Ausweichen der grossen Mittelpfeiler. Im Jahr 557 stürzte bei einem Erdbeben der östliche Theil der Kuppel, am Ende des zehnten Jahrhunderts wieder der westliche Theil ein. 1346 brach die ganze Kuppel zusammen. Die wieder erneuerte Kuppel hat sich theilweis stark gesenkt, auch ist seitdem manches wieder aus dem Loth gewichen.

Die Sophien-Kirche war der Stolz des Morgenlandes geworden; und Justinian hatte ausgerufen: O Salomon, ich habe dich überwunden! Ob an der Vorentwickelung für dieses Werk das Morgenland, wie angenommen wird, mehr Antheil hatte als das Abendland, ist wohl noch unentschieden, ausgemacht dagegen, dass für den morgenländischen Kirchenbau S. Sophia sehr bald als einziges und unerreichbares Vorbild galt.

Die gleichfalls bis heute noch erhaltene Kirche St. Sergius und Bakchus, auch die kleine Sophia genannt, steht an Aehnlichkeit zwischen ihrer älteren Schwester und St. Vitale. An einem Achtseit mit Kuppel vereinigen vier Seiten sich mit der Kreuzform, und die vier anderen dazwischen liegenden mit dergleichen durchbrochenen Halbkreisnischen wie in den oben besprochenen Kirchen. Es liefert diese kleine Kirche den Beweis, dass diese Bauweise sehr mannigfacher Zusammensetzungen fähig ist.

Die Apostelkirche, wie St. Sergius auch zu Constantinopel und von Justinian in Stelle der älteren errichtet, hatte eine Kuppel über lateinischer Kreuzform. Die St. Johanniskirche zu Ephesus soll dieser geglichen haben. Zuletzt baute man im Morgenlande nur Kuppel-Kirchen.

Im Abendlande hingegen kamen Kirchen mit Kuppeln im ersten Jahrtausend nicht weiter vor, indem vereinzelte dieserartige Werke sich eigentlich doch nur als Capellen betrachten lassen.

Die Hof-Capelle Carls des Grossen zu Aachen, später zum jetzigen Münster erweitert, ist das grossartigste uns erhaltene Monument dieser Gattung, und hat mehrmals als Vorbild zur Nachahmung gedient. Carl baute zu Aachen einen Palast und diese Capelle, welche mittelst eines Porticus Verbindung erhielten. Die Errichtung der letzteren, welche in die Jahre von 796 bis 804 fällt, leitete der Abt Ansigis von St. Vandrille. Sie wurde der heiligen Jungfrau geweiht und in den Hauptformen theilweis der Kirche St. Vitale nachgebildet, doch in viel geringeren Grössen-Verhältnissen, weil die Kuppel noch nicht einmal fünfzig Fuss Durchmesser enthält. Das Ganze

(Taf. IV. 1) besteht in einem achtseitigen Mittelbau, einem sechszehnseitig gebrochenen Umgange, und Emporen über diesem. Der mittlere Raum wird in den acht Ecken durch starke Pfeiler eingefasst, welche zunächst wie bei 3. Taf. IV. in der Gewölbhöhe des Umganges, und dann wieder oberhalb der Säulenstellung zum zweiten Mal mittelst Rundbögen verbunden sind. Ueber den oberen Rundbögen erhebt sich noch eine senkrechte Mauer mit Fenstern, und diese trägt zuletzt das Kuppelgewölbe. Das letztere besteht nicht mehr aus einer Halbkugel wie bei St. Vitale, sondern verfolgt die untere achtseitige Gestalt bis zur Spitze. wodurch es bereits Verwandtschaft mit den späteren achteckigen romanischen Kuppeln des Mittelalters erhält. Den niedrigen Umgang decken flache Kreuzgewölbe, und die Emporen über diesem Umgange eine Art halben Tonnengewölbes, wie solches aus gleicher Zeit über den Nebenschiffen vieler alter Kirchen Frankreichs, namentlich in Auvergne vorkommen soll. Es biegt sich nämlich das Gewölbe über jedem der in Vierecke oder Dreiecke gesonderten Theile von der äusseren Umfassungsmauer nach dem mittleren Octogon empor, berührt dieses oberhalb der innern Säulenstellung so wie unterhalb der Fenster und gewährt zugleich der Kuppel ein Widerlager. Die Bogenöffnungen zwischen der Mitte und den Emporen sind durch zwei Reihen Säulenstellungen über einander gegliedert, so dass in jede Oeffnung zwei Säulen und darüber wieder je zwei zu stehen kommen. Die beiden untern Säulchen verbinden Halbkreisbögen und eine Mauer bis zur geraden Ausgleichung, wogegen die darüber stehenden obern mit ihren Kämpfern sehr ungeschickt in die Steigung des grossen Bogens eingreifen. Dennoch bildeten diese Säulchen den architectonischen Hauptschmuck, und waren, weil jene Zeit etwas Aehnliches nicht anzufertigen vermochte, aus älteren Bauwerken Roms und Ravennas entnommen. Grüne Porphyrsäulen und wieder marmorne weisse, grüne, bläuliche und bunte wurden neben einander gestellt, auch nahm man nicht Anstoss an der verschiedenen Grösse. Als die Franzosen Aachen besassen, wurden die Säulenstellungen herausgebrochen und die besten Säulen nach Paris gebracht; in neuerer Zeit hat man indess die alte Gestalt wieder möglichst hergerichtet. Die Eingangshalle, die Kaiserloge über dieser und auch die Treppenthürmchen zu beiden Seiten, wie solche jetzt vorhanden sind, hält man für gleichzeitig mit der Anlage des Hauptbaues, der alte Chor ist dagegen verschwunden, weil der aachener Bürgermeister Chorus 1353 drei Seiten des sechszehnseitigen Umganges mit dem damals aufgeführten neuen Chore in gothischer Gestalt zu verbinden suchte. Das Aeussere hat vielerlei An- und Umbauten erlitten. Capellen verdecken das alte Vieleck zu unterst, und oberhalb wieder hat man jeder Seite des mittleren Achteckes hohe Giebel und darüber ein noch höheres Kuppeldach aufgesetzt. Von dem alten reichen, von Eginhard erwähnten Erzschmuck haben sich noch drei Thüren, und die zierlich durchbrochene Brustwehr des oberen Umganges erhalten.

Ein anderes Bauwerk von grossem Interesse, dessen Mittelbau namentlich die Aachener Kirche sehr treu wiedergiebt, ist die Capelle zu Ottmarsheim im Elsass, Taf. IV. 2 und 3. Ihre Kuppel misst nur zwischen 35 bis 40 Fuss, aus welchem Grunde man auch wohl den Umgang einfacher hielt als an jenem Werk, und es durchweg bei der achtseitigen Form beliess, wogegen die Kuppel, die Säulenstellungen und die Emporen durchaus dem Aachener Bauwerk gleichen. Weil antike Säulchen für dieses untergeordnetere Monument nicht zu beschaffen waren, so haben die Erbauer sich die ihrigen selbst geformt und mit vollständigen Würfel-Capitälen und attischen Füssen versehen. Eben dieser Würfel-Capitäle halber wollen Einige das ganze Gebäude erst dem elften Jahrhunderte, Andere es dennoch der Zeit Carls des Grossen zuschreiben, und wir machen darauf aufmerksam, dass hier das richtige Alter bis jetzt noch so wenig sich entscheiden lässt, als das erstmalige Vorkommen vollständiger Würfel-Capitäle, sind indess der Ansicht, dass Würfel-Capitäle bereits im zehnten Jahrhunderte, vielleicht auch früher schon in Anwendung waren. An der Ostseite steht ein kleiner vierseitiger Chor, an der Westseite ein vierseitiger Thurm mit der Vorhalle. Das Frauenkloster neben dieser Capelle wurde 1060 erbaut.

Ein zweites Nachbild der Aachener ist die Capelle auf dem Valkhof zu Nymwegen. Auch sie soll ein Ueberrest des hier gestandenen Palastes von Carl dem Grossen seyn. Bei dreissig Fuss Durchmesser ist das innere Achteck von einem sechszehnseitigen Umgange umschlossen, auch decken die Umgänge gleiche Gewölbe zur Unterstützung der Kuppel wie zu Aachen. Ueber dem vorgebauten Eingange ist die Kaiserloge mit einem Tonnengewölbe überdeckt. Dem Eingange gegenüber befindet sich eine Halbkreisabsis in beiden Stockwerken. Die Emporen-Oeffnungen weichen in so weit von der Anordnung zu Aachen ab, als hier nur je eine Säule mit Würfel-Capitälen zwei kleine Bögen trägt. Die Kuppel ist seitdem eingestürzt und die ganze Südseite der Capelle wahrscheinlich zur Zeit Friedrich Barbarossas in Backstein erneuert.

Wurde in den Capellen zu Ottmarsheim und Nymwegen das Aachener Vorbild in vereinfachter Weise wieder gegeben, so überrascht um so mehr ein sehr alter Theil der Stiftskirche zu Essen, Taf. IV. 4. 5, weil hier die zu Aachen vorkommenden Formen in sehr sinniger Weise unter neuen Verbindungen, zum polygonischen Schluss

einer Kirche und zur Herstellung der Emporen eines Nonnen-Chors Verwendung fanden. Man scheint diese alten Ueberreste bisher für Fragmente eines dem Aachener gleichenden vollrunden Gebäudes gehalten zu haben, genaue Untersuchung wiederlegt indess diese Annahme. Sein Haupttheil wird durch ein längliches Viereck im Grundriss, im Aufriss an zwei Ecken durch die Pfeiler *a.a.*, an den hintern zwei Ecken durch die Treppenthürmchen *b.b.* bestimmt. Die Pfeiler *a.a.* verbindet der Bogen *c*, die Thürmchen *b.b.* eine Mauer, *ab* zweimal über einander Bögen, und zu oberst sind alle die innern Räume zugewölbt, steigen dann noch in vierseitige Mauern aufwärts, und endigen zuletzt in eine achtseitige Kuppel, welche mehr Breite als Tiefe hat, weil ihre Form mit dem untern Viereck correspondirt. Der merkwürdigste Theil bleibt indess die innere Vertheilung und Behandlung des Raums unterhalb der Kuppel. Hier gesellen sich zu den Pfeilern *a.a.* noch die beiden Pfeiler *d.d.* mit den drei Bögen *e* und klammern die Halbkuppel-Gewölbe zwischen den Bögen *c* und *e* ein.

Der hintere Umgang wird durch die Bögen *g* und die Kreuzgewölbe *f* überdeckt und trägt über sich die Räume für die Nonnen-Emporen. Diese sind in den Räumen *h.i.k.* wieder überwölbt, doch in der Weise, dass die dreieckigen Räume *i*, durch die Mauer *l*, über *m* und *n* im Grundriss, zu oberst wieder für sich abgeschlossen erscheinen, hier ein drittes Stockwerk bilden, und mittelst Doppelfenster wie bei *l* sichtbar, nach den Räumen *h* und *k* sich öffnen. Säulenvergitterung gleich der zu Aachen enthält solchemnach nur dies einzige Bogenfeld zwischen *dd* über *g*. Der Flur der Empore erweitert sich zuletzt über *o* hinweg in die Nebenschiffe, oder erhält vielmehr von hier aus durch die Treppenthürme und die Thür bei *p* ihre Zugänge. Die flachen Nischen bei *p* und auf der Empore bei *r* scheinen nur zur Belebung der Wand gedient zu haben. Weiteres Nischenwerk befindet sich im Nebenschiffe bei *s*, hier mit Säulchen und Rundbögen verbunden. Diese Baulichkeiten, gerade wie wir solche beschreiben und in unserer Zeichnung wieder finden, sind noch vollständig vorhanden, bilden jetzt den westlichen Schluss einer im dreizehnten Jahrhundert errichteten gothischen Kirche, und haben sicherlich auch in ursprünglicher Anlage nur zum Seitenschluss anderweitiger, an Stelle der jetzigen Kirchenschiffe gelegener vierseitiger Räume, wenn nicht gar einer vollständigen Basilika dienen müssen, während nicht leicht abzusehen ist, wie man sie in ihrer jetzigen Gesammtform, oder auch nur theilweis, als Ueberbleibsel mit einem ehemaligen vollrunden polygonischen Werke möchte in Verbindung bringen können. Auf der Aussenseite bei *t* befindet sich eine Art Vorhof mit Säulengängen zu zwei Seiten, während die dem beschriebenen Werke entgegengesetzte vierte Seite durch eine gothische Kirche eingenommen wird. Fragen wir nach dem Alter dieses merkwürdigen Monumentes, so liegen uns auch hier nur Vermuthungen vor. Die frappante verwandtschaftliche Anlage zu dem Bau Carls des Grossen zeigt die Vergleichung, und dass die polygonische Emporen-Anordnung einem Nonnen-Chor gewidmet war, schliessen wir daraus, dass der Benedictiner-Orden in seiner Kirche stets dem Altare gegenüber am Westende auf Emporen seine Choreinrichtung treffen musste; Einrichtungen dieser Art in alten Kirchen auch noch anderweitig erhalten sind.

Die Säulen *tz* mit rohen corinthisirten Capitälen und attischer Base, so wie die Gesimsprofile *z* und *x* sind von so roher Technik, dass sie dem neunten Jahrhundert eben so gut als dem elften angehören können, und weil das Stift Essen um 870 entstand, ist es wohl möglich, dass diese alten Theile aus jener frühen Zeit herstammen möchten. Auch dafür, dass die obere Kuppel erst ein späterer Zusatz sein solle, lässt sich unsers Erachtens nichts Begründetes anführen.

Von der 822 eingeweihten Kirche St. Michael zu Fulda ist nur noch die Krypta vorhanden, und wurde diese vom Abte Aigil als Begräbnissort für die Mönche des Klosters errichtet. Ein niedriges kreisrundes Gewölbe stützt sich in der Mitte auf eine plumpe jonische Säule, und ist mittelst Thüren mit einem gleichfalls runden Umgange versehen. Das obere Geschoss mit einer Kuppel auf acht Säulen wurde 1092 umgebaut.

Die Capelle zu Altenfurth bei Nürnberg von geringer Grösse besteht aus zwei kreisrunden, gleichfalls halbrund gewölbten Räumen, von welchen der grössere als Schiff, der kleinere als Chor zu betrachten ist, und die mittelst einer Thüre zusammenhängen. Die Vorhalle ist später abgerissen. Das merkwürdigste Vorkommen bei diesem sonst höchst unbedeutenden Gebäude ist sein Fries unter dem äussern Dachgesims (Taf. IV. 11.) Es ziehen sich hier nemlich kleine halbkreisrunde Nischen neben einander herum, welche wir als Vorläufer des spätern romanischen Halbkreisbogenfrieses zu betrachten geneigt sind.

Der sogenannte römische Tempel zu Mettlach an der Saar hat eine oben offene Kuppel, welche auf acht Pfeilern ruht, und wird für das Grabmal des heil. Luitwin gehalten.

Die Capelle zu Drüchelte bei Soest hat zwei Säulenkreise von vier und von zwölf Säulen, ihr fehlt aber gleichfalls die Kuppel.

Die Kirche von Rieux-Merinville im südlichen Frankreich hat gleichfalls eine Mittel-Kuppel und Umgang.

Dergleichen kleine Rundgebäude sind im Abendlande gewiss noch vielfach vorhanden, aber bis jetzt unbeachtet geblieben, während die weniger bekannten Monumente sehr vereinzelt dastehen, und ein näherer Zusammenhang sich überhaupt nur unter den Werken der Kunst-Epoche von St. Vitale, und wieder denen des Aachener Münsters nachweisen lässt.

Noch müssen wir zweier Bauwerke zu Regensburg erwähnen, welche weder dem Kuppel- noch dem Basilikenbau angehören, aber von Wichtigkeit für die Entwicklung des Kreuzgewölbes sind, nemlich der sogenannten Capelle des heil. Erhard, und einer kleinen Kirche, welche meist der alte Dom genannt wird.

Die erstere gleicht einem Kellergewölbe, und zerfällt durch drei paar kleine niedrige Pfeiler in drei Schiffe von gleicher Höhe. Die Nebenschiffe werden durch Tonnengewölbe überdeckt, in welche von der Mitte her die Kreuzgewölbeform einschneidet. Die Capitäle der Pfeiler bestehen in einer blossen Anschrägung. Die Tradition legt diesem Werke ein sehr hohes Alter bei, es ist indess von so unwahrscheinlichen Formen, dass es als Keller eines Wohnhauses, wozu es auch heute noch dient, leicht zu jeder spätern Zeit entstanden sein könnte.

Wichtiger und mit Sicherheit einem hohen Alter angehörend ist der sogenannte alte Dom, angeblich vom Bischof Garibald 740—52 erbaut (Taf. V. 1.) Die ungemein dicken Mauern enthalten auf allen Seiten Halbkreisnischen, wie solche gewöhnlich nur an den Chorenden vorzukommen pflegen, und gewinnen hierdurch Widerstandskraft für den Seitenschub der Gewölbe. Ein Bogen ohne Gliederung theilt die Decke in zwei Vierecke, deren jedes ein vollständiges Kreuzgewölbe enthält. Zwei kleinere Kreuzgewölbe, auf einem viereckigen Pfeiler gestützt, tragen am Westende eine Empore. Das Aeussere dieses Gebäudes ist durch spätere Bauten fast durchaus verdeckt, so dass sich nur noch ein einziges kleines Fenster mit Rundbogen finden lässt, welches zu den ursprünglichen gehört haben mag. Ein Gesimsprofil haben wir bei *e* gegeben, und bemerken nur, wie solches denen in der Stiftskirche von Essen gleicht.

Rückblick auf die frühchristliche Kirchenbaukunst.

Die Hauptergebnisse unserer obigen Darstellung lassen sich nun etwa in folgender Weise feststellen: Die christliche Kunst fand die Formen, aus welchen sie ihre kirchlichen Gebäude zusammensetzte, in der heidnisch-römischen vor, in wie weit aber zugleich eine Anweisung zur Zusammenfügung dieser Formen aus der letzteren in die erstere überging, muss zur Zeit noch unentschieden bleiben.

Als Resultat der christlichen Kunst kennen wir die Basilikenform des vierten und späterer Jahrhunderte, und finden in ihr den Grundtypus für die Kirchenbaukunst des Mittelalters beschlossen.

Schwieriger ist dagegen der Ursprung und Zusammenhang der Rundbauten zu ermitteln, ja es muss sich rücksichts dieser die Wissenschaft vielfach mit Vermuthung begnügen, weil die wenigen vorhandenen Rundgebäude, an sich schon sehr verschieden in Grösse, Gestalt und Zweck, sehr verschiedenen Zeitaltern angehören, und an ihnen nur selten verwandtschaftliche Beziehungen sich verfolgen lassen.

Während die Basiliken unter anscheinend sehr geringfügigen Modificationen sich durch jenes Zeitalter fortbewegen, taucht im sechsten Jahrhundert die Kirche St. Vitale zu Ravenna plötzlich mit räthselhafter Entwickelung in durchaus neuen und anmuthigen, ja selbst für die Kunst des Mittelalters höchst wichtigen Formen auf; wird dem Morgenlande Veranlassung zu seiner spätern Bauweise, und zeitigt im neunten Jahrhundert noch einige, wenn auch sehr abgemattete Nachklänge, im Münster Carls des Grossen und dessen Gleichungen.

Es erscheint somit das Band, welches die einzelnen Monumente jener alten Zeit umschliesst, als ein sehr lockeres, und wir sind weit entfernt, durch künstlich gesuchte Wechselbezüge die wahre Wissenschaft eher zu beeinträchtigen als zu fördern, gleichwohl erschliesst sich uns dennoch die Möglichkeit, bedeutsame Entwickelungen jener alten Zeit als Anknüpfungspunkte für die spätere mittelalterliche Kunst bezeichnen zu dürfen.

Vor allen gehören hierher die reichen Vorentwickelungen für unsere herrlichen Chorparthien der romanischen und germanischen Periode. Bei St. Peter und St. Paul zu Rom bestand der Chorraum aus der einfachen Halbkreistribune, welche in schlichter Weise sich dem Kreuzschiffe anschloss. Bei jüngern Kirchen gesellten zur Haupttribune sich noch zwei Nebennischen (Taf. III. 6 u. 7); auch wurde wohl der Chorraum quadratförmig über die östliche Schlussmauer vorgeschoben bei III. 2. a. Der in dieser letztern Art vortretende Chor, meist in Be-

gleitung von eben so entschieden vorspringenden Kreuzflügeln, wurde in der spätern romanischen Kunst besonders Seitens der germanischen Völkerschaften als Regel eingeführt.

Die Halbkreistribune ging nun nicht allein mit diesen Chorvorlagen Verbindung ein, sondern zuweilen auch mit den Seitenwänden vierseitiger Räume (Taf. V. 1.) Glänzendere Resultate wurden indess erst dadurch erreicht, dass Halbkreistribunen sich mit den Seiten polygoner Hauptkörper verbanden. Zum ersten Mal begegnen wir dieser interessanten Verbindung in St. Vitale, doch sind die Halbkreisnischen hier schon in sofern über ihre ursprüngliche Form hinweg geeilt, als sie vermöge ihrer durchbrochenen, mit Säulchen unterstützten Mauern die Aufgabe haben, gleichsam durchsichtig abzuschliessen, weil zum vordern Hauptraum noch ein hinterer Umgang gehört, welchen die Architectur seinem Wesen nach nur beschreiben sollte mit Vermeidung völliger Abtrennung. Mit Sicherheit erkennen wir hier das Vorbild für unsere romanischen Chöre, welche in ihrer unteren Hälfte durchbrochen, durch Säulchen unterstützt und mit einem Umgange verbunden eine so prächtige Wirkung gewähren, wie z. B. der Chor von St. Godehard zu Hildesheim aus dem zwölften, und der zu Kloster Heisterbach aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Ja für die Chorentwickelung dieser letzteren Zeit musste selbst St. Vitale noch viel ausgedehntere Vorbildlichkeit bieten, weil ein blosser Abschnitt seines Mittelschiffes geeignet ist, unmittelbar zu den Capellen-Kräntzen unserer reicheren romanischen und germanischen Chöre hinzuleiten. Zuletzt sollte auch gleichsam noch der eigentliche Chor dieser merkwürdigen Kirche für spätere Zeiten nicht bedeutungslos bleiben, indem wir an ihm ein altes Beispiel von polygonem Chorschluss vorfinden.

Ein zweites, nicht minder erfolgreiches Motiv entkeimt mit höchst unwahrscheinlichen Anfängen im Baptisterium zu Ravenna. Nämlich die Unterordnung kleinerer Halbkreisbögen unter grössere in Verbindung mit Säulchen. Dem gleichen Gedanken gehören die Doppelfenster, die Durchsichten in den Seiten des Chores, und selbst die durchsichtigen luftigen Tribunen des Schiffes von St. Vitale an; wie nicht minder die Bogenfüllungen in den Emporen der Capellen zu Aachen und Ottmarsheim und dem Nonnenchore zu Essen. Zu welchen wichtigen Resultaten diese Kreis- und Nischen-Verbindungen in der romanischen und mehr noch in der germanischen Kunstperiode geführt haben, werden deren Baustyle uns später anschaulich machen.

Wie dieses zweite Motiv mit dem der Chorparthien auf der einen Seite zusammenhängt, so wieder auf der andern mit einem dritten von wesentlichen Ergebnissen.

Ecksäulen, Bögen und leichtere Füllmauern weisen nemlich unmittelbar auf die Gliederung der Wände hin, welche wir in St. Apollinare in Classe vorfanden. Pfeiler mit Bogen-Verbindung geben hier den Mauern die nöthige Stärke, während die dünnere Ausfüllung mehr auf sich selbst gewiesen bleibt. Die weitere Entwickelung dieser Mauergliederung zieht sich später durch die romanische Architectur hin, und entfaltet sich in der germanischen zu einem durchaus neuen Constructions-Princip.

Die Sonderung der Mauer-Masse in tragende und füllende musste bei Einführung der Gewölbe bald darauf aufmerksam machen, dass die tragenden Theile in zwiefacher Hinsicht in Betracht zu ziehen sind, nemlich rücksichts des senkrechten Drucks und des schrägen Seitenschubs. Sobald die Baumeister zu dieser Einsicht gelangt waren, stand es ihnen frei, der gesammten obern Last durch hinlänglich starke Pfeiler zu begegnen, oder diese Last zu theilen, und neben schwächern Tragepfeilern den Seitenschub ausserhalb dieser Pfeiler anderweitig herabzuleiten. Was St. Vitale für dieserartige Behandlung bietet, haben wir bei Beschreibung dieser Kirche besprochen, dagegen war es jenem neuen Constructionsprincip der germanischen Baukunst vorbehalten, die Vertheilung und Behandlung des senkrechten Drucks und schrägen Schubs erst zu glänzenden Resultaten zu entfalten.

Ungegliederte Tonnengewölbe und runde Kuppeln hatte die heidnisch-römische Bauart bereits entwickelt, eben so auch das Kreuzgewölbe, in welchem die Form zweier Tonnengewölbe sich kreuzweis begegnet. Halbkuppeln finden wir seit dem vierten Jahrhundert über den Tribunal-Nischen der christlichen Basiliken, ganze Kuppeln über den Rundbauten und Kreuzgewölbe in den Nebenschiffen der Kirche Taf. III. 2. 6. u. 7. Die christliche Entwickelung verfolgte dagegen selbstständig im Gewölbebau zweierlei Richtungen, nemlich die Ueberdeckung aller Oeffnungen und Räume mittelst der Halbkreisbewegung und daneben eine zweckgemässere Gliederung der Gewölbe im Ganzen wie im Einzelnen. Für diese Gliederung bietet unsere Periode nur erst ein vereinzeltes Beispiel in den polygonen Bauten zu Aachen und Ottmarsheim, wo das bis dahin gebräuchliche Rundkuppel-Gewölbe in Harmonie mit den Untersatz-Mauern sich achtseitig fortbewegt. Umfangreicher erscheinen dagegen die Bemühungen für jene Gegenseitigkeit, welche durch allgemeine Einführung des Rundbogens über sämmtliche Räume angestrebt wurde. In St. Vitale hatte sich solche wie von selbst ergeben, während die Basilikenform in diesem Bezuge bedeutendere Schwierigkeiten bot. Der Halbkreisbogen in Portalen, Fenstern, Triumphbogen und

Tribunen musste nach der Herrschaft streben, sobald er Eingang in die Säulenstellung gefunden hatte. Ein bedeutender Fortschritt wurde in dieser Richtung durch Einwölbung der Nebenschiffe gewonnen, der Ueberspannung der Mittelschiffe mittelst mächtiger Gewölbe wollte sich indess die Technik jener Zeit nicht gewachsen fühlen. Dennoch finden wir, dass dieses Ziel angestrebt wurde, obgleich erst das zwölfte Jahrhundert es vollständig erreicht. In S. Praxede zu Rom (Taf. III. 4. 5.) wurde die Wirkung des Triumphbogens wenigstens theilweis auf das Mittelschiff ausgedehnt, durch Ueberspannung mächtiger Halbkreisbögen, welche auf Pfeilern ruhen, und zugleich ein Vorbild lieferten für die spätere Sonderung der Kreuzgewölbe. In Frankreich begnügte man sich damit, kleine Kirchen im Mittelschiff mit Tonnengewölben, in den Seitenschiffen mit deren Hälfte zu versehen. Bei der kleinen Regensburger Kirche (Taf. V. 1.) finden sich dagegen schon zwei vollständige Kreuzgewölbe durch einen flachen Scheidebogen von einander gesondert. Aehnlich durchgebildete Gewölbe wie dieses letztere will man zwar an alten Krypten wahrnehmen, doch ist es misslich bestellt um Feststellung des Alters derselben.

Wie in Verfolg des Gewölbebaues an Stelle der Säulen häufig Pfeiler treten, begegnen wir in S. Praxede und S. Vincenzo. Die Verbindung der Säulen mit Pfeilern zu neuen Begriffen blieb indess dieser Zeit fern und dem Mittelalter aufbehalten. Dagegen befreite sich die Säule aus ihrer antiken Abgeschlossenheit und eignete sich Formen an, durch welche sie im fortschreitenden Mittelalter mit den Massen, welche sie anfangs nur begleiteten, zuletzt organische Verbindung einging. Die antike Säule mit ihrem Capitäl war für die Unterstützung des Architravs ausgebildet, und gerieth nothwendig in Missverhältnisse, als die altrömische und die frühchristliche Kunst diesen Architrav mit dem Halbkreisbogen verwechselte und den Bogen unmittelbar auf die Capitäle auflagern liess. Von Ravenna aus finden wir das Bemühen, diesen Uebelstand durch Einschiebung eines keilförmigen Gliedes zwischen Capitäl und Bogen zu mildern. Zugleich fühlte man bald die Disharmonie zwischen dem freistehenden lockern Blätterschmuck der antiken Capitäle und der compacten übrigen Masse der Architectur, welche in der christlichen Kunst anfing beweglich zu werden und nach wechselseitiger Verschmelzung zu einem gemeinsamen Ganzen zu ringen. Compactere Capitälformen mussten sich somit der neuen Umgestaltung immer mehr empfehlen, und das Capitäl wurde nach und nach als vermittelndes Glied zwischen der Säulen-Rundung und dem vierseitigen Auflager der Bögen erkannt und behandelt, wobei seine Ausschmückung mehr Nebensache blieb. Diese Aufgabe wurde indess nicht von allen abendländischen Völkern in gleichem Maasse begriffen und verfolgt. Die romanischen, welche noch dazu unter antiken Denkmälern sich bewegten, schlossen in ihrer Ornamentik sich nur zu gern an antike Vorbilder an, wie z. B. Taf. IV. *tz*, während die germanischen allmälig die freiere Bewegung verfolgten, und neben der Capitälform zu Ravenna sich längere Zeit mit dem einfachen Würfel-Capitäl begnügen liessen. Dass dieses letztere seine Einführung allein dem Schicklichkeitsgefühl verdankt und nicht, wie bisher angenommen wurde, der mangelhaften Technik, beweisen uns die zugleich zu allen Zeiten vorkommenden antikisirten Blätter-Capitäle, wie z. B. in der Kirche zu Höchst bei Frankfurt. Minder selbstständig bewegte sich das Profil der Säulenbasen, welches in reichster Gestalt stets dem attischen Vorbilde treu blieb. Die Gesimse der einfachen Art begnügten sich mit der Form von III. 12, während reichere sich ziemlich willkürlich noch mit einem Wechsel von Rundstäben, Hohlkehlen und Blättchen verbanden. (Taf. IV. x und z.)

Die bildende Kunst.

Die bildende Kunst der Griechen und Römer mit ihrem Selbstzweck musste vom Christenthum durchaus vernichtet werden, weil Eigensucht im Dienst der Absonderung steht, das Christenthum dagegen alles ihm Angehörige von innen nach aussen zu einem harmonischen Ganzen gliedert unter dem Begriff einer Gesammtheit. Die antike Kunst wurde deshalb nicht etwa verchristlicht, sondern zunächst aufgegeben. Erst als christliche Begriffe Ausdrucksformen suchten, wurden Symbole zu Hülfe genommen. Diese waren den Christen verständlich, sollten dagegen Ungeweihten unbekannt bleiben, weil man die Glaubensgeheimnisse an Juden und Heiden nicht zum Gespött verrathen wissen wollte. Die Symbolik begnügte sich deshalb lange Zeit mit einfachen Zeichen und Figuren, bis mit dem vierten Jahrhundert jene Geheimgründe so wie die gefahrvolle Berührung mit heidnischer Darstellungsweise wegfielen, und ihr nach aussen hin freiere Bewegung gestattet wurde.

Das älteste Symbol ist das Kreuz, einfach auch zu den Seiten von den Buchstaben *A* und *Ω* begleitet. Ihm folgte das Monogramm aus den Anfangsbuchstaben des Namens Christi dem griechischen *X* und *P*. Meist

steht das *P* aufrecht in der Mitte des *X*, zuweilen das *P* nur rechts an das *X* angelehnt. Wie man dazu kam, den Heiland mittelst eines Fisches zu versinnbilden, ist nicht leicht abzusehen; näher liegt seine Bezeichnung durch das Lamm, welche später aber auch für die Gläubigen gebraucht wurde, während dann Christus wieder auftritt als guter Hirt ein Lamm auf seiner Schulter tragend. Ferner fand der Heiland Ausdruck unter dem Bilde des Weinstocks, und unter dem des Löwen, als Löwe vom Stamm Juda. Als Bild der Kirche und der in ihr beschlossenen, wenn auch stürmischen, so doch sicheren Pilgerreise, diente das Schiff; die Taube bezeichnete den heiligen Geist; die Leier die der christlichen Empfindung erschlossene Seele; der Anker die Hoffnung des ewigen Lebens; der siebenarmige Leuchter das christliche Erkenntnissvermögen; die Wagschaale das jüngste Gericht; der Kranz die Krone der Seeligen; die Palme den christlichen Sieg; der Hahn die Wachsamkeit; der Phönix die Auferstehung; der Hirsch das Verlangen nach Gott.

Diese Embleme begleiteten in der Zeit vor Constantin vornehmlich Ringe und Grabsteine, und erhielten sich als Grundzüge durch die nachfolgende christliche Kunst.

Die Häretiker Tertullian und Origenes waren den Bildwerken von vornherein abgeneigt, die Kirche dagegen überwachte nur den richtigen Gebrauch und bedurfte dabei um so grösserer Sorgfalt, als die gnostische Secte der Karpokratianer die Bilder von Christus, Plato und Aristoteles neben einander stellte, und es sogar Heiden gab, welche Christus und die Venus zugleich anbeteten.

Der heilige Clemens von Alexandrien warnt vor heidnischen Bildern und empfiehlt für christliche Siegelringe das Bild von Taube, Fisch, Schiff, Leier, Anker, Fischer. Das Bild des guten Hirten ist schon im Anfange des dritten Jahrhunderts in Gebrauch, von Portait-Aehnlichkeit des Heilandes aber weit entfernt, denn das Gesicht erscheint meist bartlos.

Vom vierten Jahrhundert abwärts wird die Symbolik reichhaltiger, wie auch die Gelegenheit zu ihrer Anwendung. Geräthschaften aller Art und Sarkophage erhielten jetzt Ausschmückung mit christlichen Beziehungen, und der ohnehin ungefügigen Architectur konnte der malerische Schmuck zur Vergeistigung ihrer Mauerflächen dienen.

Häufige Anwendung findet jetzt die Abbildung des Sündenfalles, nämlich Adam und Eva zu beiden Seiten des Baumes mit der Schlange; Kains und Abels Opfer; Noah mit der Arche bei Annäherung der Taube; Abrahams Opfer; Moses die Gesetztafeln empfangend; der Durchgang durchs rothe Meer; David mit der Schleuder; Daniel in der Löwengrube; die drei Jünglinge im feurigen Ofen; Elias' Himmelfahrt. Alle diese alttestamentlichen Darstellungen hatten indess nicht auf sich selbst Bezug, sondern auf die grossartigen Momente der Erlösungsgeschichte, welche sie vorbedeutungsweise in sich beschlossen. Aus der evangelischen Geschichte selbst wurden beliebte Bilder die Erweckung des Lazarus; die wunderbare Speisung des Volkes; die Wunderheilungen; die klugen Jungfrauen mit den Lampen; das Gespräch mit der Samariterin; Christi Einzug in Jerusalem; Christus vor Pilatus; Petri Verleugnung; die Schlüsselübergabe an Petrus; aber auch diese Bilder hatten mehr symbolische als historische Natur.

Ein weiterer Kreis symbolischer Embleme floss aus dem Inhalt der Apokalypse, wie die Vorstellung der Evangelisten unter den geflügelten Gestalten von Mensch, Adler, Stier und Löwe.

Selbst die erhabene Gestalt des Erlösers diente mehr dem allgemeinen Begriff des göttlichen Waltens als der Persönlichkeit, und trat meist in Verbindung mit symbolischem Zubehör, namentlich bei grossräumiger Ausstattung mit Bildwerken. Seit dem Concil zu Ephesus 431 erscheint die heilige Jungfrau mit dem Christkinde häufig in Begleitung der Weisen aus dem Morgenlande.

Das Nackte wurde vermieden, nur Gesicht, Hände und Füsse blieben unbedeckt. Die Haltung der Figuren drückt Erhabenheit aus, während die Ausführung sich nur auf die allgemeineren und wirksameren Züge beschränkte, also auch in der Malerei ebenso die Grundzüge einer neuen Kunst erschloss, wie wir solches oben in der Architectur gefunden haben.

Vom sechsten Jahrhundert ab geht besonders im Morgenlande die symbolische Malerei mehr in die historische über. Die Zusammenstellung der Hergänge nicht um ihrer selbst, sondern um ihrer Bedeutung willen konnte in der Deutung leicht zu Irrthümern führen, und wirkliche Ereignisse zu mythisch aufgefasst werden. Die neue Richtung muss mithin als ein Fortschritt erscheinen. Für die Darstellung des Heilandes entwickelte sich jetzt vor allem ein sogenanntes Christus-Ideal mit erhöhter Stirn und getheiltem, herabfallendem Haar. Nach beendigtem Bilderstreit kommt auch die Passionsgeschichte des Heilandes zur bildlichen Darstellung, so wie im neunten Jahrhundert auch sein Kreuzestod.

Die bedeutsamsten Kunstwerke fallen in die nächsten Jahrhunderte nach Constantin, worauf im Abendlande die Leistungen immer mehr und zuletzt in förmliche Barbarei sinken. Im Morgenlande gewinnen sie seit dem sechsten Jahrhundert einen eigenthümlichen Character in Begleitung prunkender Gewänder, werden aber bald mumienartig typisch.

Von Sculptur-Werken hat sich wenig erhalten. Ausser einer bronzenen sitzenden Statur des heil. Petrus, die wahrscheinlich dem fünften Jahrhundert angehört, und zwei marmornen Bildsäulen des guten Hirten sind nur eine Reihe steinerer Sarkophage nennenswerth. Die Wandmalereien sind auch zum grössten Theil verschwunden, und nur in einzelnen römischen Katakomben so wie in denen zu Neapel haben sich Ueberreste erhalten. Dagegen sind namhafte Darstellungen in Musiv-Gemälden auf unsere Zeit gekommen, und bilden den Hauptschmuck der alten Kirchen zu Rom und Ravenna.

Die Katakomben

sind nicht nur ihrer Wandmalerei halber interessant, sondern mehr noch weil sie das einzige Besitzthum und die Zufluchtsstätte der ersten Christen waren, wenn diesen auf der Oberfläche der Erde das Recht zur Existenz abgesprochen wurde. Man kennt Katakomben vornehmlich zu Rom, Neapel und Syrakus. Ihre Benennung war verschieden; sie hiessen *arenaria* als Tenne für himmlische Freuden; *dormitorium*, Ruhestätte; *latibula martyrum*, versteckter Ort für Märtyrer; *Crupta*, unterirdische Gänge; seit dem fünften Jahrhundert erst hiessen sie *catacumbae* auch *catatumba*, unterirdische Grabgewölbe.

Ihre erste Anlage reicht bis in die Zeiten der Republik, wo sie als unterirdische Steinbrüche so wie als Gruben für Puzzolanerde benutzt, und zu Rom in der Gegend des esquilinischen Thores zuerst begonnen wurden. In dieser Gestalt dienten sie den Christen der ersten Jahrhunderte in Zeiten der Verfolgung zu Zufluchtsstätten, es brachten die Christen die Leichen ihrer Märtyrer hierin in Sicherheit, begingen deren Jahresfeste neben den Reliquien und setzten auch die übrigen Leichen in der Nähe der Märtyrer bei, wodurch die gemeinsamen Begräbnissplätze entstanden. Wenngleich Grabschriften bis ins zweite Jahrhundert hinaufreichen, sind doch die Räumlichkeiten, soweit sie der vorconstantinischen Zeit angehören möchten, sehr verdunkelt, weil man später theils zu Begräbnissräumen, theils behufs der Märtyrer-Feste bedeutende Erweiterungen und Ausschmückungen veranlasste. Die kleinen runden oder vierseitigen Capellen mit gewölbter Decke, welche entweder am Ende eines Katakomben-Ganges oder an Stellen sich anschliessen, wo Gänge nach mehreren Richtungen auslaufen, dürften auch wohl erst dieser spätern Zeit angehören. Sie enthalten oft noch Altäre, mehrere Gräber und Marmorsessel, und werden für Märtyrer-Capellen, nach Anderen, wie wohl unwahrscheinlicher, für Grabkammern bevorzugter Familien gehalten. Auch Brunnen finden sich vor, welche man für Taufbrunnen halten darf, weil über der Decke des einen sich noch ein Bild von der Taufe des Heilandes erhalten hat. Die Gänge sind bei 8 Fuss Höhe nur 3 bis 6 Fuss breit, und in Nischen zu beiden Seiten mehrere, zuweilen 6 bis 8 Gräber über einander. Die Leichen wurden, in Tücher gehüllt, in die Nischen geschoben, und die Oeffnung mit Ziegeln vermauert, in welche man die Gedächtnissplatte einliess. Diese Tafeln, von gebrannter Erde oder Marmor, enthielten meist eine Inschrift und irgend eines der oben angeführten Symbole. Märtyrer wurden ausdrücklich bezeichnet, z. B. mit *Martyrio coronati*. Die Grabschriften sind kurz, innig und rührend; als: *Arecesa*, im Frieden, sie lebte gegen siebenzehn Jahre; dem *Oblunus Procullianus*, dem treuen Vater, welcher 56 Jahre, 5 Monat und 10 Tage alt wurde, setzte diesen Stein die zärtliche Tochter; der *Euphrosine*, der theuersten und süssesten Gattin, setzte diesen Stein *Onesimus*, der Gatte. Sarkophage in den Nischen kommen erst seit Constantin vor, und wenn die Begräbnisse in den Katakomben bis in die letztern Jahrhunderte jenes Jahrtausends stattfanden, so wurde doch die Leiche Leo's des Grossen nicht mehr hierher gebracht, sondern oben in der Peterskirche behalten. Fossoren, einer Stufe niedriger Geistlichen, war die Aufsicht über diese Ruheplätze anvertraut. Nachdem die berühmtesten Märtyrer-Reliquien in die Kirchen verlegt waren, kamen diese alten Grüfte mit der Zeit in Vergessenheit, bis ihnen seit dem sechszehnten Jahrhundert neue Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Viele von ihnen, seit Constantin mit darüber erbauten Kirchen verbunden, erhielten von diesen aus ihre Zugänge, von andern war der Eingang in Vergessenheit gekommen, und jetzt noch mag es viele geben, welche noch nicht wieder entdeckt sind. Die römischen haben Ausplünderung und Erdstürze vielfach in gräuliche Zustände gebracht, auch ist ihre Bildnerei sehr verblichen, wogegen die zu Neapel, welche in festes Gestein getrieben sind, sich besser bewahrt haben. In den Malereien dieser Katakomben finden sich denn alle jene oben angeführten symbolischen Bildwerke alten

und neuen Testamentes, welche immer so geordnet sind, dass ein Hauptbild den andern ihre Beziehungen anweist. Die umfassendsten Malereien breiten sich über Decke, Nischen und Wände jener kleinen Capellen aus, und die vorzüglichsten unter allen finden sich in den Grüften des heil. Calixtus unter der Kirche St. Sebastiano zu Rom. Der Styl der Ausführung schloss sich an den altrömischen an, jedes Bild wurde mit Einfassung von Linien oder Arabesken umgeben, und an den Decken steht meist ein derartig umschlossenes Mittelbild in einem Kranz bezüglicher Beiwerke. In einer von den vier Capellen der Calixtus-Grüfte sieht man an der Decke ein schönes Brustbild des Heilandes, die rechte Schulter nackt, die linke mit weissem Gewand bedeckt, und als Umgebung Arabesken und Tauben. Auf der Wand dem Eingange gegenüber nimmt Orpheus, unter dessen Bild hier Christus alles Rohe und Wilde bezähmend dargestellt wird, zwischen wilden Thieren den Halbkreis der Nische ein, und über ihm sitzt die heilige Jungfrau mit dem Christkinde. Links von der Nische predigt Jonas den Niniviten, rechts schlägt Moses die Quelle aus dem Felsen. Auf der einen Seitenwand fährt Elias gen Himmel, Noah begrüsst die rückkehrende Taube, und Lazarus wird durch den Herrn erweckt; auf der andern Seitenwand betet Daniel zwischen zwei Löwen, und Moses zieht am brennenden Busch die Schuhe aus. Ausser den übrigen Capellen dieser Grüfte finden sich auch einzelne Gräber-Nischen gemalt. In einer der schönsten sitzt an der hintern Wand der Heiland mit einer Schriftrolle unter Zuhörern, während die rund gewölbte Decke nebst der vordern Stirnwand schöne Weinranken durchziehen, zwischen welchen sich Vögel und Trauben brechende nackte Knaben in anmuthiger Gruppirung vertheilen. Zu den jüngsten Malereien gehören sicher die in den Katakomben des Pabstes Julius unter der flaminischen Strasse. Hier stattet die heil. Jungfrau der heil. Elisabeth Besuch ab; ein gekreuzigter Heiland zwischen seiner Mutter und dem heil. Johannes ist nicht nackt, sondern in der Tunika dargestellt, auch finden sich hier schon eigenthümliche Marterbilder.

Die Musiv-Gemälde

schlossen in Styl und Technik sich gleichfalls an die spät-römische Ueberlieferung an. Neben dem Mosaik der Fussböden hatten die Alten auch ein künstlicheres aus Marmorstückchen und gefärbten Glasstiften verfertigt. Auf dem Mosaik der berühmten Tauben des Capitols gehen 160 Marmorstückchen auf den Raum eines Quadratzolles.

Während die Hauptgestalt der christlichen Basiliken durch den Cultus geordnet war, es aber ausser den Grenzen der Möglichkeit lag, die neu gewonnene Architectur auch alsbald als solche organisch belebt durchzubilden, musste sich um so mehr die Malerei empfehlen, um die gefühlte Lücke auszufüllen. Die Mauern des Mittelschiffes unter und zwischen den Fenstern, die Flächen des Triumphbogens und der Absis verlangten Vergeistigung ihrer Starrheit, und nachdem ihnen solche mittelst bildnerischen Schmuckes zugewandt war, blieb auch der Fussboden nicht zurück für entsprechende Belebung. Alte Fussböden sind indess schwerlich mehr vorhanden, weil die schön erhaltenen in den römischen Basiliken St. Crisogono, St. Lorenzo und St. Maria in Cosmedin dem Mittelalter angehören.

Die Wandmalereien sind dagegen von einer Dauerhaftigkeit wie die der Gebäude selbst, welchen sie angehören, weshalb auch heute noch ein fast tausendjähriger Cyclus zum Theil in den Kirchen zu Ravenna, am meisten aber in den römischen sich erhalten hat. Glaswürfel und Stifte von allerlei Färbung und mit eingeschmolzenem Golde, so wie farbige Steine, vornehmlich Marmor, bilden den Farbenstoff, und eine Mischung von Eiweiss, Marmorstaub und gelöschtem Kalk den Kitt, mit welchem die Verbindung der einzelnen Stückchen unter sich und mit der Wand bewirkt wurde.

Weil die Figuren in den meist ungeheuern Räumen colossal werden mussten, daneben die Wirkung für die Ferne und die Totalität berechnet wurde, fielen Mitteltöne in den Farben meist weg, es kamen Glaspasten von Quadratzoll-Grösse zur Anwendung und der Eindruck der nahen Betrachtung muss etwa in Vergleich kommen mit den modernen Perlenstickereien. Indess eben diese Missstände, welche der freien Pinselführung gegenüber wahrgenommen werden müssen, verleihen den musivischen Bildern um so mehr den Character des Symbolischen. Die Anordnung der Bilder und Farben wird am anschaulichsten durch Betrachtung mehrerer Werke, welchen wir dabei eine chronologische Auswahl geben wollen.

Die ältesten Mosaiken enthält das kleine Kuppelgebäude der Constantia zu Rom, welches Einige für einen ursprünglich antiken Tempel halten. Weinreben mit Vögeln und geflügelten Genien umziehen hier das in der Mitte

stehende Brustbild der Constantia. An diese reihen sich dem Alter nach die Mosaiken in S. Maria Maggiore von Pabst Sixtus III. 433. Die Geschichte der beiden Testamente ist in den viereckten Räumen unter den Fenstern des Mittelschiffes vertheilt, und apokalyptische Darstellungen füllen den Triumphbogen. Die Figuren sind im Vergleich zu antiken Leistungen schon roher in Haltung und Composition. Prächtig sind dagegen die gleichzeitigen Mosaiken in der Capelle der Galla Placida zu Ravenna. Sämmtliche Gewölbe leuchten auf dunkelblauem Grunde mit Sternen, Rosetten und Ranken in Goldglanz, unter welchen in der Kuppel ein goldenes Kreuz zwischen den vier evangelischen Symbolen schwebt. Zwischen den Fenstern der Kuppel stehen weissgekleidete Apostel-Figuren unter Muscheln und über grünen Moosflächen. Die vier, mittelst der Tonnengewölbe halbkreisförmig geschlossenen Felder der Giebelmauern durchziehen goldgrüne Ranken, in welchen sich Hirsche nach Quellen durchdrängen. Diese Felder, die Kuppelbögen und die Fenster sind ausserdem noch von feinem Rankenwerk und mathematisch verschlungenen Linien umzogen. Das Kuppelmosaik des Baptisteriums zu Ravenna ist in drei Kreise getheilt; der innerste enthält die Taufe Christi, der zweite die zwölf Apostel, und der dritte grösste Architecturen nach pompejanischer Art. Ein prächtiges Mosaik ist das am Triumphbogen der römischen Paulskirche, welches dem heiligen Pabst Leo zugeschrieben wird. An der Wand über dem Bogen steht in doppeltem Nimbus, und mit diesem 15 Fuss Durchmesser haltend, ein schönes Brustbild des Heilandes mit griechischer gerader Nase und getheiltem Kopf- und Barthaar, die Rechte segnend erhoben, in der Linken den Scepterstab. Zu den Seiten schweben oben in den Wolken die apokalyptischen Flügelthiere mit den Evangelienbüchern, zwei Engel beugen zu den Seiten des Herrn ihre Stäbe, und hinter diesen rechts legen die 12 Apostel entblössten Hauptes ihre Kronen nieder, links 12 alttestamentliche Heilige mit bedeckten Häuptern. Die letzten schmäleren Räume unterhalb nehmen die Apostel Petrus und Paulus ein. Die Bildwerke in der Basilika S. Martino oder Apollinare nuovo zu Ravenna stammen aus der Zeit Justinians. Ueber den Bögen des rechten Seitenschiffes schreiten männliche, auf der entgegengesetzten Seite weibliche Heilige zwischen Palmenbäumen im Festzuge auf den Chor zu, in welchem der Heiland und die heilige Jungfrau von Engeln umgeben zu beiden Seiten der Nische thronen. Die heiligen Figuren sind von weissen Gewändern und goldenen Scheinen umflossen. St. Vitale bewahrt nur noch die Mosaiken seines Chores. In S. Cosma e Damiano, 526 - 30, befindet sich an der Bogenwand das Lamm zwischen apokalyptischen Figuren, in der Tribune der Heiland zwischen Wolken schwebend, die Rechte erhoben, in der Linken eine Schriftrolle haltend, zu beiden Seiten stehen Palmen und je drei heilige Gestalten. Wo die Wölbung der Nische anfängt, zieht sich querüber ein blaues Band mit einer Reihe von 13 Lämmern. Die schöne Figur Christi ist mit rother Tunika und weissem Mantel bekleidet. Das Mosaik in S. Agnes, die Heilige zwischen zwei Päbsten, zeigt schon ein bedeutendes Sinken der Kunst, wenige Linien müssen für den Ausdruck genügen. Roher noch, mit dicken Umrissen, sind die Mosaiken in S. Maria in Domnica, S. Praxede und S. Cecilia, und demnächst geht diese Kunst in Italien dermassen aus, dass 1066 der Abt Desiderius von Monte Cassino Mosaik-Bildner aus Constantinopel kommen lassen musste.

Die Wandmalereien der dunkeln Katakomben hatten in den Musivbildern sich zu leuchtender Verklärung fortbewegt, welche nur noch übertroffen werden konnte durch das himmlische Jerusalem, welches die mittelalterlichen Dome in ihren Fenstermalereien entfalteten.

Die Geräthschaften und kirchlichen Beiwerke.

Von alten Geräthschaften ist einmal nur weniges bekannt, vielleicht auch nicht viel mehr vorhanden, zum andern hält es schwerer als bei minder beweglichen Monumenten, ihre Entstehungszeit festzustellen. Eine Verfolgung ihrer Entwickelungs- und Formen-Geschichte ist somit unmöglich, weshalb wir uns begnügen müssen, hier einzelne Notizen folgen zu lassen.

Der Altar bestand ursprünglich in einem hölzernen Tische; der heil. Chrysostomus spricht aber schon im vierten Jahrhundert von steinernen Altären als etwas Gewöhnlichem. Auch die Verbindung des Altares mit Reliquien erscheint in dieser Zeit schon als etwas Hergebrachtes. Der Altar wurde mit weissem linnenen Tuch, *palla* genannt, überdeckt, und zwei kleinere Tücher, das Corporale zum Auflegen der consekrirten Hostie, und das Purificatorium zum Abwischen des Kelches und der Patena kamen in besonderen Gebrauch. Der Priester stand während des heil. Messopfers hinter dem von allen Seiten freien Altare, mit dem Blick über den Altar weg nach dem Kirchenschiffe hin.

Die Einweihung des Altars durfte nur von den Bischöfen vollzogen werden, und mehrere Altäre in der nämichen Kirche kommen erst seit dem sechsten Jahrhundert in Gebrauch.

In der Sophien- und alten Peterskirche waren die Altäre mit Goldblech bekleidet, und auf ihnen stand das Ciborium, ein Baldachin über vier Säulen mit verschiebbaren Vorhängen. Das Ciborium war gleichfalls von Silber, und auf den Altarraum der Sophienkirche allein sollen nicht weniger als vierzigtausend Pfund verwendet gewesen seyn. Aehnlich reich war zu Carls des Grossen Zeit die römische Peterskirche ausgestattet, deren goldene Altarplatte 597 Pfund enthielt. Das silberne Ciborium wog 2015 Pfund. Das Allerheiligste wurde in der Mitte des Altars in einem Gehäuse aufbewahrt von sehr verschiedenen Formen, zuweilen in der Gestalt einer kleinen Architectur, einer Taube u. s. w. Von all' diesen Kostbarkeiten und dem alten reichen Altar-Geräth an Kelchen, Weinbehältern, Leuchtern, Lampen und Kreuzen ist nichts auf unsere Zeit gekommen.

Von den Bischofsstühlen, welche meist von Stein und in der Nische hinter dem Altar aufgestellt waren, mögen noch viele vorhanden seyn, nur ist ihr Alter schwer bestimmbar. Ein sehr schöner Bischofsstuhl mit Elfenbein-Schnitzereien aus dem sechsten Jahrhundert vom Bischof Maximianus befindet sich noch zu Ravenna.

Grosser Aufwand wurde auch den Kirchengewändern zu Theil. Die Tiara, Mitra oder Inful der Bischöfe wurde bald nach Constantins Zeit mit Gold und Edelsteinen verziert; von byzantinischer Stickerei hat sich indess nur ein Werk erhalten in der Sakristei der römischen Peterskirche, nämlich die Dalmatika, mit welcher die Kaiser bei der Krönung bekleidet wurden. Die Oberseite ist von blauer, die untere von rother Seide, die Stickerei von Goldfäden.

Die Lectorien zur Ablesung des Evangeliums und der Epistel waren zu Anfange einfache hölzerne Pulte, und wurden wohl erst in viel späterer Zeit zu den steinernen Ambonen umgeformt, welche unsern Kanzeln vorangingen.

Die Thürflügel wurden auch bald Gegenstände für so grossen Luxus, dass die des Hauptportals der alten Peterskirche 975 Pfund Silber enthielten. Zuweilen kommt an ihnen die Behandlung vor, welche unter der Benennung *Agemina* vom vierten bis zum eilften Jahrhundert Anwendung fand. In Erzplatten wurden nämlich Contur-Figuren gravirt und in diese Gold- oder Silberdrähte eingeschmolzen. Desiderius, Abt vom Monte Cassino, liess dergleichen für den Neubau seiner Kirche anfertigen. Die ähnlichen der Paulskirche enthielten in 54 Feldern Darstellungen aus dem Leben des Heilandes, der Propheten und Apostel, gingen aber leider im letzten Brande zu Grunde. Die Kirche von Amalfi bewahrt noch ein erhaltenes Kunstwerk dieser Art, und ebenso auch das Kloster Susdal in Russland.

Gegen Ende dieser Periode kommen Orgeln in Gebrauch und Glocken sollen zuerst durch den Bischof Paulinus von Nola in Campanien im Anfange des fünften Jahrhunderts eingeführt seyn. Eine sehr alte Glocke in S. Cäcilia zu Köln wird dem Bischof Cunibert um 650 zugeschrieben. Sie besteht aus drei Platten, welche mit kupfernen Nägeln zusammengenietet sind.

Zweiter Abschnitt.

Die romanische Kunst.

Die morgenländischen Völker haben seit Justinians Zeit für jede Erneuerung ihres Bestandes sich unfähig bewiesen, und sicher würden unter gleichen geschichtlichen Verhältnissen die abendländischen dieselben Erfolge getroffen haben. Als gemeinsames Loos theilten Morgen- und Abendland das Schicksal, von fremden Nationen unterjocht und in allen staatlichen Verhältnissen aufgelöst zu werden; doch waren in beiden Ländern die Ueberreste des alten Volksstammes sowohl als die Natur der Eroberer weit von einander verschieden, und deshalb auch um so mehr der geschichtliche Erfolg. Die Byzantinischen Völker verfielen Eroberern, deren geistige Entwickelung vermöge des Islam in eine eigenthümliche und wiederum auch streng begrenzte Sphäre gebannt war. Unfähig,

sich aus sich selbst zu erheben, wurde es den Byzantinern eben so unmöglich, durch Sprengung der Schale des Islam in dessen Völkern aufzugehen, und deren Lebenskräfte dem eigenen Stamm zuzuführen. Anders standen die Verhältnisse im Abendlande. Zwar hatten die nationalen Verhältnisse der Abendländer sich nicht minder abgelebt, die kirchlichen dagegen sogen aus ihrem Mittelpunkte fortwährende Strahlen der geistlichen Frühlings-Sonne, und die erobernden Stämme, sämmtlich in minder religiöse Fesseln gebannt als die Eroberer des Morgenlandes, wurden alsbald von diesen Strahlen aufgesogen und verschmolzen mit den unterjochten Massen. Wiederholten sich diese Eroberungen, Unterjochungen und Verschmelzungen mehrmals, so möchten wir die Völkerwanderung mit dem Prozess in Gleichniss stellen, welcher einem abgetragenen Felde durch Bracheliegen, so wie durch wiederholte Düngung und Aufackerung neues Leben und Fruchtbarkeit zuführt. Alle alten nationalen Formen mit ihren dem Christenthum feindlichen heidnisch-römischen Reminiscenzen gingen dabei nach und nach zu Grunde, Interims-Verhältnisse wechselten mit einander ab, bis zuletzt rein-christliche Begriffe Platz gefunden hatten, und den Staat von unten auf neu erbauten in schönster Harmonie mit der Kirche. Unter den reiner germanischen Stämmen gelang auch dieser Neubau um so reiner und kräftiger, weil es hier mehr zu erbauen als zugleich wegzuräumen gegeben hatte. Germanismus und Romanismus theilten demnach das Abendland in zwei grosse Heerlager. Die Romanen vertraten mehr die kirchliche, die Germanen die nationale Seite in der grossartigen Wechselwirkung, auch fiel die Originalität der künstlerischen Entwickelung mehr den letzteren anheim.

Aus dem nämlichen Zeitdunkel, welches nach und nach die altchristliche Kunst, einige lichte Stellen ausgenommen, in sich verschwinden liess, tauchen auch eben so allmälig die Anfänge der romanischen Kunstperiode wieder auf; und wenige Bruchstücke lassen sich mit Sicherheit in die letzten Zeiten vor dem eilften Jahrhundert zurückführen.

Urkunden theilen uns mit, dass die Völker, welche mit dem Ablauf des ersten Jahrtausends das Weltende erwartet hatten, sobald sie des neuen Jahrtausends sich versichert hielten, überall zu neuen Kirchbauten schritten, und vielfältig noch brauchbare Gebäude abrissen, um würdigere in Stelle zu setzen. Der Anfang des eilften Jahrhunderts hat also sicher zahllose Werke geschaffen, und wie selten begegnen wir dennoch einem, welches wir überhaupt nur in jenes Jahrhundert, meist nur in seine spätere Zeit zu versetzen vermögen. Fast Alles wurde seit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts, und wie Vieles wiederholt erneuert, weil das kunstliebende Mittelalter nur im äussersten Nothfall mit der alten unbeholfenen Form sich behelfen mochte. Spärlich wird daher wohl immer die Ausbeute bleiben, welche dem vorigen Jahrtausend angehört, und nicht viel reichlicher die der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts.

Dennoch beweisen die wenigen Ueberreste, dass der neue Volksgeist seit dem Beginn unseres Jahrtausends die alten Formen mit frischer Kraft erfasste und bald mit reicher Gedankenfülle einen lebenvolleren Organismus anstrebte. Freilich ist der Ausdruck in den Bemühungen des elften Jahrhunderts noch ein halb barbarischer, gewinnt aber mit dem Anfange des zwölften an sicherer und harmonischer Disposition; in der Mitte dieser Zeit eine reiche Gedanken-Fülle; und in der letzten Hälfte eine Klarheit, Anmuth und Abgeschlossenheit, welche allenfalls für die Ansprüche aller Zeiten hätte ausreichen können.*) Dennoch reichte die Höhe des mittelalterlichen Geistes mit seinen Ansprüchen unendlich weit über die Erfolge der romanischen Kunst hinweg, und wir werden späterhin sehen, dass nur in ihr, der Knospe, die germanische Blüthe beschlossen war.

An der frühchristlichen Basilika bildete die romanische Kunst das Kreuzschiff zu entschiedenem Gepräge durch, verlängerte das Langschiff über dasselbe hinaus, und schloss den dadurch gewonnenen geräumigeren Chor erst mittelst der Halbkreistribune. Sämmtliche Schiffe und der Chor wurden mit halbkreisförmigem Kreuzgewölbe versehen, die verschiedenen Kreuzgewölbe unter einander durch Bögen geschieden, und diese Bögen zu den gegliederten Pfeilern als Träger der Gewölbe in Beziehung gebracht. Die Pfeiler, aus vierseitigem Kern mit angefügten Cylindern bestehend, nahmen alsdann die Stelle der ehemaligen Säulen ein. Die Portale erweiterten sich zu tiefer Einschrägung, behielten aber, gleich den Fenstern, die Rundung als Abschluss bei. Nach Zuwölbung aller Räume bewegte diese Rundung sich durch das ganze Gebäude gleichmässig, und eben dieses Trachten nach gerundeten Formen lässt uns ein gewisses Gesetz der Rundung als das einzige Grundprinzip der romanischen Kunst erkennen.

*) Glaubt man doch heute vielfältig durch Erneuerung des romanischen Styls der Baukunst vollständig Rechnung getragen zu haben. Und wie muss die Anmuth z. B. des Wormser Domes bestechen, wenn man nicht ahnt, welcher höhere Geist von der germanischen Kunst beschlossen wird.

Zwar möchte kaum ein Gebäude in allen seinen Theilen vollständig diesem Rundungsgesetz entsprechen, es wird uns diese Erscheinung aber nicht befremden, sobald wir wissen, dass das Rundungsgesetz durch die ganze Entwickelung unserer Kunstperiode zwar angestrebt wurde, mit Beginn des zwölften Jahrhunderts dieser Entwickelung erst günstige Zeiten erwuchsen, und bald nach 1175, als kaum ein günstiger Abschluss erreicht war, wieder neue Elemente, namentlich Spitzbogen eindrangen, welche das einzige characteristische Element unseres Styls von vorn herein vernichten mussten.

In der Behandlung dieses Kunstabschnitts werden wir uns auf diejenigen Formen beschränken, welche theils als eigenthümliche, theils als harmonische Elemente ihn characterisiren; diejenigen aber, welche anfangs vereinzelt erscheinen, und gegen das Ende dieser Periode, vornemlich aber im Uebergangsstyl Bedeutung gewinnen, auch erst im nächsten Abschnitt zur Sprache bringen. Wir finden uns hierzu um so mehr bestimmt, als es uns sonst unmöglich werden möchte, für den Begriff der eigentlichen romanischen Kunst klaren Charakter und Abschluss zu gewinnen.

Die Grundrisse.

So mannichfaltig die Grundrisse dieser Periode sind, lassen sie sich doch auf die Hauptformen der frühchristlichen Basiliken-Gestalt und den Rundbau zurückführen, verzweigen sich dagegen abwärts theils zu mannichfacher Vermischung beider Arten, theils zu mehr oder minder bedeutender Vereinfachung.

Die Basilikenform, vollständig oder beschränkt auf Hauptheile, bleibt für alle grösseren Kirchen in Gebrauch. Bei St. Vincenza III. 2. fanden wir den Chor in Quadratform über das Kreuzschiff vorspringend, eine Einrichtung, welche durch die romanische Periode gebräuchlich bleibt, sowohl in Verbindung mit angehängter Halbkreistribune oder auch ohne solche. In so einfacher Weise mit Absis ist der Chor der um etwa 1100 erbauten Kirche zu unserer lieben Frauen in Halberstadt, V. 2. b. Die Seiten des Chors werden hier von besonderen Capellen mit kleinen Tribunen eingeschlossen, welche ihren Zutritt aus den Flügeln des Nebenschiffes erhalten, gewissermassen also eine Verlängerung der Nebenschiffe bis zu den Seiten des Chores ausdrücken. Eine bewusste Verlängerung der Nebenschiffe zu den Seiten des Chores hin, eine Verbindung desselben also mit Nebenräumen, und nur durch Pfeiler gesondert, bietet die Kirche St. Nicolaus zu Caen in der Normandie, aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts etwa, XI. 1. c.; ebenso Paulinzelle in Thüringen und hier auch mit drei nebeneinander liegenden Absiden, XII. 10. An der Cathedrale zu Pisa V. 5. c. sind die Nebenräume zu den Seiten des Chores je doppelt gleich den Nebenschiffen.

Nach dem Vorbilde der kleinen mit Säulen unterstützten, mithin durchbrochenen Absiden im Schiff von St. Vitale zu Ravenna wurde es frühzeitig gebräuchlich, die Nebenräume des Chores vollends um deren runden Schluss umherzuführen, wie in St. Marien auf dem Capitol zu Köln, V. 9. und an der St. Godehard-Kirche zu Hildesheim, XIII. 1. d. u. 2. d. Bei dieser letzteren, erbaut um 1133, verbindet sich der Choreingang noch mit drei kleinen Tribunen in weiten Abständen. Aehnlich dieser Anlage ist die der Cathedrale zu Norwich in England, IX. 1. f., welche dem Ende des elften Jahrhunderts zugeschrieben wird. Hier lehnen sich zu beiden Seiten des Chorumganges kleine vollrunde Capellen an, jede mit einer Absis; der mittlere Schluss hat indess einem späteren Zubau weichen müssen. Bei dieser Kirche ist auch die bedeutende Verlängerung des Chors über das Kreuzschiff hinaus beachtenswerth. Bei der hölzernen Kirche zu Hitterdal in Norwegen, vielleicht um 1200 errichtet, zieht sich der Umgang einfach um den mittlern Chor hin, XIV. 1. An der Absis des Domes zu Speier XVII. 11. fehlt ein Umgang, während eine Reihe kleiner absidenartiger Nischen in die Tiefe der Mauer der Haupt-Absis eingelassen sind. In Verbindung mit einem Chorumgange machen verwandte Mauernischen sich als wirkliche Capellen geltend zu Kloster Heisterbach am Rhein, XXVI. 6.; während an der Kirche Notre dame du Port zu Clermont XXVI. 4. der Umgang sich mit vier vorspringenden Tribunen verbindet, welche hier eine gedrängtere Gliederung bewirken, als an der Kirche St. Godehard zu Hildesheim.

Unter den einfachen Chorschlüssen ohne Umgänge und Capellen ist merkwürdig der östliche Chor des Domes zu Worms, innerhalb rund und von aussen geradlinig geschlossen, XXI. 1. c. Der östliche Chor des Bamberger Domes hat eine unterhalb runde, oberhalb in vielseitige Form übergehende Absis, XXII. 1. i. u. 2.; die Kirche zu Zinna in der Mark Brandenburg von 1175 fünf Absiden, innerhalb rund und ausserhalb vielseitig, die westlichen Chorschlüsse an den Domen von Worms und Bamberg sind durchgängig vieleckig. Zuletzt bleibt uns noch die ein-

fachste Art des Chlorschlusses übrig, nemlich die durchweg geradlinigte, wie an der normännischen Kirche zu Lery, XIX. 7., und an der Buildwas-Abtei in England X. 1.

Für die verschiedenen Chorformen kommen somit der geradlinigte Schluss, der Schluss mittelst der einfachen Halbkreis-Absis und mittelst einer vielseitigen Tribune, sowie wieder die Hinleitung der Nebenschiffe neben die Chorseiten, die Umherführung derselben um die Chorrundung und die Verbindung der letzteren mittelst Capellen in Betracht.

Während die Chorrundung von den alten Basiliken her durch die gesammte romanische Kunstperiode bis um 1200 etwa, und zwar in den meisten Ländern Normalform verblieb, begegnen wir einem geradlinigen Abschluss ohne Absis in der Kirche St. Vincenza bereits um 772. Dass die Chorrundung in England ebenfalls gebräuchlich war, beweisen mehrere heute noch vorhandene Krypten mit rundem Schluss, sowie die Capelle im Tower zu London, die Nebenabsiden der Kirche zu Romsey, auch der Grundriss der Cathedrale zu Norwich. Dennoch finden wir an den bekannten Kirchen jenes Landes fast durchgängig den geraden Abschluss, wie in der Buildwas-Abtei X. 1., und der Barfrestoner-Kirche XVIII. 1., so dass ein sehr frühes Vorkommen dieser Form nothwendig angenommen werden muss. Mit dieser Chorrundung gab die englische Baukunst auch zugleich die Entwickelungen auf, welche sich nur an den runden Chor anschliessen konnten, nämlich die Chorumgänge mit ihren reichen Capellen-Kränzen und der wirkungsreichen Stellung des hohen Chores auf Arkadenbögen. Ob ausser dem, was die Tower-Capelle zu London für einen Chorumgang und die Norwicher Cathedrale für einen Umgang mit zugefügten Capellen bietet, in England etwas Weiteres für diese Richtung sich erhalten hat, wissen wir nicht.

In der Normandie waren neben den runden auch die geraden Chorschlüsse gebräuchlich, z. B. an der Kirche zu Lery XIX. 7., doch gehört diese dem Ende des zwölften Jahrhunderts an, und es fragt sich, bis zu welchem Alter auch hier ähnliche Anlagen sich zurückerstrecken mögen. In Deutschland ist uns ausser dem geraden Schluss der Klosterkirche zu Goseck in Sachsen, und dem östlichen, mindestens ausserhalb gerad geschlossenen Chore des Wormser Domes von romanischen geraden Abschlüssen nichts bekannt, ebenso wenig aus anderen Ländern.

Die polygone Form des Chorschlusses anstatt der halbrunden Tribune einzuführen, musste um so mehr nahe liegen, als man achtseitige Kuppeln anwendete, ausserdem auch vielseitige Chorschlüsse in Ravenna vorhanden waren. Es scheint auch wirklich, dass der Chlorschluss zu St. Vitale auf den Uebergang zur neuern Form einflussreich gewesen, weil ebenso wie dort auch im Mittelalter zuerst Halbkreis und Vieleck mit einander Verbindung erhielten. Die Klosterkirche von Zinna in der Mark Brandenburg vom Jahre 1125, XVII. 10., hat fünf Tribunen, innerhalb rund, ausserhalb vielseitig und bietet gewiss eins der frühesten Vorkommen dieser Art. Ein sehr spätes der nächsten Periode angehöriges Beispiel findet sich bei der Capelle zu Ramersdorf am Rhein, vom Jahre 1220 etwa, während um 1200 schon vielfältig das vollständige Vieleck Anwendung erhielt. Dass der vielseitige Chor der Klosterkirche zu Memmleben in Sachsen bereits dem zehnten Jahrhundert entstammt, wird von mehreren vermuthet, aber irrthümlich, denn die Formen des Frieses, der Gesimse, des reich gegliederten Portal-Bogens, zuletzt auch der vielfach angewandte Spitzbogen sprechen eben in Gemeinschaft mit den polygonen Absiden für das zwölfte Jahrhundert als Entstehungszeit.

Gleichwie die Halbkreisnische an den scheinbaren geraden Schluss der Chöre sich nur anlehnte, so dass zur äussern Seite des runden Ausbaues noch flache Mauerstreifen die rechtwinkeligen Chorecken bilden, und oberhalb der Nische sich mit dem Dachgiebel des Chores verbinden, ist dieses anlehnende Verhältniss vorerst auch noch für den polygonen Schluss beibehalten, so dass nur das Vieleck einfach an die Stelle der Rundung tritt. Um 1200 geht dagegen nach und nach der Chor organische Verbindung mit dem Vieleck ein, und die Winkel des letzteren erscheinen mit den Anschlusswinkeln an die Chorschenkel unter gleicher Bedeutung. Wie an den westlichen Chören zu Worms und Bamberg erhält als weiteres Gefolge dieser Umwandlung der ganze Chor seine zusammenhängende Bedachung, während am östlichen Chore zu Bamberg XXII. 2. die fünf Polygon-Seiten ihre eigene Ueberdachung, und die Bedachung des übrig bleibenden vierseitigen Chorraums noch durch einen geraden Giebel besonderen Abschluss erhielten. Diese Hindeutung auf die Bedachungunterschiede dürfte um so nothwendiger sein, als es sich hier darum handelt, die noch immer vorhandene, wenngleich vielseitig geschlossene Absis von dem wirklich organischen Polygonschluss zu unterscheiden.

Die Verlängerung der Nebenschiffe zu den Seiten des Chores hin ist am frühesten nachweisbar an der Kirche des heiligen Markus zu Venedig, VI. 4. a., erbaut von 976—1071, wo die Chortheile als die ältesten noch ins vorige Jahrtausend gerechnet werden dürften. Die Nebentribunen liegen hier, gleichwie die östliche Tribune des Wormser Domes in einer ausserhalb geradlinig, geschlossenen Mauer, und sind innerhalb jede mit drei kleinen Nischen versehen.

Die Verbindung des Chores mit einem Umgange kommt im elften Jahrhundert in der Tower-Capelle zu London vor, VIII. 4., und in der Kirche St. Marien auf dem Capitol in Köln, vielleicht aus derselben Zeit; ferner mit Capellen und Tribunen von 1096 abwärts an der Cathedrale von Norwich, von 1133 abwärts an der Kirche St. Godehard zu Hildesheim; in entwickelterer Weise mit 7 Nischen in die Umkreisungsmauer eingelassen zu Kloster Heisterbach, gegründet 1202, und wiederum mit 4 Absiden von vollständiger Form an der Kirche zu Clermont, gleichfalls aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Wir finden somit die reiche Entwickelung dieser Chorparthien in Deutschland, England und Frankreich gemeinsam, jedoch in England zeitig wieder aufgegeben, weil hier der gerade Chorschluss beifällige Aufnahme fand; und finden weiter in unserer Periode die einfache Halbkreistribune bereits in polygone Form umgewandelt. Zu welchen bedeutsamen Erfolgen die Durchführung dieses Polygons durch alle Theile jener complicirten Chöre führen musste, ist uns für die folgende Periode vorbehalten.

Die Anlage eines zweiten, dem Hauptchore gegenüber liegenden westlichen Chores, scheint wohl meist Zufall gewesen zu sein, denn für gleichzeitige Anlage zweier Chöre von vorn herein, spricht nur der erhaltene Grundriss für das Kloster St. Gallen aus dem neunten Jahrhundert und St. Godehard zu Hildesheim. Vielleicht, dass ein zweiter Chor Aushülfe bieten musste, wo der vorhandene alte nicht geräumig genug erschien, und der Oertlichkeit halber auch nicht erweitert werden durfte. Vielleicht dürfte aus dem Ritus des elften bis dreizehnten Jahrhunderts sich noch am ehesten fesstellen lassen, ob solcher zu irgend welchen allgemeinen Zwecken Doppelchöre wünschenswerth machte.

An den Chorraum schliesst sich zunächst das Quer- oder Kreuzschiff an. In den römischen Basiliken, wo ausser der Absis ein besonserer Chor fehlte, hatte das Kreuzschiff die Aufgabe, solchen zu ersetzen. Später, nach der Hinzufügung eines besonderen vorspringenden Chors, welcher architectonisch eine Verlängerung der Bewegung der Langschiffe ausspricht, behält das Kreuzschiff fast nur symbolische Bedeutung, und giebt seine Räume nach Bedürfniss meist zur Erweiterung des Raumes in den Langschiffen her. Einfache und zusammengesetzte Kreuzschiffe fanden vom zehnten Jahrhundert an zu allen Zeiten Anwendung. Die Zusammensetzung besteht darin, dass Nebenschiffe das Mittelschiff begleiten, und diese Nebenschiffe, oder wenn solche fehlen, das Hauptschiff an der Ostseite, zuweilen auch südlich und nördlich mit Tribunen und Capellen in Verbindung trat.

Einem sehr alten in drei Quadratformen ausgesprochenen Kreuzschiff begegneten wir bereits in der frühchristlichen Periode an der römischen Basilika St. Vincenza. Aehnlich einfach, dagegen über die Seitenschiffe nicht vorspringend, ist das der Klosterkirche zu Frosa in Sachsen vom Jahr 953, VII. 14. Bei der Norwicher Cathedrale, der Nicolai-Kirche zu Caen, Paulinzelle in Thüringen und Kloster Hecklingen in Sachsen XII. 9., St. Godehard zu Hildesheim, St. Pietro zu Pavia, XXI. 8., ist jeder Flügel ostwärts mit einer Halbkreistribune verbunden.

Häufig lagern sich an Stelle dieser Tribunen zunächst vierseitige Capellen an, ohne östliche Absis, wie Taf. XI. 1., oder mit dergleichen wie an der Halberstädter Frauen-Kirche, und zu Kloster Zinna. Dreischiffige Kreuzstämme kommen vor an der venetianischen St. Markus-Kirche, und an der Cathedrale zu Pisa, während an der sehr alten Kirche St. Front zu Perigueux VI. 1. nach Art der Nebenschiffe Capellenräume zu beiden Seiten der Flügel sich anlehnen. Am Pisaner Dome schliessen schmale zierliche Halbkreis-Tribunen die Nord- und Süd-Flanke des mittleren Kreuzschiffes, und ähnliche runde Vorlagen finden sich auch an der grossen St. Martini-Kirche zu Köln, aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, hier nur mit dem Unterschiede, dass sie an Grösse und Anschluss-Art mit der östlichen Haupttribune correspondiren, und alle drei Tribunen ohne eigentlichen Chor sich an drei Seiten eines Quadrats lehnen, in dessen vierte Seite das Schiff mündet. Verwandt ist die Anlage bei der Kölner St. Marien-Kirche V. 9., wo dagegen wieder alle drei Tribunen mit niedrigeren Umgängen umgeben sind. Sehr zierlich, ebenfalls wenigstens mit schmalen Umgängen sind die runden Kreuzvorlagen an der Cathedrale von Tournay XXVI. 1. In den Winkeln, welche durch den Chor und die Kreuzflügel ausserhalb entstehen, erheben sich bei grossen Werken öfters Thürme, wie an den Domen zu Worms und Bamberg, und zuweilen wurden diese Thürme östlich mit Tribunen versehen und unterhalb zu Capellen benutzt, wie am Dome zu Naumburg. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Kirche der französischen Benedictiner-Abtei Cluny, erbaut im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, rücksichts ihrer zwei Kreuzschiffe, von welchen das östliche mit je einer, das weiter vorspringende westliche mit je zwei Tribunen ausgestattet ist, XIX. 8.; während beide Querschiffe in der östlichen Hälfte der Kirche liegen.

Am Dome von Bamberg dagegen befindet dessen einziges Kreuzschiff sich nicht vor dem östlichen, sondern vor dem westlichen Chore, und die Abteikirche zu Laach unfern Koblenz hat zwei Kreuzschiffe, eins mit dem östlichen, das andere mit dem westlichen Chore in Verbindung.

Bei den Langschiffen kommt das Verhältniss ihrer Länge und die Zahl der Nebenschiffe in Betracht. Bei der Kirche von Perigueux VI. 1. hat das Langschiff gleiche Grösse mit dem Chore und den Kreuzflügeln, wodurch eine Gesammtform gewonnen ist, welche man mit der Benennung des griechischen Kreuzes bezeichnet, im Gegensatz zur lateinischen Kreuzform der Basiliken mit ihren bedeutend gestreckteren Langschiffen. Für das Längenverhältniss der letzteren giebt es eine Regel nicht, während die Breitentheilung meist dreifach, ausnahmsweise fünftheilig ausfällt, wie am pisaner Dome und der Abteikirche zu Cluny.

Mannichfaltiger gestaltet sich die Einrichtung der Vorhallen. Im Fall dass die Westseite nicht ein zweiter Chor einnimmt, befindet sich an ihr der Regel nach der Haupteingang, zuweilen fehlen aber auch Eingänge auf dieser Seite gänzlich. Im Fall ihres Vorhandenseins sind sie entweder mit einer ausserhalb vorliegenden oder mit einer innerhalb befindlichen Halle verbunden, oder sie bestehen auch ohne Halle unmittelbar, während, wenn Hallen existiren, diese wieder besonders in den germanischen Ländern mit Thürmen verbunden werden. Das Atrium der alten Basilika kommt nicht mehr vor, wie auch äussere Vorhallen in den nördlichen Ländern zu den Seltenheiten gehören. Die venetianische Marcuskirche wird von dergleichen offener Vorhalle VI. 4. b. rings um die Langschiffe her eingeschlossen; und an der Domkirche von Soest XXV. 1. erstreckt sich eine offene Halle vor dem Thürme nach der Breite der Kirche hin, während die untersten Räume des Thurms zugleich eine innere Vorhalle aufnehmen. An der Kirche zu Maurmoutier im Elsass XXI. 5. ruht die Halle sehr einladend ausserhalb zwischen den westlichen Thürmen. Bei St. Zeno zu Verona XV. 2. kommt die in Italien beliebte Weise vor, den Raum vor dem Portal baldachin- oder altanartig zu überbauen. Einer förmlichen Kirche gleich und mit drei Schiffen ausgestattet war die grosse Vorhalle der Kirche zu Cluny, doch enthält dieselbe wieder ihre untergeordnete Vorhalle und zwar einen Raum zwischen zwei zur Seite liegenden Thürmen. Diese letztere Anordnung, so dass die Halle zwischen zwei westliche Thürme eingeschlossen, oder wenn nur ein Thurm vorhanden ist, wie in St. Ursula zu Cöln IV. 10., sie in die unteren Theile dieses Thurmes aufgenommen wird, wurde in den germanischen Ländern typisch. Bei der Einfügung der Halle in einen einzigen westlichen Mittelthurm ruht dann der Thurm, zuweilen wie zu St. Ursula und an der St. Patroclus-Kirche von Soest auf Pfeilern, während die gewölbten Hallenräume schon Bezüglichkeit zu den Langschiffen aussprechen und ebenso mittelst Bögen mit dem Mittelschiff in ähnliche Verbindung treten, wie dieses zu den Seitenschiffen steht. Wenn jedoch zwei westliche Thürme vorkommen, so pflegen diese die romanische Kunstperiode hindurch in ihren untern Räumen sich gegen die Kirche hin immer noch vollends abzuschliessen, bis auf die nöthigen Zutrittsthüren. Einen förmlichen Vorbau wieder sehen wir an der Cathedrale von Pr. Minden, VII. 1., sowie bei der Cathedrale von Pisa und Norwich am Westende je drei Eingänge ohne innere oder äussere Vorhalle.

Vergleicht man nun alle einzelnen Theile der Basiliken zu einander, um ein bezügliches geometrisches Formenverhältniss zu finden, so würde bei einer vollends regelmässigen Raumvertheilung ein Quadrat auf den Chor treffen, das zweite auf die Kreuzesmitte, zwei weitere auf die Kreuzflügel, zwei oder mehrere auf das mittlere Langhaus, so dass immer zwei Pfeiler- oder Säulen-Weiten des letzteren auf ein Quadrat treffen. Weiter würden die Nebenschiffe die halbe Breite des mittleren zu halten, und die Vorhalle mit den Thürmen wieder drei Quadrate einzunehmen haben, oder wenn die Thürme weniger massig und die Halle zwischen ihnen minder tief ausfallen sollen, dürfte jede Seite der Thürme drei Theile von der Länge des Quadrates betragen, wodurch sie ein Mittelverhältniss gewinnen würde zwischen der Vorlage der Kreuzflügel und der Nebenschiffe. Es scheint jedoch, dass eine derartige Raumvertheilung bei den Alten nicht streng in Betracht kam, weil nur einzelne und oft nur annähernde Verhältnisse sich nachweisen lassen.

Schliesslich müssen wir noch die Formen einer zu Uppland in Schweden in Ruinen liegenden Kirche berühren, aus deren Raumvertheilung und Sonderung die Bezüge zur gewöhnlichen Weise schwer herauszufinden sind. VI. 3.

Die Krypten theilen als Unterkirchen meist die Grundformen des über ihnen aufgeführten Chores, zerfallen aber wieder durch Pfeiler- oder Säulenreihen in Mittel- und Nebenräume. Wenn sie in weiterer Ausdehnung unter das Kreuzschiff sich erstrecken, erhält ihr westlicher Theil sehr verschiedene Gestalt. Ebenso wuchs mehreren bei Aufführung eines neueren ausgedehnteren Chores auch nach der Ostseite hin eine spätere Erweiterung zu. Eine der grossartigsten ist die unter der Cathedrale zu Canterbury. Ihr mittlerer ostwärts rund geschlossener Raum zerfällt durch elf Paar Säulen in drei Schiffe; ein weiterer Umgang auch um das Ostende umher ist von diesem mittlern Schiffe mittelst vierseitiger Pfeiler geschieden, welche mit den Säulen correspondiren, wodurch fünf Schiffe gewonnen werden. Zu beiden Seiten legen sich dann noch an die äusseren Schiffe Kreuzflügel an, deren jeder zwei östliche Halbkreistribunen enthält, während zwei weitere Capellen noch mehr östlich als die Kreuzflügel sich gleichfalls mit dem Umgang verbinden. Dieser Bau von 180 Fuss Länge wird der Zeit um 1080,

zugeschrieben. Um 1184 erhielt darauf diese Gruftkirche ostwärts noch um 100 Fuss Verlängerung, indem ein dreischiffiger Raum sich ostwärts hin erstreckt, hier abrundet, und mit einer fast kreisförmigen Capelle verbindet. Während diese Krypta eine ausgezeichnete Längenausdehnung gewann, übertrifft an der Cathedrale zu Worcester die Breite bedeutend die Länge, indem hier von Westen nach Osten zehn verschiedene Schiffe neben einander hinlaufen. Auch italienische Kirchen besitzen grosse Krypten, wogegen die deutschen nur von mässiger Ausdehnnng sind. Die von St. Peter zu Oxford X. 21. hat sehr einfache Form mit geradem Schluss, während die von Lastingham X. 23. und von der Cathedrale zu Winchester X. 22. mit rund geschlossenen Chören verbunden sind. Die letztere hat noch das Eigenthümliche, dass eine einzelne Säulenreihe gerade in ihrer Mitte hinläuft. Die Krypta des Merseburger Domes V. 7. gehört zu den geringfügigsten und schreibt sich wohl aus dem elften Jahrhundert her.

Die Baptisterien bewegen sich meist in Kreisform oder achtseitig, gleichwie in der vorigen Periode, und es scheint, dass ihre Verbindung mit dem Viereck selten beliebt wurde; leider sind bis jetzt nur wenige dieserartige Bauten bekannt, die meisten auch nicht mehr vorhanden. Das Baptisterium von Pisa, 1153 etwa begonnen, im folgenden Jahrhundert erst ausgebaut und dekorirt, ist von Kreisform. Das nicht mehr vorhandene zu Bonn IV. 9. war kreisförmig mit Halbkreistribune und vierseitiger Vorhalle. Ein zweiter innerer Kreis, aus sechs Paar Doppelsäulen, 7 einfachen Säulen und zwei viereckigen Pfeilern gebildet, trug eine überhöhte ungewölbte Kuppel. Die Ruinen neben der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Halle IV. 8. beschreiben einen Kreis, mit gestreckter Halbkreisabsis, am kurzen westlichen Schiffe und Thurm. Der Sage nach war hier ein Heidentempel vorhanden, woraus sich vielleicht auf eine Taufcapelle schliessen lässt. An dem sehr interessanten Baptisterium zu Asti XII. 1. 2. umzieht eine achtseitige Mitte einen runden Umlauf. Zu Florenz und zu Cremona bestehen sie aus einem einfachen Achteck, ebenso zu Mellifont in Irland XIV. 5. und zu Parma, das letztere am Ende des zwölften und im Anfange des folgenden Jahrhunderts errichtet. Zu Padua XV. 5. ist das untere Viereck mit einer Tribune versehen und der Oberbau kreisförmig. In Deutschland sind zur Zeit nur zwei erhaltene bekannt; St. Georg zu Cöln vom Jahre 1074, ein viereckiger Bau mit Nischen an den Wänden, und an der Cathedrale zu Regensburg. Hier verbindet sich ein Viereck, oben in eine achtseitige gewölbte Kuppel übergehend, an drei Seiten mit Halbkreistribunen. Es scheint dieses Gebäude im zwölften Jahrhundert entstanden zu sein. Auch den Rundbau XV. 8. zu Rhode-Island in Nord-Amerika, hält man für Ueberreste eines Baptisteriums.

Mannichfacher als die Taufkirchen bewegt sich zuweilen die Form anderer Capellen. St. Tommaso in limine zu Bergamo XII. 3. verbindet einen inneren und einen äusseren Kreis mit vierseitigem Chor und Absis. In der Begräbnisskirche zu Cambridge in England tragen acht Säulen den inneren Kreisbau; ebenso in dem 1092 geweihten Oberbau der Begräbnisskirche St. Michael zu Fulda.

Die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts abgetragene St. Marien-Capelle auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg in der Mark war ein höchst merkwürdiges Werk aus der Zeit um 1200, und wurde irrthümlich bisher vielfach für einen alten wendischen Götzentempel gehalten. Die Hauptform XXIII. 3. bestand in einem Quadrat; vier Pfeiler schlossen in den vier Ecken kleinere Quadrate ab, welche oberhalb vier Thürme trugen, und gaben dem Mittelraum die Form des griechischen Kreuzes; an drei Seiten wurde dieses mittelst einfacher Halbkreistribunen geschlossen, und an der vierten östlichen mittelst einer ähnlichen Tribune, welche in ihrer unteren Hälfte aus drei kleinen Absiden bestand, welche eine äussere vielseitige mit der inneren runden Form verbanden, wie an der oben besprochenen Kirche zu Kloster Zinna.

Die Doppel-Capellen, welche meist zu Burgen gehörten, und deren in Deutschland zu Landsberg XVII. 4., zu Freiburg an der Unstrut in Sachsen, zu Eger, Nürnberg und Goslar bekannt sind, begnügen sich mit einfach viereckiger Gestalt, mit Ausnahme der am letzteren Orte. Hier besteht die Unter-Capelle aus einem griechischen Kreuz, die äusseren Flügelwinkel sind mittelst Bögen überwölbt, und auf dem hierdurch gewonnenen achtseitigen Raume ruht die obere polygone Capelle.

Die Aufrisse.

So weit als die aufsteigenden Massen sich senkrecht über dem Grundriss erheben, sind Grundriss und Aufriss eins und dasselbe, weil der erstere im letzteren beschlossen liegt, und in allen seinen verschiedenen Höhetheilen nach der Lage der wagerechten Richtung sich wiederholt. Wenn ein in solcher Weise mit dem Grundriss correspondirender Aufriss der einfachste ist, so wird der zusammengesetzteste derjenige sein, welcher am meisten

und zu den verschiedensten Malen seine Lage zu der des Grundrisses verändert. Diese Veränderung kann nur bewirkt werden durch Verjüngung, Vertheilung und Zersplitterung der nach oben gehenden Massen; oder dadurch, dass man die Masse zunehmen lässt durch vorspringende oder mittelst Bögen mit einander verbundener Theile. Alle diese Veränderungen treten schon nach einander ein, sobald in die aufsteigende Mauer nur ein Fenster eingelegt wird. Es wird somit an den Aufrissen noch stets zu beachten sein, was der Grundriss nicht ausspricht, weil über ein und demselben Grundrisse zwei von einander durchaus abweichende Aufrisse gedacht werden können, und das Mittelalter auch wirklich mit Beibehaltung des einmal vorhandenen Grundrisses den Aufriss nach den Kunstregeln der jedesmaligen Erbauungszeit gestaltete.

Wenn wir mit den Aufrissen bei den Chorenden beginnen, so treten uns zunächst als deren Unterbau die Krypten entgegen. Zuweilen liegen diese Unterkirchen in dem Erdboden um sehr weniges versenkt, und erheben sich diesemnach so bedeutend über den Flur der Kirchentheile, die ausserhalb ihres Bereiches liegen, dass von diesen, den Schiffen, nach dem Flur des Chores oberhalb der Krypta nur mittelst einer bedeutenden Anzahl Stufen zu gelangen ist. So in den Domen zu Brandenburg an der Havel, zu St. Blasien in Braunschweig, in den Cathedralen zu Bamberg und Speier. Wo dergleichen bedeutende Ueberhöhung des Fussbodens im Chor nicht nothwendig wurde, führen zu diesem doch meist immer einige Stufen empor. Die wenigen Fenster, welche der Krypta Tageslicht zuführen und wieder deren Gewölbe, mittelst welcher sie oberhalb zugedeckt werden, abgerechnet, lässt sich über ihren Aufriss im Allgemeinen nichts weiter anführen, weil hier mehr als anderwärts der einfache Aufriss an den Grundriss gebunden bleibt. Es kommen jedoch nicht bei allen romanischen Basiliken Krypten zur Anlage und wohl niemals mehr nach dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts.

Der Chor besteht bei geradlinigtem Schluss nur aus dem ihm zugewiesenen vierseitigen Raume, ausserdem aus der Verbindung mit einer halbkreisförmigen oder später auch polygonen Tribune; bei reicheren Werken aus einer Verbindung kleinerer Tribunen mit der grossen. Zuweilen verfolgt der Chor seine besondere architectonische Behandlung, meist dagegen eine solche, welche der des Schiffes analog ist, und zuweilen ist er der Haltung des Schiffes so gleichmässig, dass er nur als ein, wenngleich durch das Kreuzschiff abgetrennter Theil desselben betrachtet werden muss. Ausgeschlossen von dieser Harmonie bleiben jedoch meist die Absiden mit ihrem unorganisch angehängten Charakter. Chöre, deren viereckiger Hauptraum als Fortsetzung der Langschiffe behandelt sind, sehen wir von höchst einfacher Form an der Halberstädter lieben Frauen-Kirche V. 2. b. und in reich gehaltener Weise an der Cathedrale von Pisa. Bei den Domen zu Worms und Bamberg XXI. 1. 2. und XXII. 1. 2. haben die Chöre mit den Schiffen nur Breite und Höhe gemein, während ihre übrige Haltung von einander um so mehr abweicht, als den Chören innerhalb die Pfeiler-Arkaden abgehen, ausserhalb ihnen Thürme angefügt sind. Bei kleinen und einfacher zusammengesetzten Kirchen kann der Chor noch mit dem Schiffe correspondiren, wie an der Kirche St. Julien bei Rouen XIX. 3., oder er erscheint als ein Anhängsel, wie an der englischen Kirche zu Barfreston XVIII. 1., oder Chor und Kirche sind wohl in Eins gebaut, wie an der Kirche zu Fontaine bei Caen XI. 3. und der Tower-Capelle zu London VIII. 5. Bei einfachen Chören ohne Nebenschiffe umschliesst die Masse ein einziger Raum, der nur Gliederung durch die Tribune erhält, sind aber Nebenschiffe zu den Seiten des Chores, so werden diese vom hohen Chore bedeutend überragt, während die oberen Mauern des letzteren unterhalb auf Säulen oder Pfeilern stehen, und wie im Pisaner Dome, zieht diese Säulenstellung sich entweder nur an der Langseite hin, oder wie in der St. Godehard Kirche, weil hier ein Chorumgang, um den ganzen Chor umher. Wenn über den Arkaden-Bögen der Schiffe und der Nebenschiffe, z. B. zu Pisa, V. 6. d., Emporen liegen, und somit die Nebenschiffe als zweistöckig erscheinen lassen, greift eine gleiche Anordnung auch im Chore Platz, wieder ohne Umgang um dessen Ostseite, in der zuletzt gedachten Kirche; oder mit einem Umgange um's ganze Ostende an der Tower-Capelle VIII. 5. c. Rücksichts der Chorenden ist noch zu bemerken, dass sie bei Erbauung neuer Kirchen stets zuerst zur Anlage kamen, ihre Formen somit für die der Schiffe massgebend werden mussten, wenn nicht durch Unterbrechung des Baues und umgestaltete Ansprüche auch der frühere Bauplan verändert wurde.

Die Langschiffe gliedern sich nach derselben Art wie die Längen-Seiten des Chores, wenn nicht, wie in kleinen Kirchen, das ganze Schiff einen einzigen Raum einnimmt. Ein hohes Mittelschiff und ein niederes Seitenschiff zu jeder Seite, wie in St. Godehard, oder auch Emporen über den Nebenschiffen, wie in vielen rheinischen Kirchen und im pisaner Dome, imgleichen blosse Umgänge statt der Emporen in der englischen Abtei-Kirche zu Waltham X. 3. a., in St. Trinite zu Caen XX. 2., wechseln mit einander ab. Die Kreuzschiffe, je nachdem sie einfach oder mit Nebenschiffen verbunden sind, correspondiren mit den Hauptschiffen.

Die Glockenthürme und Kuppeln.

Ueber der Durchkreuzung umgeben unterhalb der Decke vier starke Bögen, gleich dem Triumphbogen in den alten Basiliken, das mittlere Quadrat zu allen vier Seiten, und tragen zuweilen viereckige Thürme, zuweilen achtseitige Kuppeln. Wenn Schiffe und Chöre mehr ein organisches Ganzes bilden, die Kuppel einen Aufsatz und die Tribune ein östliches Anhängsel, so erscheinen als ein westliches Anhängsel die Glockenthürme, welche aber nicht überall gleiche Anwendung fanden.

Thürme und Kuppeln waren zu Anfang unseres Jahrtausends wohl schon in Gebrauch und es verliert sich somit ihre Einführung in dunkle Vorzeit, während die Kuppel ihre Vorbilder in Ravenna finden musste, namentlich in der Capelle der Galla Placida. Glockenthürme, entweder ein einzelner vor der Westseite des Schiffes, oder deren zwei vor den Nebenschiffen mit zwischen inne liegender Vorhalle, auch wohl noch zwei Thürme in den Winkeln bei Chor und Kreuzschiff, waren bei den Normannen in Sizilien und der Normandie, sowie bei den Deutschen an der Ordnung. Häufig gesellte sich hiezu am Niederrhein, minder selten in andern deutschen Landen eine Kreuzkuppel. Auch in Italien war die Anlage der achtseitigen Kuppeln beliebt und dabei die Einrichtung besonderer neben der Kirche stehender Campanilas, VII. 5. In der Normandie und in England machten sich vornehmlich viereckige Thürme über der Kreuzesmitte geltend, welche in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten. Kleinere Thürme an den Kreuzflügelecken haben allein dekorative Bedeutung. Einzelne Kirchen sind bekannt, welche mit mehreren Kuppeln überdeckt, auch wohl nebenbei noch mit Thürmen verbunden sind. So finden wir fünf Kuppeln über der venetianischen St. Markus Kirche VI. 4. und auch eben so viele über der Kirche zu St. Perigueux VI. 1. 2.; zwei grössere und eine kleinere Kuppel neben Thürmen auf der Kirche St. Giovanni degli eremiti zu Palermo VIII. 1.

Thürme, deren Alter mit Sicherheit bis ins vorige Jahrtausend zu rücken sein möchte, sind nicht bekannt, obgleich es noch viele giebt, welche dem elften Jahrhundert angehören. Sachsen und die Harzgegenden sind namentlich reich an sehr alten Monumenten. Hier nimmt der vierseitige Thurmbau oft die ganze Breite der Kirche ein, übertrifft dann die Tiefe dreimal an Breite, erhebt sich gleichförmig bis zu seiner Bedachung, welche mit einem nördlichen und südlichen Giebel abschliesst. Derartige Ueberreste befinden sich unter vielen anderen an der ehemaligen Klosterkirche auf dem Petersberge bei Halle an der Saale, und an der Dorfkirche zu Melverode bei Braunschweig. Beide Thürme ruhen hier mit ihrer Ostseite auf zwei freistehenden Pfeilern und drei Bögen, welche diese Pfeiler mit den Mauern der Kirche verbinden, wodurch drei Bogenöffnungen entstehen, welche das untere Innere des Thurmes nach der Kirche hin öffnen. Bei grösseren Werken zerfällt dieser Thurmbau durch innere Zwischenwände in drei Theile. Der nördliche und südliche dieser Theile ruhen von unten auf auf festen Mauern, und überragen oberhalb den mittleren, indem sie in gesonderte Thürme und Spitzen auslaufen, wie der Thurm der halberstädter Frauen-Kirche V. 2. Der mittlere Theil nimmt dabei die Vorhalle ein, über der Halle einen zweiten Raum, welcher mittelst Säulen und Bögen sich nach dem Mittelschiffe hin öffnet und Emporenräume bildet, während ganz zu oberst noch ein dritter Raum, das Kirchdach überragend und mit Fenstern versehen, eine Art Glockenhaus bildet, wie an der Stiftskircke zu Gernrode V. 3. a. Am Thurme der Cathedrale von Minden und dem nicht mehr vorhandenen Dom zu Hildesheim erheben sich nicht wie eben beschrieben, die Seitentheile über die Mitte, sondern umgekehrt, diese über jene VII. 1. Zu Minden öffnet sich die Empore mittelst dreier Bögen über zwei Säulen nach dem Mittelschiffe hin, auch scheinen noch andere Vorbauten für die Empore vorhanden gewesen zu sein, wofür indess nur noch wenige unförmliche vorspringende Steinmassen sprechen. In St. Ursula zu Köln dagegen, obgleich auch hier alles vielfach verbaut wurde, lässt sich noch die ganze grossartige Einrichtung der Thurmhallen und Emporen erkennen. Hier steht nur ein Thurm in der Mitte der Westfronte über den stärkeren Pfeilern bei a. in IV. 10. u. 6. Vier Kreuzgewölbe, in der Mitte von einer Säule unterstützt, bilden die Vorhalle in dem unteren Raume des Thurmes. Darüber der Raum bei b. 6. öffnet sich mittelst zweier Bögen, welche auf einer mächtigen Säule ruhen nach der Kirche hin, 7. a., und steht in Verbindung mit einem Emporen-Vorbau, 10. b. u. 6. c. u. 7. b., welchen zwei Kreuzgewölbe und ein aus drei Säulen zusammengekoppelter Pfeiler unterstützen. Diese Empore stand mittelst des Raumes im Thurme wieder in Verbindung mit Emporen über den Nebenschiffen, und besitzt noch ihre alte Brustwehr, in welche sich Nischen eintiefen, von kleinen Säulchen unterstützt, während von einer in der Mitte dieser Brustwehr vorspringenden Kanzel nur noch unterhalb eine austretende Console erübrigt ist. Nach aussen hin entbehren diese Thürme allen weiteren Schmuckes, verjüngen sich auch oberwärts fast unwahrscheinlich, und sind nur, je nachdem sie in ältere oder spätere Zeiten fallen, mit einigen Leisten und Gesimsen

und mit Fenstern ausgestattet. Die Fenster stehen meist zu zweien durch Säulchen getrennt neben einander, zuweilen auch zu dreien und in noch grösseren Reihen, so dass die Durchbrechungen, und damit die Erleichterung der Massen, nach obenhin zunehmen. Zuweilen sind die Thürme rund wie an der Stiftskirche zu Gernrode V. 3, vielleicht schon deren Gründungszeit im Jahre 960 angehörig, und an der Kirche zu unserer Frauen in Magdeburg vom Jahre 1014. Während diese ältesten deutschen Thürme ernst und schmucklos emporstiegen, höchstens ein leichtes Nischenwerk, wie an den Gernroder Thürmen zuliessen, und dabei ihre Hauptbelebung durch mitunter sehr mannichfache Gruppirung der Fensteröffnungen erzielten, man vergleiche die Thürme von Halberstadt, Hildesheim und der Cathedrale von Paderborn VIII. 2., so verfielen die Angelsachsen in England auf eine mehr spielende Dekorationsweise ihrer Thurmmauern, welche sicher die oft überreiche Wandverzierung der späteren normännischen Kunst zur Folge hatte. Die Thurmmauern aus unregelmässigen Bruchsteinen erhielten nämlich ein Gerippe von Hausteinen, welches unwillkürlich an Holzverband erinnert, und in vorspringenden Streifen, senkrecht, wagerecht und schräg, das Gemäuer willkührlich in Felder vertheilte. Die sinnige Gruppirung von Fenstern wurde dabei oft ganz ausser Acht gelassen, auch genügten bei den vorkommenden Fenstern die einfach strengen Säulchen der Deutschen VIII. 3. nicht, sondern Säulen mit den wunderlichsten Gliedern und Ausbauchungen wurden zur Abwechselung erfunden VII. 7. 8. 9. 12. 17. Es haben sich derartige Thürme vielfach erhalten, z. B. an der Kirche zu Earls Barton VII. 2., zu welchem die Säule 8. b. gehört, an den Kirchen zu Brixworth mit dem Fenster 17, zu Barnack, zu Barton am Humber, zu Stover in Northamptonshire, St. Benedict zu Cambridge. Zuweilen beschränkte man sich mit jenen Stein-Streifen auf die Einfassung der Ecken, wie am Thurme der Kirche zu Sompting VII. 6. wo dann noch ein halber Cylinder in der Mitte des Thurmes auf eine Strecke herunter läuft. Die Engländer wollen das Alter dieser Thürme mitunter bis zur Mitte des ersten Jahrtausends hinaufrücken, so viel ist aber sicher, dass sie der Zeit vor 1060 angehören, weil um diese Zeit der angelsächsische Styl abschliesst, und der nachfolgende normännische beginnt. Zugleich mit diesen beschriebenen westlichen tauchen in England auch Thürme über der Kreuzesmitte auf, so an der sehr alten Kirche zu Dover Castle, doch sollen Thürme an beiden Enden zugleich noch nicht vorgekommen sein. So wenig sich über das Alter jener englischen Thürme etwas Sicheres feststellen lässt, ebensowenig sind wir solches bis jetzt im Stande für die Thürme von Minden, Halberstadt und Paderborn, ziemlich ausgemacht ist es indess, dass dieselben nicht über dieses Jahrtausend hinaus- und nicht viel über die ersten Jahrzehnte des zwölften Jahrhunderts herabreichen können. Runde Thürme erhielten meist eine nicht zu hoch gemauerte Spitze, wie die zu Gernrode, während für die quadratisch viereckigen der Schluss mit vier Giebeln und einem vierseitigen Auflauf aus den Giebelwinkeln, wie bei V. 2, eine allgemeine Verbreitung gefunden zu haben scheint; denn diese übereck gestellte Spitze findet sich nicht nur in Deutschland vielfältig, und am Rhein noch zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angewendet an der Kirche zu Andernach, sondern auch auf dem Thurm der Kirche zu Sompting in England VII. 6. Vielleicht hatte dieselbe ursprünglich auch der, später in seinen obern Theilen umgeformte Thurm der Cathedrale zu Paderborn, bei welchem wir noch aufmerksam machen müssen auf die runden Treppenthürmchen zu beiden Seiten.

Bei der Entwickelung der deutschen Thürme im zwölften Jahrhundert kommt vornehmlich in Betracht die mehrmalige Sonderung der aufsteigenden Theile mittelst wagerechter Gesimse, die Belebung aller oder mindestens der höhern Absätze durch ein gefälliges Nischenwerk, und der Uebergang des zu einer gewissen Höhe aufsteigenden Vierecks in das leichtere Achteck. Die Gesimse correspondiren an den untern Theilen gern mit den Höhen der Kirchenschiffe und des Chores, und bestimmen oberhalb dieser erst Absätze von ziemlich willkürlicher Höhe. Das Nischenwerk gliedert die starre Mauerfläche, lässt den am meisten tragenden Ecken volle Stärke, erleichtert die mittlere minder tragende Mauer, bereitet den Fensterdurchbruch vor, und besteht in Mauerstreifen, welche unterhalb des nächsten Gesimses sich mit dem Halbkreisbogenfries verbinden. Am Mittel- und Nieder-Rhein, wo Säulchen in ungewöhnlicher Menge zum Schmuck Verwendung fanden, erhielt dann jede Nische noch in den Ecken Säulchen, auch wohl noch deren welche in der Mitte, um somit die Nische selbst zu theilen, nach Art der durch Säulchen getheilten Fenstergruppen. Der Uebergang des Vierecks ins Achteck scheint fast ausschliesslich den deutschen Werken gemein zu sein. Ueber den obersten Schluss mittelst der Helme lässt sich nicht viel sagen, weil da, wo solche von Holz gegeben wurden, spätere Erneuerungen stattgefunden haben, steinerne Spitzen aber auf grössern Thürmen nicht viele vorgekommen sein mochten. Die Klosterkirche zu Laach bei Coblenz hat vier Thürme, einen viereckigen Kreuzthurm und über dem zweiten Kreuzschiff eine achtseitige Kuppel. Von 1093 bis 1156 erbaut, mögen die in ihren obern Theilen achteckigen Thürme in eine Errichtungszeit um 1150 fallen. Ebenso der oberhalb achtseitige Thurm der 1149 gegründeten Nicolaikirche zu Eisenach. Sehr eigenthümlich, wenn auch etwas schwer, bewegt sich die Thurmfaçade der Kirche zu Maurmoutier im Elsass. Die beiden untern Ab-

sätze, der Breite nach durch verschiedene Nischen gesondert, bilden noch eine gemeinsame, in der untern Mitte nur durch die offene Vorhalle unterbrochene Masse, wogegen der dritte Aufsatz in besondere Thürme sich verzweigt, deren jedem ein Giebel vorliegt, über welchen die Eckthürmchen sich achtseitig schliessen XXI. 5. Von den vier runden Thürmen der Wormser Cathedrale sind die westlichen XXI. 2. von ungemeiner Schönheit. Neben dem gefällig vertheilten Nischenwerk dient ihnen der Säulenumgang, welcher in der Höhe mit einem gleichen der westlichen Kuppel correspondirt, zu besonderem Schmuck; nicht minder die Ueberhöhung des mittleren der obern drei getheilten Fenster, so wie der steinerne Helm mit Kappfenstern.

An den Thürmen der Kirche St. Gereon zu Cöln ist die viereckige Form beibehalten, und das Nischenwerk vielfach mit Ecksäulchen gepaart, während die Bedachung auf jeder Seite aus zwei Giebeln besteht, von deren Schenkeln die Dachschrägung nach demselben Aufschrägungs-Gesetz sich aufwärts bewegt, wie an den Thürmen der Halberstädter Frauenkirche. Auch von den Thürmen des Bamberger Doms blieben die östlichen älteren XXII. 2. mit Ausnahme des obersten Stockwerks vierseitig. Merkwürdig ist hier die Behandlung eben des letzten Aufsatzes, dessen Mitte um etwas zurückgezogen, die Ecken abgebrochen erscheinen, und dadurch die Möglichkeit erreicht wurde, jede Ecke mit drei vollen Theilen eines Achtecks und Abfällen einer vierten und fünften Seite desselben zu verbinden. Wenn diese vereinzelte Neuerung hier auch noch sehr bedeutungslos erscheinen will, so ist sie doch um so erfolgreicher gewesen für die Entwickelung, welche wir in der nächsten Periode an den westlichen Thürmen desselben Bauwerks wahrnehmen werden, wie denn auch die obern Theile dieser Thürme eigentlich schon mehr der nächsten Periode angehören und erst in der Zeit von 1210 bis 30 entstanden sein mögen. Ebenso gehört der Thurm der Domkirche zum heiligen Patroclus in Soest mit den Formen seiner obern Theile mehr in die nächste, als in die jetzt von uns zu behandelnde Zeit. Merkwürdig ist an ihm, dass er unterhalb fast nur auf freistehenden Pfeilern ruht, durch Umgänge und die offene Vorhalle umgeben; so wie die Aussonderung von vierseitigen Thürmchen an den Ecken, ein in Deutschlands romanischer Kunstweise fast einziges Vorkommen.

Vierseitige Thürme über der Kreuzes-Mitte gehören in deutschen Ländern zu den seltneren Ausnahmen. Der vierseitige Kreuzthurm der Laacher Kirche wurde bereits oben erwähnt; in Sachsen befindet sich ein ähnlicher auf der Stadtkirche zu Freiburg an der Unstrut; und über der Kirche zu Treuenbrietzen, Mark Brandenburg, hat der Kreuzthurm im untern Geschoss viereckige, im zweiten Stock achtseitige Gestalt. Ausser dem vierseitigen Thurm von St. Martin in Cöln, von vier Stockhöhe und mit achtseitigen Eckthürmchen, ist uns in Deutschland ein zweiter so bedeutender Central-Thurm nicht bekannt. Häufiger, und besonders vielfältig in den Gegenden des Mittel- und Niederrheins, kommen in Deutschland über der Kreuzesmitte achtseitige Kuppeln vor. So in unserer Periode in den Harzgegenden und zwar hier als Seltenheit über der St. Godehardkirche zu Hildesheim vom Jahre 1133 und der Schlosskirche zu Querfurt; am Rhein an den Domen zu Speier, Worms, St. Aposteln zu Cöln, im Elsass zu Rosheim XXI. 4. Am Aeusseren ist jede Seite der Kuppel mit Fenstern versehen, und meist auch mit Nischenwerk; seltener laufen zierliche Säulchen-Gallerien umher, wie an den Kuppeln des Doms zu Worms XXI. 2. Im Innern ist die Kuppel überwölbt und der Aufblick aus der Kirche in ihre Höhlung freigehalten, während ihre untern Theile in den vier Winkeln der Vierung mittelst Zwickeln beginnen, wie bei XXI. 3. c. Das Dach ist bis zur Spitze massiv.

Bei italienischen Kirchen kommt die Kreuzkuppel in noch häufigere Anwendung, als bei deutschen. Weil die Dächer hier sehr flach sind, tritt die Kuppel zuweilen erst vierseitig über die Bedachung hervor, bevor sie ins Achteck übergeht, wie bei St. Pietro zu Pavia XXI. 8. Die Kuppel der Pisaner Cathedrale ist vielleicht einzig in ihrer Art, ihrer sehr gestreckten Ovalform halber. Weitere Kuppel-Anlagen finden sich auf der Cathedrale S. Ciriaco in Ancona, S. Ambrogio zu Mailand, der Cathedrale zu Piacenza und einer Menge anderer Kirchen. Die Glockenthürme stehen meist frei, oder sie lehnen sich an irgend einen Theil der Kirche an, oder sind auch zuweilen dem Kirchenkörper eingebaut, wie unter andern der Campanila der Cathedrale von Piacenza der westlichen Ecke des nördlichen Nebenschiffes eingeschoben ist. An der Cathedrale zu Nocera ist ebenfalls der Façade zu jeder Seite ein niedriger viereckiger Thurm eingebaut. Die meisten Campanilas steigen zuerst in flachen Massen aufwärts, und reihen zuletzt mehrere Stockwerke übereinander ohne merkliche Verjüngung. Die Geschosse sind dann gewöhnlich durch Gesimse von einander geschieden und mit Fenstern ausgestattet, welche Säulchen trennen. Der Thurm von der römischen Kirche St. Maria in Cosmedin VII. 5. hat sieben mit Fenstern durchbrochene Etagen, in deren unterer je zwei einzelne Fenster in geringer Entfernung von einander abstehen, während in den fünf obern immer je drei Fenster eine Gruppe bilden. Der Campanila von S. Franzeska zu Rom hat fünf mit Fenstern durchbrochene Stockwerke, in deren beiden untersten wieder je zwei einzelne Fenster, in den übrigen dagegen immer zwei paar Doppelfenster neben einander vorkommen, so dass auf jeder Seite vier Fenster

sich zusammen gruppiren, das zweite und dritte durch einen viereckigen Pfeiler, das erste und zweite, und dritte und vierte durch Säulchen gesondert werden. Der Thurm der Cathedrale zu Parma hat nur in seinen obersten Theilen eine einzige Fensterreihe von vier Oeffnungen, während seine übrigen Mauern von unten auf mit je zwei schmalen hohen Nischen an jeder Seite gegliedert sind. Während die römischen Thürme ein sehr flaches Dach zudeckt, ist dieser lombardische Thurm mit einem Helm versehen, welcher sich gleich den Thürmen am Wormser Dome zuspitzt. Vorzügliche Aufmerksamkeit vor allen übrigen Thürmen Italiens hat zu allen Zeiten der schiefe Thurm der Cathedrale zu Pisa erregt, welchen vom Jahre 1174 ab ein Deutscher, Wilhelm von Innsbruck, und der Pisaner Bonanno erbaut haben sollen. Er hat Cylinderform und besteht aus acht Stockwerken. Das unterste Stock ist mit Halbsäulen und Bögen eingefasst, wie der untere Theil der Tribunen am Pisaner Dome. Bei den sechs nächsten Absätzen bildet jedesmal ein Säulenkranz mit Bögen und Abschlussgesims einen äussern Umgang um den innern massiven Thurm-Cylinder, so dass dergleichen Umgänge, wie sie an der Hauptabsis des Domes zweimal übereinander vorkommen, am Thurme sich sechsmal über einander wiederholen. Wenn die bisherigen Stockwerke gleichförmig über einander aufsteigen, so springt das oberste achte bedeutend gegen die übrigen zurück und ist mit Bögen, Säulen und Fenstern ausgestattet. Bei einer Höhe von 142 Fuss steht dieser Thurm nach der einen Seite hin um zwölf Fuss aus der Lothrechte. Ob er in diese Stellung durch Senkung des Grundes gerathen, oder absichtlich in der Art erbaut sein möchte, darüber ist viel hin und her gerathen; man will Kennzeichen haben, dass er, mindestens in den obern Theilen, in schiefer Richtung aufgeführt sei.

In Sizilien, welches die Normannen seit 1061 den Sarazenen entrissen hatten, führten diese bei ihren Kirchen Thürme ein, welche nach nordischer Weise den Kirchen angefügt wurden, nur mit dem Unterschiede, dass die westlichen Thürme vor die Façade vortreten, und zwischen sich eine vorn offene Vorhalle einnehmen, über deren Plattform der Giebel der Kirche überragt; gleichfalls wurde über der Kreuzung die italienische Kuppel angebracht. Die westlichen Thürme der von 1131 ab erbauten Cathedrale von Cefalu steigen einfach vierseitig empor, haben in der Mitte übereinander zu unterst einzelne Fensteröffnungen, darüber gedoppelte, durch Säulchen getrennte. Oben endigen die Thürme mit Zinnen, und der oberhalb dieser bedeutend zurückspringende cubusförmige Aufsatz gleichfalls mittelst Zinnen und einem gedrückten Spitzdach.

Die Thürme der Kirche S. Giovanni VIII. 1., welche neben der Altartribune stehen, überdeckt zu oberst, in Harmonie mit den Kuppeln des Kirchenschiffes eine kleine Kuppel; während die östlichen Thürme der Cathedrale von Palermo XVI. 1, welche wieder überaus reich gehalten sind, in sehr mannigfachen Absätzen sich verjüngen und an den Ecken der beiden obersten Geschosse runde schlanke Eckthürmchen aussondern. Es scheint somit, dass die Normannen, welche die Baukunst der Normandie, ihrer alten Heimath, kannten, und dabei in der neuen, mit der Kunstweise Italiens, Griechenlands und der Sarazenen berührt wurden, in Sizilien zwischen sehr mannigfachen Formgebilden umher geschwankt hätten.

Während in Deutschland die Thürme des zwölften Jahrhunderts sowie die gesammte Kirchenbaukunst sich allmälig auf dem Grunde der älteren Werke weiter entwickelte, tritt im elften Jahrhundert in England der sogenannte normännische Styl auf, welcher so schroff gegen den angelsächsischen abschneidet, dass es, wenigstens nach dem heutigen Stande der Kenntniss jener alten Monumente, durchaus an Vermittelungsgliedern zu fehlen scheint. Die Abteikirche von Westminster, welche Eduard der Bekenner 1065 vollendet hatte, wird von Methew Paris und William von Malmesbury als ein Bau in einem neuen Style beschrieben, und als ein Muster für spätere Kirchen. Ferner wird von der Zeit Wilhelms des Eroberers berichtet, dass nach seiner Ankunft in jedem Dorf Kirchen errichtet wurden, und in den Städten Klöster in einem neuen Baustyl entstanden. Weil der Styl der Normandie mit der normännischen Weise Englands grosse Verwandtschaft theilt, so ist eine Uebertragung ins letztere Land wohl anzunehmen, die Wissenschaft muss aber zur Zeit noch die Entscheidung schuldig bleiben, aus welchen Quellen die Baumeister der Normandie selbst geschöpft haben mögen, um eine Richtung zu gewinnen, welche von der des gesammten übrigen Abendlandes sich so bedeutsam unterscheidet. An Uebertragung aus normannischen Quellen Siziliens, wie Viele vermeint haben, ist dabei nicht zu denken, denn gerade die Eigenthümlichkeit der Kunst der nordischen Norr-Männer sind bei jener südlichen nicht zu finden, und um die Entstehung auf dem Boden des nördlichen Frankreichs selbst verfolgen zu können, fehlt es noch an gründlichen Vorarbeiten *).

*) Die Franzosen haben in diesem Bereich der Alterthumswissenschaft sich bisher mit Windbeuteleien begnügt, und der Engländer Henry Gally Knight, welcher die Normandie bereiste, um zu entscheiden, ob die Cathedrale zu Coutances und verwandte Werke dem elften

So mannigfache Verschiedenheit sich zwischen dem normännischen Styl Englands und der Normandie dem deutschen gegenüber geltend machte, tritt solche rücksichts der Thürme doch nur in soweit hervor, als achtseitige Kuppeln in England nicht vorzukommen scheinen, dagegen der vierseitige Central-Thurm sich mehr geltend macht als in Deutschland. Auch in der Normandie sind Kuppeln nach deutscher oder italienischer Art uns nicht bekannt, dagegen viele vierseitige Mittelthürme. Daneben wurde in England die Anlage westlicher Thürme nicht gänzlich ausgeschlossen, und in der Normandie kommen dergleichen von ebenso bedeutender Grösse vor als in Deutschland.

Während die kleinen englischen Thürme oft aus kahlen einfachen Mauern bestehen mit gewöhnlichen Fenstern in einzelnen oder durch Säulchen getrennten je doppelten Oeffnungen, ist namentlich auf die Centralthürme der grössern Kirchen ein sehr mannigfacher, aber willkürlicher Schmuck verwendet. Das Innere ist gewöhnlich ebenso reich dekorirt und nach unten hin offen, mit der Kirche also in Verbindung gelassen. Wie anderwärts sondern auch diese Thürme innerhalb und ausserhalb Gesimse in verschiedene Höhen-Absätze, während Nischen und Säulenwerk die Breiten-Richtung gliedert. Der Mittelthurm der St. Albans-Abtei, welcher dem Alter nach wohl irrig ins elfte Jahrhundert hinaufgerückt wird, verjüngt sich bedeutend, hat pilasterartige Wandstreifen an den Ecken und in der Mitte, welche letztere oben in zwei Säulchen auslaufen, während die Ecken sich zu Cylindern formen. Die Vertheilung der Fenster nimmt nach obenhin in sehr gut gewähltem Verhältniss zu, obgleich doch die Wirkung des Ganzen für einen Kirchthurm zu schwer erscheinen muss, IX. 5. Der Central-Thurm der Cathedrale von Norwich, Aeusseres IX. 3, Inneres IX. 4, ist mit normännischem Schmuck vornehmlich ausserhalb überladen. Die runden Cylinder, welche die Hauptkörper überragen, sind dicht mit langen Rundstäben besetzt. Die untersten Nischen werden durch je zwei Säulchen gesondert, und von dreien jedesmal die mittlere als Fenster durchbrochen. Die nächste Säulenreihe überdecken Bogenstäbe, welche sich kreuzen. Von den darüber folgenden neun Nischen sind wieder drei mit Fenstern durchbrochen, denselben Fenstern, welche zu oberst des innern Aufrisses sichtbar sind. Das Maasswerk der vier Nischen, aus Stäben, Kreisen und über Eck gestellten Vierecken bestehend, ist nur geeignet, die Klarheit der übrigen Anordnung zu beeinträchtigen, wie auch die Umgebung der obern runden Oeffnungen, so wie deren Wiederholung über einander von Willkühr und Ungeschick zeugen. Die 1096 begonnene Cathedrale wurde im Lauf des zwölften Jahrhunderts ausgebaut, wonach der Thurm in die Mitte desselben zu setzen sein dürfte. Wieder sehr abweichend dekorirt erscheint der Mittel-Thurm der St. Castor-Kirche zu Tower, Northampton X. 4. Verzierte Gesimse über Consolen umziehen seine Stockwerke, in die Ecken sind Säulchen eingelassen, und jedem Fenster, deren je drei doppelte unten, je fünf oben stehen, sind drei Säulchen zugewiesen, darüber ein Ueberschlaggesims. Die oberhalb der Fenster erübrigten Mauertheile sind mittelst Schuppenmuster dekorirt. Ein viertes Bild normännischer Verzierungsart gewährt der Obertheil der östlichen Thürme von der Cathedrale zu Canterbury, welcher dem Jahre 1114 zugetheilt wird. Vorherrschend gilt hier der normännische Zickzack. Der oberste ursprüngliche Schluss dieser Thürme nebst der Bedachung ist nicht mehr vorhanden. Thürme am Westende kamen nicht so häufig vor als an den Seiten des Chores und über der Kreuzung. Westliche Thürme hat die Cathedrale von Durham, ebenso der Münster zu Southwell, welcher mit dem westlichen zugleich noch einen Central-Thurm verbindet. Auch runde Thürme kommen häufig in den Grafschaften Norfolk und Suffolk vor, seltener in Essex, Surrey und Cambridge; es scheint indess, dass solche wenigstens in ihrem Unterbau der angelsächsischen Periode angehören möchten.

In der Normandie, wo wieder die westlichen Thürme vorwalten, finden wir deren von beträchtlicher Grösse an der Westfronte der Abteikirche St. Etienne zu Caen. Diese Kirche wurde zwar 1077 eingeweiht, es dürfte von einem so alten Werke aber schwerlich mehr vorhanden sein als der Unterbau der Thürme, während wir geneigt sind anzunehmen, dass die Zufügung der starken Strebepfeiler, und die zierliche Fortsetzung von der Dachhöhe aufwärts, XIX. 4, dem Ende unserer Periode, um 1200, angehören müsse. Sehr zierlich nimmt die Gliederung des Nischenwerks und der Fenster nach obenhin zu, während der steinerne, in Absätzen beschuppte Helm,

Jahrhundert angehören könnten, war zu sehr mit nur allgemeinen Kenntnissen ausgestattet, um irgend Material für jene Entscheidung liefern zu können.

Er untersuchte eine Menge Kirchen der Normandie, um festzustellen, dass die Cathedrale von Coutances nicht, wie die Franzosen behaupteten von 1030—56 errichtet sei, und vermuthete, dass ihre jetzige Gestalt den von 1371 berichteten Ausbesserungen zugeschrieben werden müsse. Dass diese Cathedrale ein noch nicht vollends entwickeltes gothisches Werk der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sei, und im Styl dieser Zeit in einem Guss errichtet erscheint, ist ihm entgangen. Richtig ist indess sein Resultat, dass der Spitzbogen vor 1200 in der Normandie nicht zur Anwendung kam.

an den Ecken sechsseitige Thürmchen und in der Mitte Kappfenster-Thürmchen ausscheidet. Die sehr schmalen Thürme der Abteikirche zu Bocherville, welche in die westlichen Mauern der Nebenschiffe da eingeschoben sind, wo diese ans Mittelschiff anstossen, und im Durchmesser etwa zwei Fünftheile von der Breite der Nebenschiffe einnehmen, sind bis zur Höhe des Kirchdaches höchst einfach, und gehören mit ihren, von hier ab sehr reichen, Spitzen dem nächsten Zeitraum an. Mittelthürme finden sich unter andern auf den Kirchen zu Than, Haute Allemagne bei Caen, und Lery XIX. 7, alle drei vierseitig, der erste zwei Stock hoch mit Doppelfenstern, der andere mit vier schmalen hohen Nischen und einem eben so geformten Fenster, der dritte von nicht unbedeutender Höhe zu unterst mit Nischen, oberhalb mit einem Fenster der nachfolgenden Periode.

Von Kirchen des mittleren und südlichen Frankreichs ist uns nur so viel bekannt, dass hier, sowohl die westlichen Thürme, wie auch viereckige Centralthürme nicht ausgechlossen waren. Die Kirche d'Ainay zu Lyon XXIII. 2. hat einen westlichen Thurm mit unterer Vorhalle und sehr zierlichen Fenstern. Eigenthümlich ist hier die pyramidale Verjüngung des Thurmkörpers zwischen den mittleren und oberen Fenstern, und die Aufsätze an den Ecken über der steinernen Spitze. Dieses, im Vergleich zu den deutschen und normännischen Werken sehr gedrückte Gebäude, gehört bereits der Zeit um 1200 an. Die Kirche zu Cluny, welche gegenwärtig in Ruinen steht XIX. 8. hat über a einen niedrigen viereckigen Central-Thurm, über b b b drei achtseitige Kuppeln, alle mit spitzen Helmen versehen und bei c c neben der Vorhalle vierseitige einfache Thürme. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatte dies weitläufige Gebäude umfassende Umbauten erhalten, vielleicht Gewölbe und damit die äussern unförmlichen Strebepfeiler, während seine Mauern und Fenster für eine frühe romanische Zeit sprechen.

Die westliche Façade.

Der westliche Abschluss der Kirchen wird, wenn Thürme vorhanden sind, von diesen gänzlich oder theilweis eingenommen; während, wenn ein westlicher Thurmbau fehlt, entweder die Kirchenschiffe mittelst ihres Durchschnitt-Profiles hier endigen, oder dieses Profil mittelst eines besonderen Vorbaues Verdeckung erhält. Die gänzliche Verdeckung der Westfaçade mittelst der Thürme ist vornehmlich in den Gegenden des Harzes bekannt, wo selbst der Mittelbau zwischen den Doppelthürmen nicht zum Kirchenschiff gerechnet werden darf, weil er dieses mittelst des obern Glockenhauses überragt. Bei den Doppelthürmen anderer Gegenden, wo der Mittelbau mit der Decke und dem Dach des Mittelschiffs Gemeinschaft pflegt, wird man solchen als den Schluss des Mittelschiffes zu betrachten haben. Der Regel nach befindet sich in diesem Theile zwischen den Thürmen zu unterst das Portal, und darüber eine oder mehrere Fensterreihen, zu oberst der Dachgiebel. Wenn nur ein Thurm vorkommt, so ist derselbe wohl immer in die Mitte der Façade eingeschoben, wie bei St. Ursula zu Köln und der d'Ainaykirche zu Lyon. Seltener wird dieser Thurm durch fortgesetzte Bewegung der Masse, welche die Nebenschiffe bildet, auch an der Vorderseite umzogen, wie an St. Patroclus zu Soest. Kirchen, welche westlich mit dem vollständigen Profile ihres Schiffes endigen, weil Thürme fehlen, gehören in Italien mit Ausnahme der alten Lombardei zur Regel, während dergleichen anderwärts seltener vorkommen und später meist verbaut wurden. Ein Beispiel dieser Art haben wir an der Kirche S. Zeno zu Verona XV. 2. Mittelschiff und Seitenschiffe drücken hier ihr Profil aus, obgleich die Façade der Kirche später vorgeschoben wurde. Pilasterwerk und der Halbkreisbogensims gliedern die Mauern in Abtheilungen, während ein bedeutsameres, an italienischen Façaden sehr beliebtes Pfeilerpaar, die Grenzen zwischen Haupt- und Nebenschiff bezeichnet, zu oberst aber unorganisch abschliesst. Man setzt diese Façade ins Jahr 1138, wir stellen aber in Zweifel, ob dergleichen ausgebildete Radfenster in so früher Zeit Anwendung fanden. Eine zweite Art, das Profil der Schiffe abzuschliessen, kommt an den Cathedralen von Pisa und St. Martino zu Lucca vor, die letztere 1204 errichtet, XXIII. 1. An ersterer befinden sich unten drei Portale, an letzterer eine offene Vorhalle, und darüber an beiden mehrere Säulen-Arkaden über einander mit dahinter befindlichen Umgängen. Beiden Kirchen dienen ausserdem noch zum Schmuck die abwechselnde Lage von hellen und dunkeln wagerechten Stein-Streifen.

Zuletzt kommt es in Ober-Italien häufig, zuweilen auch in Frankreich vor, dass die ganze Façade mittelst eines förmlichen, von dem Profil der Schiffe unabhängigen Vorbau verdeckt wird, wie an St. Giovanni in Borgo zu Pavia XX. 4. Drei Portale führen in die drei Kirchenschiffe und Mauerstreifen bezeichnen die Grenze zwischen den Nebenschiffen und dem mittleren. Der längs der Dachschräge aufsteigende Arkadensims wird in Italien vielfach gefunden.

An der Venetianischen Marcuskirche tragen starke vierseitige, an der Fronte meist mit zwei Säulen verbun-

dene Pfeiler Halbkreisbögen, und bilden zu drei Seiten des Kirchenschiffes Vorhallen, welche mit Gurtbögen und kleinen Kuppelgewölben überdeckt sind. Ueber diesen Hallen laufen offene Umgänge hin, und tiefe, mit Halbkreisbögen und runden Giebeln überdeckte Nischen-Reihen, Mosaiken füllen die Wände aus. Im Jahre 1071 wurde die Kirche vollendet, im spätern Mittelalter aber vielfältig mit gothischem Schmuck versehen, wobei auch die Façade ein durchaus reicheres Ansehen erhielt. Die von uns VI. 5. gegebene Ansicht ist der ursprüngliche Aufriss, von welchem eine Abbildung in einem der Musiv-Gemälde der Façade sich erhalten hat.

Westliche Schluss-Façaden ohne Thürme und im Profil der Kirchenschiffe kommen auch ausserhalb Italiens vor, und zwar bei kleinen einschiffigen Kirchen und Capellen häufig, z. B. bei XIX. 3., XI. 3., XVIII. 1., seltner sind dergleichen bei dreischiffigen Bauten erhalten. In Frankreich schloss die Abtei-Kirche zu Cluny in dieser Art ab, bevor die grosse Vorhalle als Erweiterung dazu trat; in Deutschland in eben der Art die 1170 geweihte Basilika zu Paulinzelle. Bei St. Johann zu Schwäbisch Gmünd ist eine gleiche Façade auch noch erkennbar, obgleich im spätern Mittelalter vielfach verbaut.

Das Innere der Kirchenschiffe.

Um einen Maassstab für richtige Würdigung der verschiedenen Entwickelungsstufen unserer Kirchenschiffe zu gewinnen, wird es zweckmässig sein, von vorn herein auf die Formen aufmerksam zu machen, welche unsere Periode bei ihrem Beginn vorfand, und wieder auf die Form, welche vor ihr bei ihrem Schluss der nachfolgenden überliefert wurden. Zu den ersteren gehörte nicht viel mehr als etwa die rohe Nachbildung der alt-römischen Basilika, nämlich Säulenreihen, flache, ungegliederte Bögen, darüber die Mauern des Mittelschiffes, einfach ohne weitere Gliederung, als welche die durchschneidenden Fenster von selbst ergaben, und zu deren Schluss die wagerechte hölzerne Decke.

Bedeutsam ist der Gegensatz, welchen der Schluss der Epoche als Frucht seiner Entwickelung jener rohen Einfachheit gegenüber gewonnen hatte.

Die Säulen sind aufgegeben, Pfeiler in Form eines griechischen Kreuzes etwa, mit dreiviertel Rundstäben sowohl an der Stirn der Kreuzflügel, als in deren Winkel, haben an Stelle jener Säulen sich geltend gemacht. In der Höhe der Arkaden-Bögen endigen diese Pfeiler, nicht aber der Begriff ihrer Gliederung, welcher sich vielmehr hier theilt, und nach verschiedener Richtung weiter bewegt. Der östliche und westliche Theil dieser Gliederung setzt sich nämlich, wenn auch meist in etwas veränderter Gestaltung, in den Bögen der Arkaden fort, während die Seite nach den Nebenschiffen hin zum Auflager der Gewölbe-Gurt-Bögen dient. Die umfassendste Aufgabe aber wurde dem nach dem Mittelschiffe hin gekehrten Profil, indem dieses an den inneren Wänden desselben emporläuft, und zu oberst als Träger der Gurtbögen des hohen Gewölbes Verwendung findet. Die ehemals starre Mauer des Schiffes zerfällt sonach in Abtheilungen, deren vortretende Glieder zu unterst mit den Arkadenpfeilern, zu oberst mit der Vertheilung des Gewölbes in einzelne quadratische Räume correspondiren. Aehnliche gegliederte Pfeilertheile treten behufs der Gegenseitigkeit zugleich an den innern Wänden der Nebenschiffe vor, und geben den Mauern desselben mit denen des hohen Schiffes verwandte Behandlung. Das auf diese Art höchst sinnig gegliederte Mauerwerk, nimmt dann zuletzt noch die Fenster auf. Zugleich tritt die Aussenseite in verwandtschaftliche Bezüge, indem hier pilasterartige Wandstreifen die Raumvertheilung übernehmen, zu oberst mit Friesen verbunden sind, zuletzt mit dem Dachgesims abschliessen. Im Innern ist an Stelle der horizontalen Holzdecke das Halbkreisgewölbe getreten, welches durch vorspringende Bögen in verschiedene Vierecke vertheilt wird, deren jedes durch ein Kreuzgewölbe von der Form zweier sich kreuzweis schneidender Tonnengewölbe geschlossen wird.

Haben wir somit das Ziel unserer Entwickelungs-Epoche voran gestellt, so darf es nicht befremden, dass solches nicht mit gleichem Bewusstsein und gleicher Consequenz zu allen Zeiten unserer beiden Jahrhunderte, auch nicht an allen Orten zugleich oder in gleicher Art angestrebt wurde.

Vor allem werden wir die Erscheinung auffallend finden, dass die normännische Architectur, mit unserm festgestellten Princip in Widerspruch, fast noch das ganze zwölfte Jahrhundert an die Zuwölbung der Hauptschiffe sich nicht wagen mochte, und dennoch, ungeachtet dieses Widerspruchs, bereits im elften Jahrhundert über dieses Princip gewissermassen wieder vorauseilte durch Gliederung seiner inneren Wände mittelst Gewölb-Trägern ohne Gewölbe und mittelst äusserer Strebepfeiler, welche aber Gewölbeschub nicht zu verstreben fanden. Auch muss

noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass viele den Hauptheilen nach unserer Periode angehörige Kirchen mit einzelnen Theilen ihrer Vollendung in die nachfolgende hineinreichen, (wie z. B. die Cathedralen von Worms und Bamberg mit ihren Gewölben, die letztere auch mit den oberen Theilen ihrer Thürme.

Bei Betrachtung der einzelnen Werke kommt wesentlich in Anschlag, ob solche für gewölbte oder hölzerne Decken angelegt wurden, und wollen wir uns mit der Classe der letzteren, als der älteren, zuerst beschäftigen.

Bis ins zwölfte Jahrhundert kommen noch Säulen-Basiliken zur Anlage, und zwar von zweierlei Gattung. An der ersten älteren sind die Säulen mit Bewusstsein im Form- und Maassverhältniss noch den antiken Säulen nachgebildet, z. B. an der Basilika XIII. 3. und meist an allen deutschen Werken. Bei der andern Gattung wird der Säulenschaft verhältnissmässig stärker und ohne Verjüngung angelegt, wie in allen normännischen Kirchen, wodurch die Säule gleichsam in den Begriff des runden Pfeilers übergeht.

Eine zweite Gattung Basiliken bedient sich durchgängig viereckiger Pfeiler, ausnahmsweise auch wohl achtseitiger; und eine dritte verbindet Pfeiler und Säulen in der Art, dass auf einen Pfeiler jedesmal eine oder auch zwei Säulen folgen, wie in der Kirche zu Hildesheim Taf. XIII. 1. 2.

Blosse Säulen-Arcaden sind besonders Italien eigenthümlich, sowie den deutschen Kirchen zu Paulinzelle, dem Dome zu Konstanz von 1052, Kloster Petershausen bei Konstanz 1162; dem Münster zu Schaffhausen, der Kirche zu Alpisbach 1098, zu Hagenau im Elsass, zu Limburg an der Hardt 1030, zu Höchst bei Frankfurt a. M., wahrscheinlich noch in die Vor-Periode reichend, zu St. Georg zu Köln 1060, St. Jacob zu Bamberg 1073—1109, der Kirche zu Heilsbronn bei Nürnberg 1136, St. Jacob zu Regensburg, zu Mosburg bei Freising, dem Dome zu Augsburg und zwar meist mit Verjüngung des Cylinders. Viereckige Pfeiler und wieder bei andern Kirchen durchgängig runde Pfeiler-Cylinder waren in England gebräuchlich, ebenso vierseitige Pfeiler in Deutschland bei St. Ursula zu Köln, zu unserer lieben Frauen in Halberstadt, St. Wiperti bei Quedlinburg, in den Kirchen zu Walbeck bei Helmstädt bald nach 1011, zu Frankenberg bei Goslar 1108. Pfeiler und Säulen mit einander abwechselnd meist nur bei deutschen Kirchen, so in der Klosterkirche zu Gernrode je ein Pfeiler und wieder eine Säule, ebenso in der Klosterkirche zu Ilseburg am Harz, der Neumarkts-Kirche zu Merseburg, der Klosterkirche zu Drübeck und Huysburg bei Halberstadt, zu Pölnitz bei Dessau, zu Echternach bei Trier, zu Rosheim und Lutenbach im Elsass. Ein Pfeiler mit zwei Säulen abwechselnd in St. Godehard zu Hildesheim, in der Klosterkirche zu Frosa in Sachsen, zu St. Nicolaus in Eisenach 1149. In St. Theodgari zu Westerwig in Jütland wechseln vierseitige und runde Pfeiler XV. 7. Die alte römische Kirche St. Praxeda, welche ebenfalls mit einem Pfeiler und zwei Säulen abwechselt und dem Jahre 820 angehört, mag unseren deutschen Kirchen zum Vorbilde gedient haben.

Gehen wir nun zu den gegliederten Pfeilern über, so erscheint die Verbindung viereckiger Pfeiler mit Halbsäulen als ein sehr altes Motiv, sobald es sich dabei um Gewölbe-Anlage handelt, denn wir finden dergleichen in den Nebenschiffen und der Vorhalle zu St. Ursula zu Köln; wir haben es hier aber zunächst nur mit Pfeilergliederung zu thun, welche vom Bezuge zu Gewölben absieht, und allein dadurch entstand, dass die Erbauer mittelst einfach vierseitiger Pfeiler nicht zufrieden gestellt waren. Weil hier theils eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit möglich wurde, anderntheils selbst in Deutschland erst ein kleiner Theil seiner Alterthümer bekannter geworden ist, müssen wir uns mit Anführung weniger Beispiele begnügen. Zu den ältesten gehören diejenigen, welche sich in der Krypta der Merseburger Cathedrale finden; hier zwar an Pfeilern, welche gewölbte Räume tragen, aber doch unter Umständen, wo das Profil von den Gewölben durchaus unabhängig erscheint. Vier Pfeiler sind an jeder Seite senkrecht in Form eines Halbkreises ausgehöhlt, und in dieser Rinne mit einem Rundstabe versehen V. 8., zwei andere Pfeiler haben an der Mitte ihrer Stirn ein herablaufendes Plättchen, auf welches zu jeder Seite eine Hohlkehle und dann mehrere rechtwinklichte Stufen folgen, welche Gliederung zuletzt an den Ecken wieder mit starken Rundstäben sich verbindet, so dass die ganze Zusammensetzung die Form eines Quadrats gewinnt. Das Alter dieser Krypta ist unbekannt, und wird ins zehnte Jahrhundert, auch noch in frühere Zeit versetzt, und so willkührlich spielend beide Profile sind, hat das erstere dennoch eine weitere und complicirtere Verwendung in der Vorhalle zu Paulinzelle gefunden etwa in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. In einer breiten flachrunden Nische XVII. 9. zieht sich hier, über die Fläche des Pfeilers weit vorspringend, ein Cylinder herab, unten in zwei Polster auslaufend, und oberhalb mit einem Capitäl versehen, auf welchem ein Rundstab aufsitzt und unterhalb des flachen Arkadenbogens umherläuft. Aehnliche Verzierung findet sich auch an den Arkaden der Kirchenschiffe des Klosters Maulbronn in Schwaben. Zugleich sind an den Pfeilern zu Paulinzelle sowohl die Kanten der Pfeiler als des Bogens ausgekehlt und mit Rundstäbchen verbunden, welche unterhalb sich verlaufen. An den Pfeilern der Klosterkirche Wechselburg in Sachsen XVII. 3. kommen ähnliche Eckstäbchen vor, nur ist der Auslauf hier anders geformt. Weitere Beispiele solcher Eckenbehandlung finden wir in der Klosterkirche Konradsburg von 1150 bei Halberstadt,

der Auslauf mit einem Gesims markirt XIV. 8., mit einem Capitälchen versehen bei 9. und ohne Rundstab in mehrfach geschlungenen Bogenlinien, aber mit Blattwerk versehen, bei 7., ebenfalls von Konradsburg. Diese Behandlung der Ecken und namentlich der obern und untern Ausläufe findet sich von so grosser Mannigfaltigkeit, dass sich hierüber allein eine Sammlung anlegen lassen würde, dennoch ist die am allgemeinsten angewendete Form ein Rundstäbchen, welches oben mit Capitäl und unten mit einem Säulen-Sockel Verbindung eingeht. Ein paar erübrigte Pfeiler der ehemaligen Basilika zu Kloster Lausnitz in Thüringen sind neben den Eckstäbchen noch mit je einem stärkern Stabe auf der Mitte der Pfeilerplatte verbunden, von welchen die innerhalb der Arkaden auch im Bogen umliefen, während nicht mehr abzusehen ist, wohin der vordere, nach dem Kirchenschiff gekehrte geführt haben soll, weil Wölbungen hier nicht vorhanden waren. Erst mit dem Eintritt der Wölbungen hört die willkührliche Pfeilergliederung nach und nach auf, und gewinnt Gegenseitigkeit zu der Wölbung und den übrigen Massen, doch liegt uns noch eine Pfeilergliederung vor, welche mit dieser späteren bereits viel Verwandtschaft im Profil, wenn auch nicht jene weiteren Bezüge zu Gewölben enthält, nämlich die der Arkaden in der normännischen Kirche zu Bayeux XIX. 5., und in anderer doch ähnlicher Art XVI. 13. an der Klosterkirche zu Bürglin bei Jena; Hohlkehlen und Cylinder, diese mit Sockeln und Capitäl, verbinden sich hier sehr sinnig und setzen auch unter dem Bogen sich fort, so dass die Rundung auf der Spitze das innerste Glied jeder Arkade bildet. Ganz willkührlich sind dagegen die verschiedenen Pfeiler-Formen in der Nicolai-Kirche zu Eisenach. Zwei davon sind einfach achtseitig, der dritte rund mit quadratischen Eckstäben, der vierte rund mit kleinen runden Eckstäben, der fünfte quadratisch mit runder Auskehlung auf jeder Seite, der sechste und letzte vierseitig, die Kanten weggeschrägt und ein Halbkreisstab in der Weise an die Abschrägung gefügt, dass nach jeder Seite ein schmales Plättchen erübrigt.

Unter der Empore bei 6. 10. IV. in St. Ursula zu Köln besteht der Pfeiler aus drei Halbsäulen, eine Zusammensetzung aus Säulentheilen, welcher man auch ausserhalb Deutschland begegnet. Der innere Aufriss der Kirchenschiffe hatte, so lange die flache Decke verblieb, seine misslichen Verhältnisse in dem schweren Auflager der starren unbelebten Mauermassen über jenen Arcaden-Bögen. Jemehr man an Pfeilern und Säulen umherkünstelte, desto mehr mussten jene Uebelstände fühlbar werden. In der lieben Frauen-Kirche zu Halberstadt schliessen die schlichten vierkantigen Pfeiler, welche unten mit einem einfachen Sockel beginnen, oben mit einem ähnlichen Simswerk ab, und nun folgen die massigen Wände des Schiffes mit Entbehrung jeder weiteren Gliederung, welche nicht durch die ohnehin einfachen Fenster von selbst entsteht. In der Basilika des heiligen Godehard zu Hildesheim XIII. ist dieselbe Leerheit wenigstens durch ein wagerecht und senkrecht hinlaufendes Simswerk des unter 8. gegebenen Frieses gemildert. In ähnlicher Art bewegt sich in der Klosterkirche zu Bürglin ein Rundstäbchen und zu Paulinzelle, sowie an vielen andern Werken der Harzgegenden, der Würfelfries. Eine weitere Weise für diese Richtung, welche die Anlage der Doppel-Fenster nachahmt, aber nicht häufige Anwendung gefunden zu haben scheint, besteht darin, dass über zwei Arkadenbögen, welche um etwas zurückgezogen sind, ein gemeinsamer dritter in die Höhe der Mauer einschneidet, und damit einen grossen Theil der Starrheit beseitigt. In der Kirche zu Echternach bei Trier, erbaut 1017 — 31, VII. 15. ruhen die grossen Bögen auf Pfeilern, die kleineren zur Hälfte auf denselben Pfeilern, zur andern Hälfte auf Säulen, welche hier mit Pfeilern wechseln. Gleiche Einrichtung findet sich auch in den Kirchen zu Huysburg 1080 und Drübeck bei Halberstadt. Im Chore der Klosterkirche Konradsburg am Harz XIV. 6. nimmt die Stelle der mittlern Säule ein Pfeiler ein. Aber auch über diesen Doppelbögen lastet immer noch zu viel starre Masse, und wir sind der Meinung, dass für das gelungenste Vorkommen zu deren Beseitigung die Behandlung in St. Ursula zu Köln, IV. 6. gehalten werden muss, obwohl diese Kirche dem elften Jahrhundert angehört. Pilaster steigen hier empor und verbinden sich oberhalb mit je drei Halbkreisbögen. Mit dem mittelsten dieser Bögen correspondiren die Fensterschlüsse, und unter den Fenstern über den Arkadenbögen wird der übrige lästige Mauertheil durch je 3 Fensteröffnungen unter gemeinschaftlichem Nischenbogen beseitigt, während diese Fenster die über den Nebenschiffen liegenden Emporen mit dem Kirchenschiffe verbinden.

Von angelsächsischen Kirchenschiffen sind wenige erhalten, an welchen durchgängig der viereckige und sehr massige Pfeiler vorkommen soll. In der St. Michaelskirche zu St. Albans sind diese Pfeiler sowohl als der Bogen über ihnen an der rechtwinklichten Kante um weniges abgeschrägt. Die ältesten Kirchen der normännischen Periode Englands weisen auch noch oft dergleichen vierseitige Pfeiler auf, meist jedoch griff ein starker Cylinder Platz. Selten nur kommen achtseitige Pfeiler vor, wie in den Schiffen der Cathedralen von Oxford und Peterborough, in der Klosterkirche zu Ely nnd in der Ruine zu Salüp. In der Cathedrale zu Norwich IX. 1. wechseln drei Arten Pfeiler. Der runde 1. c. 8. bildet nur ein Pfeiler-Paar, 1. b. u. 1. c. den Wechsel der übrigen. Die runden Pfeiler sind spiralförmig mit vorspringenden Wulsten und eingekehlten Rinnen umzogen. Die Pfeiler 1. a. sind

vierseitig, und an ihren Ecken mit eingelassenen Rundstäbchen verbunden, während die Seiten, welche innerhalb der Arkadenbögen liegen, sich in eine Ausbauchung mit besonderem Capitäl ausdehnen, wie wir im Aufriss bei 6. wahrnehmen. Bei den Pfeilern 1. b. wird diese Ausbeugung durch die Halbrundstäbe ersetzt, während dergleichen Stäbe an der Stirnseite von b. sowohl als von a. zu zweien vorliegen und längs den Seiten der Kirchenschiffe empor laufen. In der Tower-Capelle zu London VIII. 4. u. 5. begegnen wir durchgängig runden Pfeilern, während in St. Peter zu Northampton X. 2. ein Pfeiler aus vier Cylindern zusammengesetzt mit einem einzelnen Cylinder wechselt. Im Kreuzschiff der Waltham-Abtei X. 3. besteht der zusammengesetztere Pfeiler aus zwei grösseren und mehreren kleineren Halbcylindern. Aehnlich im Kreuzschiff der Cathedrale von Peterborough IX. 2., erbaut 1155—93. In der Kirche zu Steining, Essex, jedenfalls schon der späteren Zeit des zwölften Jahrhunderts angehörig, sind alle Pfeiler rund und jeder mit einem eigenthümlichen sehr zierlichen Capitäl versehen XVIII. 7—12. Die Arkadenbögen sind fast durchgängig gegliedert und deshalb gegen die deutschen im Vorzuge, für welche Erscheinung zweierlei Ursachen vorliegen. Zuerst liebte man eine reiche Verzierung dieser Bögen mit Zickzack und andern Mustern, welche auf Gliederung hinweisen musste, zum andern ging eine gleiche Hinweisung sowohl von den zusammengesetzten als auch von den einfachen runden Pfeilern aus, weil auf diesen, beim Mangel eines einzelnen grossen Würfel-Capitäls, der ungegliederte Bogen mit seinem quadratischen Beginnen kein passendes Auflager finden konnte, vielmehr mit seinen Ecken über die Pfeiler-Rundung hätte übergreifen müssen. Im Kreuzschiff der Cathedrale von Peterborough bewegt sich die Gliederung in rechtwinklichten Stufen, welche noch mit Rundstäbchen verbunden zu sein scheinen*). Aehnliche Stäbchen und Auskehlungen kommen auch an den Bögen der Hauptschiffe dieser Kirche vor. Oberhalb der Bögen läuft meist ein horizontales Gesims hin, während ein mässiger Cylinder in der Richtung der Pfeiler aufwärts steigt und die Wände in Abtheilungen sondert. In St. Peter zu Northampton bewegt sich eines der Glieder des zusammengesetzten Pfeilers ununterbrochen aufwärts; wie gleichfalls in der Waltham-Kirche ein dreifaches Cylinderwerk des stärkeren Pfeilers, während oberhalb des Rundpfeilers der Cylinder erst über dem nächsten Mauer-Sims X. 2. 3., in der Cathedrale zu Peterborough dagegen der Wand-Cylinder unmittelbar über der untern Pfeiler-Deck-Platte IX. 2 beginnt. Ueber jedem Arkadenbogen und zwischen diesen Wandcylindern greift nun bei grösseren Werken meist eine Arkaden-Oeffnung Platz IX. 2., welche mittelst Säulchen eingefasst und getrennt, und mittelst eines grossen und kleinerer Bögen gerade diejenige Stelle harmonisch beherrscht, welche in den meisten deutschen Kirchen den Eindruck der Schwere nicht zu bewältigen verstand.

Das dritte Stockwerk belebt wieder eine sinnige Anordnung von einer grösseren und zwei kleineren Oeffnungen, hinter welchen ein Umgang herläuft, während die mittlere Oeffnung mit dem dahinter liegenden Fenster correspondirt. Auch hier fehlen Säulchen nicht zur Scheidung und Einfassung der Oeffnung, gegliederte und ornamentirte Bögen zu deren Ueberdeckung, auch laufen zuweilen, wie zu Peterborough, in der Höhe der Capitälplatten noch wagerechte Gesimse längs den Wänden hin. Bei kleinen Werken wie in St. Peter in Northampton X. 2. und der Kirche zu Steining XVIII. 12., fehlt das Zwischen-Geschoss mit den Emporen, und die Fenster schneiden hier unmittelbar durch die Mauer durch, doch finden wir bei dem Schiffe der letztern eine ansprechende Vertheilung der Mauermasse mittelst kleiner Rundstäbchen, welche mit ähnlichen in der Fenster-Umfassung correspondiren, sowie reich gegliederte und verzierte Fensterbogen.

Die Nebenschiffe wurden meist gewölbt, wie in den Cathedralen von Norwich und Peterborough, während die mittleren bis tief ins zwölfte Jahrhundert hinein, z. B. wie in der 1174 vollendeten Cathedrale von Ely, mit flachen Decken versehen wurden. Während wir auf das Nischenwerk der Aussenwände später zurückkommen, ist hier nur noch zu bemerken, dass selbst diese ungewölbten Mittelschiffe, gleich den gewölbten niederen, wie am hohen Kreuzschiff der Cathedrale von Winchester, ausserhalb mit Strebepfeilern versehen wurden. Ob indess diese Anlage bei genannter Kirche bereits dem elften Jahrhundert angehört, dürfte noch Entscheidung erwarten.

Gehen wir jetzt auf Vergleiche zwischen der deutschen und normännischen Baukunst ein, so sind es gerade die Kirchenschiffe, welche hier sehr wesentliche Unterschiede und ebenso mannichfach auseinander gehende Beziehungen zu den späteren Kunst-Epochen aussprechen. Diesen letzteren begegnen wir am geeigneteren Orte, nämlich am Ende unserer vorliegenden und in der nächsten Periode, und begnügen uns hier mit folgender Bemerkung: Der deutsche Basilikenbau, indem er die Nebenschiffe überwölbte, musste es auch wohl fühlen, wie eine

*) Leider ist aus den englischen Werken eine genaue Kenntniss der Gliederung dieser Zeit nicht zu entnehmen, dennoch muss man diese Werke um so höher schätzen, als über die anderen Länder, Deutschland etwa ausgenommen, nichts Aehnliches existirt.

organische Durchbildung des Ganzen die Wölbung der Mittelschiffe erfordern liesse; aber eben die deutsche Weise, so lange sie dergleichen Gewölbe unausführbar fand, wollte auch auf Wandgliederung nicht eingehen, welche ohne Wölbung beziehungslos blieb. Die Früchte dieser Consequenz hatten zur Folge, dass mit Durchführung des Gewölbebaues ein einfach edler Styl sich entwickelte, insofern man den romanischen überhaupt als Styl betrachten darf. Die Zeit seines Aufblühens beginnt mit 1150, und sein Verblühen, welches hier nicht durch Absterben erfasst werden darf, sondern nur durch Verwirrung mittelst neuer Elemente, welche ihn einem neuen Gährungs- und Umbildungs-Prozess im dreizehnten Jahrhundert entgegen führten, die Zeit dieses sich Aufgebens durch Hingabe an neue Elemente beginnt um 1200.

Die normännische Kunst dagegen hat diese eigenthümliche Durchbildung der deutschen Weise nicht gekannt, sondern gleich von vorn herein sich auf Bewegungen eingelassen, welche zu einem das Ganze umfassenden Abschlusse in unserer Periode nicht gelangen konnten. Sie spielte mit Formen, deren Durchbildung sie zur Zeit nicht gewachsen war, und erst als später, wie z. B. in der Cathedrale von Durham, um 1200 wirkliche Gewölbe hinzutraten, und somit einen Abschluss zuliessen, stand das erlangte Resultat auf demselben Entwickelungspunkte als etwa um 1200 die deutsche Kunst. Wir geben zu, dass die normännische Art der deutschen für deren Formen nach 1200 Vorbilder bieten durfte, dagegen muss uns wieder zugegeben werden, dass die erstere einen ganzen Zwischenstyl, welcher in Deutschland von 1150 bis 1200 zur Blüthe kam, verspielt hat. Dass Formen, welche die deutsche Kunst von 1150 bis 1200, und in vermehrter Zahl von hier ab nur stets so weit sich aneignete, als organische Verwendung rechtfertigen liess, in der normännischen Kunst fast vorn herein in Gebrauch waren ohne deren eigentlichen Angelpunkt, nämlich die Durchwölbung der Mittelschiffe, ist eine Erscheinung, deren Ursachen der heutige Stand der Wissenschaft mit völliger Sicherheit noch nicht zu lösen vermag. Wenn wir unserer Seits eine Vermuthung darüber wagen dürfen, wie man in England zu Gewölbe-Diensten und äusseren Strebepfeilern an den Mittelschiffen kam, ohne die Wölbung selbst zu beabsichtigen, so wäre es diese: die Wölbung der Nebenschiffe hatte jene Motive ins Leben gerufen, und man fand für deren gleichmässige Uebertragung auf die Hauptschiffe um so weniger Bedenken, als man sich ohnehin einer reichen meist spielenden Dekoration hingegeben hatte.

Gehen wir dagegen zum deutschen Gewölbebau über, so begegnen wir sogleich einer Gliederung der Arkadenpfeiler, welche allmälig an sinniger Durchbildung zunimmt, und nicht nur die Mauerfläche der Schiffe ihrer Beherrschung unterwirft, sondern auch durch die Theile, welche sie längs der Wände aufwärts bewegte, eine Gegenseitigkeit zu den Gewölben erlangte.

Mit diesen Gewölben aber und der Pfeiler-Gliederung hatte der deutsch-romanische Styl sein Gesetz zum Abschluss gebracht, nämlich das Gesetz der Rundung. Dieses Gesetz müssen wir um so mehr im Auge behalten, als gewisse Elemente, welche diesen Styl nach 1200 auflösten, theilweis schon zu einer Zeit in ihn eingedrungen waren, ehe er seinen Abschluss erreichte, ohne Erkenntniss des Gesetzes seiner Vollendung es aber unmöglich sein würde, ungehörige Formen, welche entweder bald wieder Ausscheidung, oder unter späterer Verbindung erst Rechtfertigung erhielten, am ungeeigneten Orte zu erkennen.

Weil wir zu den unserm Styl feindlichen Elementen vor allen andern den Spitzbogen und die Kreuzgurte der Gewölbe rechnen müssen, weil ersterer augenfällig die Harmonie stört, und letztere, wenn sie diese Störung minder theilen, so doch als die erste Quelle des spätern Spitzbogenstyls zu betrachten sind, und auch stets dessen treue Begleiter blieben; weil ferner zur Herrichtung einer Cathedrale mindestens ein Drittel Jahrhundert erforderlich war, so wird es nicht befremden dürfen, dass wenige Bauwerke mit all ihren Theilen durchgehends dem von uns gestellten Rundungs-Prinzip entsprechen wollen.

Eins der umfassendsten Werke dieser Gattung, welches zugleich in ungemischtem Styl Durchführung erhielt, ist die Cathedrale von Speier, welche ihre jetzige Gestalt nach einem Brande von 1165 in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erhielt. Zwölf Paar freistehende vierseitige Pfeiler tragen eben so viele Arkadenbögen, und fünf Paar dieser Pfeiler als Hauptträger der Gewölbe sind dadurch gegliedert, dass vor jedem Pfeiler zunächst ein Pilaster und vor diesem ein Cylinder emporläuft. Emporen zwischen den Arkaden und obern Fenstern kommen nicht vor. Bleibt somit hier noch viel starre Mauer übrig, so ist doch der Eindruck des Ganzen ungeachtet der einfachen Pfeiler-Gliederung höchst befriedigend.

Grosse Uebereinstimmung mit der eben besprochenen begegnen wir an den Schiffen der Wormser Cathedrale XXI. 3. Sämmtliche Arkadenpfeiler setzen sich vor der Mauer pilasterförmig fort, und umgeben in gleicher Richtung die obern Fenster. Diese kommen somit erst in eine zweite vertiefte Fläche zu stehen, deren Lage mit der Flucht des Arkadenbogens correspondirt. Vor jedem Hauptpfeiler tritt wie zu Speier ein zweiter schmälerer Pilaster vor, welcher mit seiner Fläche den Cylinder verbindet, XXI. 3. Die vertiefte Nische welche zu oberst

die Fenster aufnimmt, erhielt zunächst über den Arkadenbögen Belebung durch ein wagerechtes Gesims, und zwischen diesem Leistenwerk und den Fenstern mittelst sehr einfacher Mauerblenden von abwechselnder Gestalt. Mit anscheinend höchst einfachen Mitteln gelang es in dieser Kirche, sämmtliche Mauertheile dem angenehmsten Formenwechsel zu unterziehen. Besonders wohlthuend wirkt dabei die Erscheinung, dass nicht einzelne Theile durch complicirte Gliederungen und anderweitigen Schmuck vor den übrigen sich geltend zu machen suchen, man vielmehr hier eingestehen muss: nicht die Capitäle fesseln, oder die Pfeilergliederung oder sonst eine Einzelnheit, sondern die erhabenste Anmuth hat sich über die Totalität ergossen. Diese Erscheinung ist um so wichtiger, als sie dem sonst allgemein üblichen Gebrauch die Gefälligkeit vorzugsweise für Einzelnheiten, z. B. den Capitäl-Schmuck zu gewinnen, gerade entgegensteht. Auf die Frage, wann dieser sinnige Bau entstand, schweigen sämmtliche bis jetzt bekannten Nachrichten; Alles steht indess hier wie aus einem Guss, und die Behandlung des Kleinsten ist mit einem Gefühl und Verständniss durchgeführt, wie solche nur in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu finden sind, weshalb wir dieser Zeit das schöne Werk noch um so mehr zuschreiben müssen, als die Spitzbogengewölbe mit Diagonal-Rippen nur erst nach 1200 entstehen konnten.

Die Schiffe der Cathedrale von Naumburg in Sachsen theilen die nämliche Erbauungszeit etwa mit der Abweichung, dass sie später als die zu Worms begonnen und früher vollendet sein müssen. Sechs Paar Arkadenbögen kommen hier vor, und weil, wie zu Speier und Worms, deren zwei sich unter ein Kreuzgewölbe des Hauptschiffes ordnen, zwei Paar freistehende Hauptpfeiler. Gliederung und Capitälschmuck dieser wie auch der übrigen Pfeiler sind über die Zeit um 1150 hinaus. Die Hauptpfeiler bilden im Grundriss ein griechisches Kreuz XVII. 15., dessen vier Stirnflächen mit drei Viertheilen eines Cylinders, und dessen Winkel mit kleinen Cylindern sich verbinden. Ein gemeinsames Capitäl XVII. 6. um die gesammte Pfeiler-Gliederung unterhalb des Arkadenbogens umhergeführt, fällt an dem einen Kreuzflügel und den mit ihm zunächst verbundenen drei Cylindern um desshalb fort, weil diese ohne Unterbrechung selbst ohne Zwischengesims bis zu den obern Capitälen unter dem Hauptgewölbe längs den Wänden aufwärts laufen, eine Einrichtung welche den spätern gothischen Formen näher steht als die wagerechte Theilung der Dienste im Dome zu Worms. Bei den Zwischenpfeilern dagegen fällt nach dem Mittelschiffe hin gerade so viel von der Gliederung fort, als bei den erstern aufwärts sich zu bewegen bestimmt ist, und der Capitäl-Kranz umzieht in Folge dessen diese Pfeiler rings umher. Während diese Anordnung in ihrer Art einen sinnigen Abschluss bezeugt, so stellt sich, eben weil diese Zwischenpfeiler keine Gliederung längs den Wänden empor senden, an diesen eine Starrheit heraus, welche den geraden Gegensatz zu den Wormser Schiffen bietet. Schroffer noch wird dieser Gegensatz eben dadurch, dass hier ungemein reiche Capitäle und eben so reichere Gliederung der Pfeiler Platz greifen, die Hauptpfeiler auch zwei Cylinder mehr dem obern Gewölbe zusenden, als die zu Worms. Die Arkadenbögen gliedern sich auf jeder Seite nur durch eine einzige rechtwinklichte Einstufung, und theilen mit sämmtlichen Gewölben die Spitzbogenform, welche Seitens der Entwickelung nach 1200 allmählig emancipirt wird, hier zur Stelle aber nur disharmonisch wirken muss. Die Gewölbe sind etwas eher begonnen als die zu Worms, weil ihrer zwei noch der Diagonalrippen entbehren, welche nur erst beim dritten Hauptgewölbe des Mittelschiffes, dem westlichsten, vorkommen.

Die Schiffe der Bamberger Cathedrale theilen viele Aehnlichkeit mit den zuletzt besprochenen, XXII. g. h. Auch hier läuft von den Zwischenpfeilern keine Wandgliederung aufwärts, während die als Gewölbedienst von den Hauptpfeilern aufsteigende aus einem Pilaster besteht, vor welchem ein zweiter beträchtlich vorspringt, während Cylinder nur im Winkel jeder Seite, nicht aber vor der Stirn der Pilaster vorkommen, wie in den Cathedralen zu Speyer, Worms und Naumburg. Auch hier verbinden sich Arkaden und Gewölbe mit dem Spitzbogen, und sämmtliche Gewölbe, selbst die Nebenschiffe besitzen Diagonal-Rippen, so dass wir hier sicher schon ein Werk vor uns haben, welches mit seinen Wölbungen in das erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts gehört. Ferner gehört der noch strengern Durchführung unseres Styls die schöne Kirche zu Kloster Laach bei Andernach an, erbaut von 1093 bis 1156; ferner St. Aposteln zu Köln. In der Kirche zu Wunsdorf bei Hannover und in St. Peter zu Soest wechseln Säulen mit Pfeilern, wobei dann die Gliederung der letzteren als Mitträger der Gewölbe aufwärts läuft. Gegen den Schluss dieser Periode wird es vielfach gebräuchlich, über den Arkaden nach Art der normännischen Kirchen Emporen anzulegen, wie in den rheinischen Stadtkirchen zu Andernach und Bacharach, Boppart und Sintzig, welche indess schon manches Motiv der spätern Periode verrathen. Mit Eintritt des bedeutsameren Gewölbebaues in den Kirchen Deutschlands haben wir somit auch einer Pfeilergliederung begegnet, welche mit den Gurtbögen der Gewölbe in Wechselbezüge tritt, später auch der verbreiteten Anlage der Emporen. Die Ablagerung der Gewölbe auf dergleichen vorspringende Glieder der Mauern musste nahe liegen, weil sich hierdurch der Druck und Seitenschub der Deckenbögen mehr nach dem Innern der Kirche hinziehen und von

den Umfassungsmauern ableiten liess, welche Vortheile auch den gewölbten Nebenschiffen, wie z. B. bei St. Ursula zu Köln, schon in einer Zeit zugewendet wurden, als an Wölbung sehr breiter Mittelschiffe noch nicht gedacht werden durfte. St. Ursula zu Köln allein beweist also, dass für Gewölbedienste und Emporen Deutschland selbst ältere Vorbilder besass, wobei aber nicht behauptet werden darf, dass die Gestalt der normännischen Kirchen ausser jedem Betracht geblieben sein sollte. Die Cathedrale von Durham XXIII. 5. 6., welche zu den spätesten Werken gehört, erscheint in England als die erste auf gewölbte Mittelschiffe berechnete grössere Anlage*). Um 1180 baute Bischof Pudsey daran. Die runden Mittelpfeiler, die Emporen und die obern Fenster gleichen durchaus den frühern Bauten. Dagegen gliedern sich ungleich mannichfaltiger und kräftiger die Hauptpfeiler und sondern auch viel bedeutsamere Dienste ab zu Trägern der Gewölbe, als die Pfeiler in den früheren ungewölbten Kirchen.

Dieses Gewölbe indess ist von Spitzbögen und Diagonal-Gurten begleitet, gehört mithin seinen Formen nach der spätern Kunstperiode an, und möchte auch schwerlich vor 1200 entstanden sein, woraus sich unsere frühere Behauptung bestätigt, dass der normännische Styl nicht gleich dem deutsch-romanischen mittelst Wölbung aller Theile zum Abschluss gediehen ist, sondern bevor ein solcher Abschluss eintreten durfte, in den Uebergangsstyl aufging, welchen die nachfolgende Periode in England als den früh englischen bezeichnet.

Die französischen Werke der Normandie haben, wie spätere Vergleiche zeigen werden, grosse Verwandtschaft mit den englisch-normännischen. Für ihre Kunstgeschichte, namentlich ihre älteste Entstehung und ihr Verhältniss zu den französischen Bauwerken der Nachbarländer, welche nicht zur Normandie gehörten, ist bisher nichts Befriedigendes geschehen. Die Arkaden der Schiffe der Cathedrale zu Bayeux, welche 1180 errichtet wurden, scheinen noch nicht für Gewölbe angelegt zu sein, denn die Bekrönung von a 5. XIX. aufwärts gehört dem obern Bau an, welcher mit seinen Diensten, Gewölben und Fenstern in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fällt. Die Arkadenpfeiler verbinden sich in ihren rechtwinklichten Stufen sowohl, als vor ihrer Stirn mit Säulen, und die Arkadenbögen an den Ecken gleicher, mit den Säulen correspondirenden Stufen, mit Hohlkehlen und Rundstäbchen. Diese reiche Gliederung ohne jeden Bezug zu Gewölbediensten, konnte leicht entstehen nach dem Vorbilde der in gleicher Weise behandelten sehr reichen Portalen. Ein Beispiel gewölbter Schiffe liegt uns vor in der Kirche St. Trinite in Caen, XX. 2. An den Pfeilern treten hier innerhalb der Arkaden Säulen vor, und nach den Mittelschiffen hin Pilaster und Säulen, welche letztere als Gewölbedienst aufwärts laufen, und für die stärkern Gurtbögen sich oberhalb noch mit zwei kleinen auf Consolen ruhenden Cylindern verbinden. Der Emporen-Umlauf weicht in so weit von den englischen Emporen ab, als hier je sechs kleinere Oeffnungen durch schlanke Pfeilerchen geschieden sind, das oberste Fenster dagegen nebst Nebenöffnungen und Umgang ist den englischen Anlagen gleich. Die Gewölbe folgen dem Halbkreise und sind ausser den Gurtbögen über den Hauptpfeilern und den Diagonalrippen noch mit Gurt- oder Transversalrippen über den Zwischenpfeilern versehen. Man hält gewöhnlich diese Kirche noch für den ersten unter Herzog Wilhelm gegründeten und 1066 eingeweihten Bau, ohne zu beweisen, wie die damalige Zeit im Stande war, ein derartig durchgebildetes Gebäude aufzuführen.**) Wir sind unserer Seits der Ansicht, dass dieses Werk, in soweit seine heutigen Formen massgebend erscheinen, erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts aufgeführt und um 1200 zugewölbt sein möchte.

In der Cathedrale von Pisa ruhen sämmtliche Arkaden auf schlanken Säulen, und die Bögen der Emporen auf kleineren. Die Nebenschiffe sind mit Kreuzgewölben überdeckt, die Emporen und die hohen Mittelräume mit wagerechter Holzdecke, die Kreuz-Vierung nebst der Kuppel jedoch, auf vier kreuzweis geformten Pfeilern ruhend, ist aus Stein aufgeführt, und immerhin ein sehr kühner Bau, weil die Pfeiler verhältnissmässig leicht sind und die Mauern, welche unter der östlichen und westlichen Seite der Kuppel mittelst eines Spitzbogens diese unterstützen, vom dritten Stockwerk der Kreuzflügel keine Gegenverstrebung mehr erhalten. Im elften Jahrhundert soll dieses schöne Werk begonnen sein, es scheint indess an sichern Nachrichten über seine Herrichtung gänzlich zu mangeln. Die äussere Krönung der Kuppel gehört dem germanischen Styl im dreizehnten Jahr-

*) M. H. Bloxam meint in seiner mittelalterlichen Kirchenbaukunst Englands, dass in der Cathedralkrypta zu Canterbury, deren Bau 1175 begonnen wurde, das erste Beispiel eines in England vorkommenden bedeutsameren Gewölbes gesucht werden müsse.

**) Der Engländer Henry Gally Knight in seinem Werk über die normännische Baukunst bezweifelt Seite 156, dass vor 1150 Gewölbe über die breiten normännischen Kirchen gespannt sein möchten, und berichtet, dass die von Wilhelm dem Eroberer im Londoner Tower errichtete Capelle VIII. 4. 5. durch die besten normännischen Baumeister aufgeführt, und sehr roh und schwer ausgefallen sei.

hundert an, und es bleibt also noch zu entscheiden, ob der Bau überhaupt so lange Zeit hindurch gedauert, oder ob man nachträglich die Kuppel zu verzieren beliebt hat.

Mit Ausnahme der Lombardei, wo der nordische Gewölbebau im zwölften Jahrhundert Eingang fand, befolgte fast das ganze übrige Italien bis ins dreizehnte Jahrhundert den Plan der alten Säulenbasiliken. So in den Kirchen Quattro Santi zu Rom um 1100, und S. Spirito in Sassia ebendaselbst vom Jahre 1198; S. Piero in Grado bei Pisa; S. Donato auf Murano bei Venedig aus dem zwölften Jahrhundert. In S. Miniato bei Florenz wechseln dagegen je zwei Säulen mit einem aus vier Halbsäulen zusammengesetzten Pfeiler, und die gegenüberstehenden Pfeiler sind durch grosse Spitzbögen verbunden, welche das Dach tragen. In der Kirche S. Pietro e Paolo bei S. Stefano zu Bologna wechseln bereits Pfeiler und Säulen, welche erstere als Träger der Kreuzgewölbe aufwärts steigen; und in St. Michele zu Pavia kommen nur gegliederte Pfeiler vor, Emporen über den Nebenschiffen und Kreuzgewölbe über allen Räumen.

Die normannischen Basiliken in Sicilien weichen, abgesehen von ihrer Dekoration, schon in der Anordnung der Wände und deshalb von allen übrigen ab, weil in ihnen fast durchgängig der maurische Spitzbogen zur Anwendung kam. So erhebt sich in der Schlosscapelle, Capella Palatina zu Palermo, geweiht 1140, über jeder Säule zunächst ein vierseitiger Pfeiler, bevor der Spitzbogen beginnt XVI. 2.

Die durchaus eigenthümliche Anlage der Kirchen zu Perigueux in Frankreich und St. Marcus in Venedig hat denn auch zur Folge, dass hier der Aufzug der Kirchenschiffe mit alle den oben berührten Arten nicht sonderliche Verwandtschaft theilt. In St. Marcus VI. 4 und 6. werden die mittlern Theile des Schiffes, Kreuzschiffes und Chores zu unterst durch gewölbte Nebenräume, zu oberst durch überwölbte Emporen begleitet, welche das Langschiff und den Chor von beiden Seiten, die Kreuzflügel zu allen drei Seiten einschliessen, wobei die Gewölbe der Emporen fast die Höhe der Mittelräume erreichen. Die vier Mittelpfeiler c. sind durch kreuzweise Durchgänge, unten für die Nebenschiffe, oben für die Emporen getheilt, und erst über diesen grossen Durchgängen mittelst grosser Tonnengewölbe zu Tragung der Kuppel d mit einander verbunden. Eine ähnliche Pfeiler- und Gewölbeverbindung mit den Ringmauern ergiebt sich in den Ecken e und f, und stellt so die quadratischen Räume heraus, welche mittelst Zwickel und Kuppeln Zudeckung erhielten. Die Nebenschiffe hängen untereinander mittelst der Oeffnungen in jenen Hauptpfeilern zusammen, und sind unter den Kuppeln g und h von den Mittelräumen noch durch Stellung von je zwei und je drei Säulen geschieden. Die Emporen dagegen entbehren dieser Säulen, und öffnen sich durch weite Thorbögen, welche mit den Tonnengewölben der Mittelschiffe correspondiren, in diese letzteren. Die alten Fenster sind meist nur in den Kuppeln erhalten. Unzweifelhaft verräth diese ganze Anordnung eine Nachahmung der morgenländischen oder byzantinischen Kirchenbaukunst.

Die Kirche zu Perigueux VI. 1. und 2. theilt verwandte, jedoch minder verwickelte Anordnung. Die mittlern vier Hauptpfeiler sind gleichfalls mittelst kreuzweiser Durchgänge durchschnitten, Emporen fehlen indess und alle Räume der Kirche theilen gleiche Höhe, welche nur durch die fünf Kuppeln überragt wird. Die Hauptpfeiler der Mitte sind unter sich und mit den Pfeilern in den Ecken der Kreuzflügel mittelst Tonnengewölben verbunden, welche zwischen sich die Kuppeln mit ihren Zwickeln aufnehmen.

Unterhalb der Fenster wird die Wandfläche mittelst Säulchen und Bögen, welche Nischenwerk bilden, gegliedert, eine Verzierung, welcher man auch an Kirchen anderer Gegenden, vorzüglich unter den Fenstern der Nebenschiffe Englands begegnet.

In Kirchen zu Braunschweig, namentlich in St. Martin, findet man deutliche Anzeichen, dass hier ursprünglich drei gleich hohe romanische Schiffe angelegt gewesen sind.

Das Innere der Chöre und Kreuzschiffe.

Die Räume des Chores sind meist als eine Fortsetzung des Schiffes über die andere Seite des Kreuzchiffes hinaus zu betrachten. Die Wände werden denen im Schiff gleichen, wenn auch dessen Nebenräume bis zum Chor hin sich ziehen, oder sie bekommen eine andere, nämlich gänzlich abgeschlossene Gestalt, wenn der Chor nur einschiffig erscheint. Chöre der letztern Art begleiten sämmtliche kleine Kirchen, oft aber auch die grössten, wie die Dome von Bamberg, Speier, Worms. Insoweit nicht, wie in den letzteren, die Chorwände zwischen Thürme fallen und Räume für Fenster gestatten, correspondiren diese Fenster in Lage und Grösse stets mit den Fenstern der Schiffe. In den älteren und einfach gehaltenen Kirchen erscheinen auch die Chorwände durchaus schmuck-

los, sobald aber in den Kirchen Nischenwerk vorkommt, wird solches vorzugsweise in den Chören gefunden. Kommen Gewölbe vor, so laufen längs den Wänden Gliederungen empor, zuweilen mehrfach als nur in den Ecken, und zu unterst zwischen diesen spannt sich das Nischenwerk ein.

Bei Chören von complicirter Gestalt ist ihre Haltung durchaus der des Schiffes gleich, wie z. B. in der Cathedrale von Pisa, wo die Säulen-Arkaden, Emporen und Ober-Mauern der Schiffe sich auch in den Chorräumen wiederholen. Noch gleichmässiger unterliegt der Chor der Behandlung des Schiffes, wenn die Nebenschiffe selbst um die Chorachse umher geführt sind, wie in St. Godehardt zu Hildesheim und in der englischen Cathedrale zu Norwich.

Was hier von den Chorwänden gesagt ist, passt auch durchaus auf die Mauern der Kreuzschiffe, je nachdem diese ein- oder dreischiffig sind.

Die Gewölbe.

In der altchristlichen Kunstperiode fanden wir bei den Rund- und Kuppelbauten sämmtliche Räume mit Gewölben überdeckt, ebenso das Bemühen, auch die Basiliken in gleicher Weise mit Gewölben zu verbinden. Für Erreichung dieses letzten Ziels boten vornehmlich die langgestreckten Räume des Mittelschiffes bedeutende Schwierigkeiten, theils ihrer ungewöhnlichen Breite, theils der hohen und immerhin auf der untern Säulenstellung mehr balancirenden als sicher ruhenden Mauern halber. Nebenschiffe, deren Mauern fest auf dem Erdboden ruhten, zumal wenn an Stelle der Säulen Pfeiler treten durften, wurden dagegen bald zugewölbt; ebenso nicht nur Krypten, deren in der Erde steckende Mauern schon von vornherein nicht erst eines künstlichen Widerlagers bedurften; sondern man wagte sich auch an räumlichere freistehende Werke, obgleich nicht ohne bedeutende sorgliche Vorkehrungen für die Widerlage. Ein Beispiel der letzteren Art sehen wir an dem sogenannten alten Dome zu Regensburg. Vergleichen wir nun die Bedingungen, unter welchen damals dergleichen Wölbungen allein möglich waren, mit der alten Basilikenform, so sind wir im Stande die damaligen Schwierigkeiten für die Wölbung der Mittelschiffe um so sicherer heraus zu fühlen.

Gleich der vorigen Periode beschränkte sich denn auch das ganze elfte und ein grosser Theil des zwölften Jahrhunderts auf die Wölbung der Krypten der Nebenschiffe und solcher anderweiter kirchlichen Nebenräume, welche mindere Schwierigkeiten boten. Nur kleinere Kirchen wurden zuweilen durchweg mit Gewölben überdeckt.

Die Normal-Form für die Gewölbe-Entwickelung dieser Zeit ist diejenige, welche durch halbkreisförmige Gurtbögen die zu wölbenden Räume in mehr quadratische Theile sondert, und mittelst gleichfalls halbkreisförmiger Kreuzgewölbe deren Linien mit den Gurtbögen parallel laufen, die Räume zwischen den letzteren verschliesst. Gewölbe mit Diagonal-Rippen (Gradbögen), welche in ihrem Entwickelungsgefolge die Harmonie des romanischen Styls, namentlich sein Gesetz der Rundung in weniger als zwei Jahrzehnten vollends aufzulösen im Stande waren, können wir als zum Wesen unserer Periode gehörig nicht mehr anerkennen. Ebenso wenig gehört der Spitzbogen hierher, obgleich derselbe schon in den letzten Jahrzehnten vor 1200 sich häufiger zeigt. Bei den einzeln angeführten Werken werden wir auf die ungewöhnlichen Erscheinungen der Diagonal-Rippen und des Spitzbogens aufmerksam machen, und wenngleich deren Entstehungszeit besonders in einzelnen Fällen sich noch nicht feststellen lässt, so sind wir doch der Meinung, dass der Zeitpunkt, in welchem Spitzbogen-Gewölbe mit Diagonal-Rippen sich begegnen, etwa um 1200 angenommen werden dürfte.

Eine, von den normalen Gurtbögen abweichende Form, welche dabei die Rundung nicht aufgiebt, bieten die Hufeisenbögen in der Krypta in Göllingen in Sachsen XVII. 8. Die Erbauungszeit dieser Gewölbe, ob elftes oder zwölftes Jahrhundert, lässt sich noch nicht feststellen.

Eine andere Gewölbeart, welche ebenfalls meist den Halbkreisbogen mit sich verbindet, und demnach von unserer Normalform sich sehr wesentlich unterscheidet, ist diejenige, welche jener Gurtbögen gänzlich entbehrt, wie z. B. in dem Kreuzgange des Stifts zu Ilseburg am Harz, und in der Krypta der Stiftskirche zu Gernrode. Wir würden versucht sein, diese durchaus rohere Wölbungsart auch ebenso als eine ältere zu bezeichnen, wenn sie nicht noch sogar in Verbindung mit Spitzbögen in den Kirchen zur Anwendung gekommen wäre, welche Heinrich der Löwe nach 1175 in Braunschweig aufführen liess. Hier fehlen nämlich in den Mittelschiffen mehrerer Kirchen, so z. B. in St. Martin, die Gurtbögen, während ein einziges spitzbogiges Tonnengewölbe der Länge nach sich hin erstreckt, und ins Kreuz zwischen jeden zwei Tragepfeilern durch gleiche Gewölbe zerschnitten wird. Die Tragepfeiler reichen dabei bis an den Anfang des Gewölbes und sind von vorn herein auf drei Kirchenschiffe von gleicher

Höhe angelegt XV. 10. Gewölbe mit Gurtbögen und Kappen von halbrunder Form, also unserer Zeit-Norm entsprechend, finden sich in Krypten sehr häufig, in den Nebenschiffen seltner, am seltensten in den Hauptschiffen. Dass in den verschiedensten Gegenden die Nebenschiffe und kleinere Räume gewölbt wurden, ohne dass man an Wölbung der grossen Haupträume dachte, beweisen Beispiele aller Länder. So sind in St. Ursula zu Köln die Nebenschiffe und Vorhallen allein gewölbt, in St. Godehard zu Hildesheim, 1193, nur der Umgang um den Chor; am Pisaner Dome die unteren Nebenräume; und ebenso an der Cathedrale von Norwich, seit 1096. Weiter nimmt unsere Aufmerksamkeit frühzeitig in Anspruch die Wölbung der Kuppeln, welche auch vielfältig der in den hohen Schiffen voranging, z. B. am Dome zu Pisa, sowie an den meisten englischen Kuppeln und Thürmen. Bei den Kuppeln sowie den Central-Thürmen wurde die Wölbung, durch die Verstrebung begünstigt, welche die Flügel der Kreuzschiffe bilden, weshalb wir bei der Pisaner Cathedrale darauf aufmerksam machten, dass diese Vortheile der dortigen Kuppel nicht ungeschmälert zugeführt würden. Leichter wieder als in den hohen Langschiffen liessen sich Gewölbe in den hohen Chören und Kreuzflügeln geben, weil diese ihrer Eckenverbindung halber nicht so leicht verschoben werden konnten, als die ersteren. So hatten sich z. B. in dem Kreuzschiffe und Chor der Halberstädter Frauen-Kirche die Gewölbe vollständig erhalten, dagegen in allen drei Schiffen die Wände dermassen aus einander getrieben, dass diese den Umsturz drohten. Ebenso beugen sich auch in den Domen zu Mainz und Worms die Mauern und Gewölbe der hohen Schiffe tonnenförmig aus einander.

Im Kloster Wechselburg in Sachsen, welches 1174 Gründung erhielt, hat sich im hohen Chore noch das alte Gewölbe erhalten, ein Kreuzgewölbe, halbkreisrund und ohne Kreuzgurte. In St. Ulrich zu Sangerhausen sind im Chore die Gurtbögen gleichfalls rund, während die Kappen spitzig zulaufen, und im Kreuzschiff der Cathedrale zu Merseburg sind Gurtbögen und Kappen spitz, während noch die Kreuz- oder Grad-Bögen fehlen. Halbkreisrund sind ferner die Gewölbe der Abtei Laach und der Cathedrale zu Speier. In der Cathedrale zu Naumburg sind die Gewölbe spitzbogig und das westlichste des Mittelschiffes auch bereits mit Diagonal- oder Gradbögen versehen, woraus wir neben vielen anderen Gründen schliessen, dass dies Gebäude im letzten Drittheil des zwölften Jahrhunderts aufgeführt wurde, und seine Zuwölbung gerade in die Zeit fiel, wo die Wölbung mit Kreuzgurten sich allmälig geltend machte*). Die Gewölbe der Cathedralen von Bamberg und Worms, mit Spitzbögen und Diagonalrippen gehören der folgenden Epoche an.

Noch ist zu beachten, dass die deutschen Gewölbe, insofern sie nicht, wie im Kreuzgange zu Ilseburg, der Krypta zu Gernrode und in den Kirchenschiffen zu St. Martini, St. Blasien und Catharinen zu Braunschweig in

*) Dr. C. Richard Lepsius: über die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert, Leipzig 1841, und wieder E. P. Lepsius in den Denkmalen der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, von L. Puttrich, Leipzig 1843, glauben das Alter der Kirchenschiffe dieser Cathedrale ins elfte, wohl gar ins zehnte Jahrhundert heraufrücken zu müssen, weil es an Nachrichten fehlt, dass dieselbe am Ende des zwölften Jahrhunderts einem Umbau unterzogen sei. Wir können indess dieser Behauptung nicht beipflichten. Der Mangel an Nachrichten beweist für sich allein nichts, und in dieser Rücksicht um so weniger, als es an Nachrichten über die Erbauung der meisten mittelalterlichen Kirchen fehlt, es vielmehr als glücklicher Zufall begrüsst werden muss, wenn irgendwo Nachrichten aufgefunden werden, welche mit den vorhandenen Zuständen der Gebäude sich in Harmonie bringen lassen. Zuweilen berichten Chronisten von einer Kirche, dass sie durch Brand oder andere Unfälle bis in Grund zerstört wurde, und wir sehen heute noch das erste alte Gebäude vor uns, weil das zu Grunde gehen sich allenfalls auf das Holzwerk beschränkt hatte. Meistens fehlen aber Nachrichten, entweder weil sie verloren gingen, oder weil an einer Cathedrale Jahrhunderte lang fortgebaut wurde, indem man das Alte nur immer insoweit abtrug, als das neue Bessere an Raum für seinen Zuwachs bedurfte. Im letzteren Falle gab es wirklich nicht Momente, welche den Chronisten hervorragend gewesen sein könnten zur Berichterstattung, weil der allmälig fortschreitende Umbau zur Tagesordnung gehörte. Aber auch auf die Gründungs- und Einweihungsberichte ist nicht immer sicher zu bauen, denn mit der Gründung und allenfallsigen Grundsteinegung ist nicht immer der rasche Fortbau, am wenigsten eine nahe Vollendung in Verbindung gewesen; und die Einweihung erfolgte oft lange vor der Vollendung, meist sobald durch interimistische Vorrichtung der gottesdienstliche Zweck erreicht werden konnte; zuweilen wieder erfolgte die feierliche Einweihung oft an dreissig Jahre nach der baulichen Vollendung, weil mit ihr ein ungewöhnlicher Aufwand verknüpft war. So fällt die Weihung der Magdeburger Metropolitan-Kirche in eine Zeit, nachdem die Kirchenschiffe mehrere Jahrzehnte hindurch vollständig hergerichtet standen, während an die Ausführung der Thürme, welche fast zwei Jahrhunderte später erst erreicht wurde, noch niemand denken konnte.

In der Naumburger Cathedrale befindet sich ein alter Theil der Krypta aus dem elften Jahrhundert, während die Vergrösserung der Gruftkirche und der Neubau der Kirchenschiffe, alle mit so prächtigen Capitälen, dass deren Formen vor 1150 noch förmlich unbekannt waren, in die Zeit von 1160—1200 gefallen sein müssen. Bei späterer Vergleichung der von uns zu behandelnden Ornamentik wird diese Behauptung klar werden. Zu weiteren Beweisen, welche die Herren Lepsius für ihre Behauptung anführen, gehört die Berufung auf das Münster zu Basel, und die alten Theile der Kirche St. Sebald zu Nürnberg, beide gehören aber dem letzten Uebergangsstyl des dreizehnten Jahrhunderts an, und können wieder aus dem Grunde, dass über ihren Umbau Nachrichten mangeln, nicht als die ursprünglich aufgeführten Werke gelten.

einer ununterbrochenen Masse fortlaufen, sondern in gesonderte Vierecke zwischen Gurtbögen eingespannt sind, sich nach ihrem Scheitelpunkte hin mehr oder weniger aufwärts erheben. In der Krypta zu Kloster Memmleben würde nach Ausweis der Zeichnung im Werke von Puttrich die Erhöhung des Kreuzungs-Scheitels über dem Scheitel der Schild- oder auch über dem Scheitel des Gurtbogens den siebenten Theil der Gewölbe-Spannung betragen. Aehnliche Ueberhöhung der Gewölbe nach ihrem Scheitelpunkte a. finden wir in der Krypta der Cathedrale von Wiborg XII. 6. vom Jahre 1130. Im Scheitelpunkte dieser Gewölbe kommen zuweilen Verzierungen vor, Blätterwerk, oder herabhängende Früchte, an deren Stelle später, nachdem Diagonal-Bögen Platz gegriffen haben, die Schlusssteine treten.

Diagonal-Rippen oder Gradbögen in den grossen Gewölben der Kirchen finden von 1200 abwärts eine rasche Verbreitung, dennoch ist es nicht unmöglich, dass dergleichen vereinzelt ungleich früher vorgekommen sein mögen. Es lag nämlich sehr nahe, die Kanten der Normal-Kreuzgewölbe für sich besonders aus gesuchteren, auch wohl aus eigends behauenen Steinen zu construiren, während die Ausfüllung in unförmlichen Sprengsteinen bestand. Diese aus Hausteinen gegebenen Diagonal-Bögen, besonders wenn sie unterwärts oder oberhalb über die Ausfüllung hervorragten, standen der Wirkung nach mit den späteren Diagonal-Rippen auf gleicher Stufe, nur besitzen die letzteren ihnen gegenüber eine viel vollendetere Construction, sowie die äussere Form, welche ihrem Zweck Ausdruck verleiht. Die Nebenschiffe der Cathedrale von Peterborough haben sehr plumpe stabartige Diagonal-Rippen, doch lässt sich die Entstehungszeit nicht bestimmen*). In Deutschland befindet sich das älteste uns bekannte Gewölbe mit vollständigen, wenn auch sehr massig gegliederten Diagonal-Bögen in der Krypta der Bamberger Domkirche.

Bei kleineren Kirchen wurden zuweilen schon im elften Jahrhundert auch die Mittelschiffe gewölbt. So hat die Tower-Capelle zu London, von Wilhelm dem Eroberer erbaut, über dem Mittelschiff ein Tonnengewölbe, welches ostwärts halbkuppelförmig schliesst, und in St. Patroclus in Soest ist die ganze Kirche, ausschliesslich des neuen westlichen Theils, mit sehr alten Kreuzgewölben aus dem elften Jahrhundert, vielleicht aus noch früherer Zeit, überspannt. So auch eine kleine alte Kirche, welche sich zu Paderborn an der Nordseite des Domes befindet.

Die Kuppeln dieser Zeit sind theils rund, theils achtseitig und haben entweder, wie in den meisten Baptisterien, ein rundes oder achtseitiges Unterlager, oder sie ruhen über viereckigen Räumen mittelst Zwickeln. Das runde Kuppelgewölbe im Baptisterium zu Asti XII. 2. sitzt in den Winkeln des Achtecks über Consolen auf. In St. Tommaso in Limine XII. 5. folgt die Kuppel dem eingerundeten Unterbau. Wenn die Kuppel über einem Quadrat schwebt, werden beide, wie in der Kirche zu Perigueux und in St. Marcus in Venedig, durch Zwickel vermittelt. Es steigen diese entweder in gekrümmter Fläche schräg auf, oder es laufen in den Ecken flache Bögen staffelförmig über einander hin, wenn eine achtseitige Kuppel construirt ist, wie im Dome zu Worms XXI. 3. c. Im Baptisterium am Dome zu Regensburg, wo die achtseitige Kuppel ebenfalls über der quadratischen Mitte ruht, befindet sich in jeder Ecke ein einfacher Segmentbogen. In der kleinen Kirche St. Giovanni degli eremiti zu Palermo VIII. 1. enthält jede Seite der Vierecke in der Mitte eine mehrfach eingestufte Nische; Bogenwerk, welches mit dem dieser Nischen correspondirt, wiederholt sich dazwischen in den Winkeln über Eck, und über diesen gewonnenen Rundungen ruhen die runden Kuppeln, deren senkrechter Durchschnitt die Form des Hufeisens befolgt

Die Aussenseite der Kirchen.

Die jedesmalige Raumvertheilung, aus welcher das Innere einer Kirche besteht, findet ihren angemessenen und naturgemässen Ausdruck zugleich auch in der Vertheilung der Massen und Formen des Aeusseren. An den Basiliken des alten Roms, obgleich auch hier schon hohe und Nebenschiffe, Kreuzschiffe und Absiden sich ausserhalb markirten, konnte der äussere Eindruck über den einer massigen Scheune nicht viel gehoben werden. Anders ist es dagegen in unserer Periode, wo zwar die ältesten Werke auch über den Eindruck massenhafter Würde nicht hinausreichten, das Würdige aber nach und nach durch Sinnigkeit und Zierlichkeit zuletzt zu ungemeiner oft erhabener Schönheit ausgebildet wurde. Dabei wurde kein einziger Theil des Ganzen vernachlässigt, es bildete sich vielmehr ein Typus

*) Bloxam, die mittelalterliche Baukunst Englands, deutsch übersetzt Leipzig 1847, behauptet S. 87, die Abseiten der Cathedrale von Peterborough stammen von 1117 bis 1140, und Seite 89 wieder, wo er gleichfalls auf diese Abseiten kommt, die Cathedrale sei von 1155 bis 1193 erbaut.

für die Behandlung des ganzen Werks, und jedes der Theile. Sind demnach an einer Kirche nicht alle Glieder von einer einheitlichen Idee beherrscht, so ist die Ursache in zweierlei Gründen zu suchen, entweder haben an einer Kirche mehrerlei Zeiten mit ihren verschiedenen Styl-Perioden gebaut, oder wenn eine einzige Zeitidee das Ganze schuf und manche Theile vor anderen in zierlicher Durchführung vernachlässigte, geschah dieses deshalb, weil örtliche Verhältnisse einen überall gleich günstigen Anblick des Werks, also eine berechnete günstige Wirkung aller seiner Theile ohnehin nicht gestatteten. Dennoch scheint die romanische Kunst bei Ausführung ihrer Anlagen auf die örtliche Wirkung noch weniger Rücksicht genommen zu haben, als der spätere germanische Styl.

Der gerundete Schluss der Chöre besteht lange Zeit hindurch, und vorherrschend selbst durch unsere ganze Epoche, aus der einfach angefügten Absis; seltner und meist erst in der Zeit um 1200 aus denselben bewegten Massen, welche die Langseiten des Chores und selbst der Schiffe bilden. Im ersteren Falle haben die Mauern der Absis meist ihre besondere Raumvertheilung nach Breite wie nach Höhe, unabhängig mehr oder weniger von denen der übrigen Mauern. Ebenso fällt auch oft ihre decorative Ausstattung reicher aus als die der Umgebung. So z. B. an der Kirche St. Maria zu Arezzo XV. 1., wo aller Schmuck auf die Absis allein gewiesen ist, und am Pisaner Dome, wo man ein vollständiges Correspondiren freiwillig aufgab, indem bei gleicher Höhenvertheilung die Arcaden des mittlern Stocks durch ihre Rundbögen abweichen, und das hinzugefügte dritte Geschoss die Besonderheit der Absis ohnehin ausdrücken muss. Der andere Fall, nämlich der der gleichmässig bewegten Massen für Langseite und Rundung, greift wohl nur Platz, wo die Nebenschiffe um die Chorrundung herlaufen.

Eine alte Absis, durchweg schmucklos, sehen wir an der lieben Frauen-Kirche zu Halberstadt V. 2. Die Höhe ihres Gesimses und ihrer Fensterlage ist unabhängig von der Anordnung in den Seitenmauern. Die Absiden der Capelle zu Landsberg in Sachsen XVII. 4., welche zwei über einander liegenden Capellen zugleich dienen, sind unterhalb ebenso einfach, oberhalb mit einem Leistenwerk eingefasst, welches auch die Mauer der mittleren Rundung in drei Felder zerlegt. Die Bedachung der innern gewölbten Halbkuppel besteht auch hier, wie meist überall, in einer einfachen Zuschrägung. An der Kirche St. Tommaso in Bergamo XII. 4. befolgt die Absis wieder ihr besonderes Höhenverhältniss und theilt von ihrem Schmuck den Fries mit den Chorwänden, die Rundstäbchen mit dem Kirchenschiff. Die reiche Absis von St. Maria zu Arezzo XV. 1. umziehen dreimal über einander Arkaden-Reihen. Die untersten bestehen in blossen Wandnischen, die mittleren und oberen in schmalen, um den hier zurückspringenden Mauerkern, umhergeführten Umgängen.

Aehnliche zwei Umgänge, nur von gleichmässiger Höhe, ziehen sich um den zweiten und dritten Absatz des Pisaner Domes. Bei der Kirche St. Nicolai zu Caen XI. 2. ist die Raumvertheilung und Behandlung höchst sinnig. Sechs Cylinder, welche den reichen Consolen-Sims stützen, fassen die fünf Hauptfelder ein, welche sie der Breite nach von einander scheiden. Die untere Hälfte jedes Feldes wird darauf wieder durch Ecksäulen und Bögen umsäumt, durch wagerechte Leisten noch einmal getheilt, und unten zum dritten Male mittelst Säulchen und Bögen gegliedert, während die beiden Fensterreihen nach mehrmaliger Nischeneinstufung ihren Durchbruch finden.

Während bei St. Pietro Cislo doro zu Pavia XXI. 8. die Absiden mit einfachen Rundstäben erscheinen, ist die Rundung der Stadtkirche zu Bacharach 6. um so gegliederter. Die untere Pilaster-Vertheilung geht für die Aufnahme der Fenster in reich gegliedertes Nischenwerk über, mit Säulchen an der vorderen Mauerfläche und den nächsten Nischenstufen. Zu oberst finden wir zugleich unter dem Dachgesims kleine Arkaden-Gallerien, welche besonders am Mittel- und Niederrhein sehr beliebt waren, ausserdem aber, Italien abgerechnet, seltner vorzukommen scheinen.

Die Art der Säulenvertheilung bei diesen Gallerien unterliegt einer grossen Mannigfaltigkeit. Meist stehen immer zwei Säulchen zusammen, das zweite hinter dem ersteren in einem solchen Abstande, als das Auflager der darüber ruhenden Mauerdicke erfordert. An der Kirche zu Bacharach steht zwischen je zwei dieser Säulenpaare ein über Eck gestellter vierseitiger Pfeiler mit vier Säulchen an seinen Flächen, die Säulchen so geordnet, dass sie dem Kreislauf nach mit den völlig frei stehenden Säulenpaaren correspondiren XXI. e. An der Kirche St. Gereon zu Köln stehen stets je drei Säulenpaare, ehe ein dergleichen vierseitiger Pfeiler Platz greift. Bei der polygonen Absis der Cathedrale zu Worms XXI. 2. sind die Säulchen von bedeutenderer Stärke und folgen je einzeln in ununterbrochener Reihe auf einander, während sie am Dome zu Bamberg XXII. 2. mehr fensterartig angelegt sind.

Bei der italienischen Kirche XV. 1. ist bemerkenswerth, dass diese obere Säulen-Gallerie anstatt der gewöhnlichen Halbkreisbögen mit geradem Gebälk verbunden ist. Die Umgänge am Baptisterium von Parma XV. 4. sind nur an den Ecken des Polygons sehr zierlich durch Pilasterwerk eingefasst.

Aehnliche Massenvertheilung nach Breite und Höhe, wie an der Absis von Caen, begegnet uns an den Domen

von Worms und Bamberg, nur mit dem Unterschiede, dass die Absis des ersteren von unten auf, die des letzteren vom mittleren Geschoss aufwärts sich polygonisch formen, und die Einfassung an den Ecken auch aufwärts sich in mehreren Säulchen über einander gliedert. Von ausnehmender Schönheit, mit zunehmendem Reichthum von unten nach oben hin, und dabei eben so fern von Ueberladung dürfte die Absis des Bamberger Domes unter allen uns bekannten den ersten Rang einnehmen, während die Haltung der zu Worms dem Eindruck der Thürme und der Kuppel zwischen diesen untergeordnet ist.

Die Absis der normännischen Kirche zu St. Julien bei Rouen XIX. 3. folgt in der decorativen Haltung den Wänden des Schiffes und Chores, steht diesen aber im Maassverhältniss nach.

Dasselbe, was wir über die Haupttribune aussprachen, wird, wenn auch immer vereinfacht, an Nebentribunen sich wiederholen, und ebenso auch, wenn deren mehrere einen Capellen-Kranz bilden, wie an der französischen Kirche XXVI. 3. Am hohen Chore dieser Kirche sowohl wie an der von Heisterbach XXVI. 5. fällt die Rundung nicht mehr unter den Begriff der einfachen Absis, weil, wenn auch aus dieser hervorgegangen, die Rundung hier die in gleicher Weise bewegten Langseiten halbrund abschliesst, und durch diesen organischen Verband den Begriff des äusserlich Angefügten aufgegeben hat.

Der Körper der eigentlichen Kirche, entweder bestehend aus einem einzigen Raum für Schiff und Altar-Stellung, oder aus einfachem Schiff und Chor, aus dreifachem Schiff nebst Chor, aus dreifachem Schiff, Chor und Kreuzschiff, wozu zuweilen bei grossen Werken noch Nebenchöre, Chorumgang und Capellen gefügt sind, findet für jeden Theil dieser Zusammensetzung auch ausserhalb Ausdruck. Das hohe Schiff, das Kreuzschiff und der Chor theilen unter einander regelrecht, gleiche Höhe und gleiche Breite, ebenso wieder unter einander die niedrigen Theile der Schiffe und Chöre. Diese letzteren bilden somit ein erstes Stockwerk, die hohen Theile, solches durchschneidend, ein zweites, und in Fortsetzung dieses Begriffs die Thürme das dritte und mehrere. Jeder Höhenraum trägt sein besonderes Dach, das hohe Schiff, Kreuzschiff und Chor gleichwie im Innern ein zusammenhängender Raum, auch ein zusammenhängendes Kreuzdach, die Nebenräume, weil nach den mittleren sich öffnend, ein halbes an die Mitte sich lehnendes Pultdach; die Thürme, weil alles überragend, ein besonderes um so gestreckteres Dachwerk. Giebel schliessen die Dachenden, machen sich indess auch bald als Ziergiebel geltend, wie über jeder Capelle an XXVI. 3., und an den Thürmen bei V. 2., XIV. 15., XXI. 5.

Thürme stehen entweder auf dem Kreuz, oder am Westende, oder auch am Ostende in den Winkeln der Chöre und Kreuzflügel, seltener, und alsdann von kleinerer Form, auch an den vier Ecken der Kreuzflügel, wie bei der Kirche zu Limburg an der Lahn im Nassauischen.

In der Domkirche zu Naumburg ist der untere Theil der östlichen Thürme zu Capellen eingerichtet, in der Kirche zu Gelnhausen zu Absiden.

Die Gliederung des Raumes, welche der Cultus in die römischen Basiliken eingeführt hatte, wurde somit nicht nur beibehalten, sondern durch Zuwachs der Chöre, Capellen und Thürme weiter ausgebildet; verschiedene grössere und kleinere Architecturen fügen sich somit zu einem grossen Ganzen zusammen, es muss aber eingestanden werden, dass unsere romanische Periode sich auch mit dem Eindruck des aneinander Gefügten begnügt hat, und der germanischen es erst gelang, ein Ganzes durchzubilden, wo der Ausdruck der Aneinanderfügung dem der Gliederung von Innen nach Aussen und von Unten nach Oben nothwendig nachsteht.

Behufs Gliederung und Belebung sind die Aussenwände der Schiffe und Chöre, ähnlich den Absiden auf Simswerk, Nischen und Fenster gewiesen. Die Gesimse, zunächst Stütze der überragenden Dächer, erweitern ihre Aufgabe zum Schutz der Mauer dadurch, dass sie mittelst Consolen bedeutender vorspringen. Einfache Werke begnügen sich mit diesen Dachgesimsen, wie V. 2., wogegen reichere nicht nur gern zur Bezeichnung eines etwa innerhalb vorkommenden zweiten Stockwerkes, wie bei V. 4., sondern meist auch in der Höhe des Fensterfusses Gesimse umlaufen lassen. In England und in der Normandie sind ausserdem noch Leisten beliebt, welche in der Höhe der Fensterbögen-Achse ruhen und mit einer runden Bewegung über Fenster und Nischen her Ueberschlags-Gesimse bilden, wie an der normännischen Kirche St. Julien bei Rouen XIX. 3., der englischen Cathedrale zu Durham XXIII. 5. und der Cathedrale zu Tournay XXVI. 2. Während die oben bezeichneten Ueberschlags-Gesimse aus der Wagerechte in den Bogen gleichförmig mittelst blosser Winkel sich fortsetzen, besteht eine andere Art aus einem wagerechten Lauf und einem Ueberschlag, welcher neben abweichender Gestalt über diesem nur aufsetzt; siehe die normännischen Kirchen zu Bieville XI. 4., Fontaine-le-Henri XI. 3., zu Lery XIX. 7., die Kirche St. d'Ainay zu Lyon XXIII. 2., die englische Kirche zu Barfreston XVIII. 1. An der Cathedrale zu Durham XXIII. 5. vereinigen sich beide Arten Ueberschlag über einander. In Italien findet sich die letztere Weise an der Cathedrale von Lucca XXIII. 1., am Campanila von St. Maria in Cosmedin VII. 5. Während diese vorspringende Gliede-

rung besonders in England auch in die germanische Kunstweise überging, dürfte sie in Deutschland zu den seltensten Erscheinungen gehören, mit Ausnahme des häufigen Vorkommens, welches die vorspringende Gliederung des Fundament-Sockels um die Portale laufen lässt, und so für diese mehr Tiefe und Bedeutung gewinnt, wie am Portal XII. 8. Vielmehr sind in der deutschen Architectur alle Gliederungen an Fenstern, Nischen u. s. w. in der Art angelegt, dass sie gegen die Mauerfläche mit einer Eintiefung beginnen und das nächste vorspringende Glied mit der Mauerfläche correspondirt. Von Ueberschlags-Gesimsen über deutschen Kirchenfenstern kennen wir nur das vereinzelte Beispiel XXV. 10. bei St. Maria zur Höhe in Soest.

Das Nischenwerk.

Die Mauernischen finden ein bedeutsames Vorbild, welches über den Zweck blosser Ausschmückung sich erhebt, bereits an der Kirche zu Ravenna II. 7. Die Mauertheile zwischen den Fenstern sind nämlich hier mit Bewusstsein als tragende Haupt-Pfeiler verstärkt. In verwandter Weise wurde der nämliche Zweck erreicht durch das Nischenwerk im Baptisterium jener Stadt. In der romanischen Kunst kommt sehr bald ein oft reiches und sehr mannigfaltiges Nischenwerk in Anwendung, doch herrscht lange Zeit hindurch allein der decorative Zweck, welcher erst gegen Ende dieser Zeit mit dem structiven sich verbindet, indem die Nischen absichtlich die minder tragenden Mauern schwächen, den Hauptträgern Verstärkung zuweisen.

Die Einrahmung der Seiten dieser Nischen besteht entweder in pilasterartigen Mauerstrichen mit rechtwinklichter Kante wie an den Wänden der Kirche St. Julien XIX. 3., auch zierlicher mit mehrfach gegliederter Kante, wie am Baptisterium zu Padua XV. 5., oder aus Säulen-Cylindern, wie an der Kirche XII. 4., zuletzt in der Art, dass Säulencylinder mit Pilastern und deren oft sehr reicher Gliederung sich verbinden, wie an der Absis des Domes zu Bamberg XXII. 2. a u. e. Der obere Schluss der Nischen fand sehr selten in giebelförmicher Weise statt, wie z. B. an dem einen Glockenthurme der Gernroder Kirche V. 3. Fast eben so selten begegnet man der einfachen geraden Linie ohne Consolen, wie an den Absiden der Landsberger Capelle XVII. 4. Ein Rundbogen dagegen oder deren mehrere sind die im ganzen Abendlande beliebte Schlussweise, nur ist zu bemerken, dass in Italien und Deutschland, sobald die Nischen ein Gesims, namentlich das Hauptgesims berühren, unter diesem gewöhnlich mit einem Fries kleiner Rundbögen sich verbinden, welcher unter den wagerechten Gesimsen diese parallel und eben so unter den Giebelgesimsen diese in schräg aufsteigender Richtung begleitet; wogegen ein gleicher Fries in der Normandie und in England zu den Seltenheiten gehört, hier vielmehr eine Consolenreihe meist dessen Stelle vertritt, wie z. B. an den normännischen Kirchen XI. 3. und 4, und der Cathedrale von Durham XXIII. 5. Ein Mehreres über diese Friese erfolgt unten.

Die Art, nach welcher die Nischen sich vertheilen, ist zuweilen sehr einförmig, öfters sinnig und glücklich zu nennen. Zur ersten Weise gehören das schmale und langgestreckte Gitterwerk am Schiff der Kirche St. Tommaso in Limine XII. 4, ebenso das der Façade von S. Zeno in Verona XV. 2., sowie die viermal übereinander sich gleichmässig wiederholende Säulenstellung am Baptisterium von Parma XV. 4.

Wichtiger als diese angeführten einfach dekorativen Formen ist für die nachfolgende Entwickelungs-Epoche diejenige Nischenvertheilung, welche auf verstärkte Punkte Rücksicht nimmt, und eine zweite Weise, welche theils auf verschlungenes, theils auf ineinander gefügtes Nischenwerk einzugehen sucht.

Verstärkte Ecken und Pilaster enthalten beispielsweise die normännische Kirche XIX. 3; zierlicher noch XI. 3, und in äusserst geschmackvoller Form die Schiffe der Cathedrale von Worms XV. 9, zuletzt der Thurm von St. Gereon zu Cöln XIV. 15. Verschlungenem Nischen- und Gitterwerk begegnen wir an der innern Wand des Capitel-Saales der Bristoler Cathedrale XXIV. 10, sowie am Central-Thurm der Norwicher Cathedrale IX. 3. Am Hauptgeschoss des letztern findet sich zugleich die Bemühung, untergeordnetes Gegitter den Hauptnischen einzufügen. Glücklicher fiel dieser Versuch unstreitig im obern Spitzgiebel des Thurmes von St. Patroclus zu Soest aus, doch gehört dieses erfolgreiche Motiv schon mehr der nachfolgenden als der romanischen Epoche an.

Im gesammten Abendlande entstanden zu allen Zeiten unserer Periode einfache, sparsam mittelst Nischen verzierte Werke, neben solchen, welchen mehr Schmuck zugewendet wurde, doch mit dem Unterschiede, dass in Deutschland strenge Einfachheit zuerst vorherrscht, Nischenwerk erst in der Zeit von 1150 abwärts häufigere Verwendung findet, am sinnigsten dagegen, oft äusserst brillant um 1200 sich geltend macht; während in England schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts förmliche Ueberladung Platz greift. Wohl mit Recht rechnen wir zu den dieserartigen deutschen Meisterwerken die von uns gegebenen Aufrisse der Dome zu Worms und Bamberg und der

Kirchen zu Limburg und Heisterbach, XXVII, 2; XXIX. 34. Zu unterst sind diese Bauwerke mehr ernst und einfach, während nach oben zu die Gliederung und Erleichterung zunimmt, und diesen Zweck um so mehr erreicht durch Verbindung mittelst Fenstern und Oeffnungen.

Ganz in derselben ansprechenden Haltung erscheint auch der schöne Thurm der normännischen Kirche St. Etienne zu Caen. Für minder entsprechend müssen wir die vielfache Vergitterung unter den Fenstern der normännischen Kirchen halten, weil hier in umgekehrtem Verhältniss zu unterst zu grosse Bewegung entsteht, wie an den Beispielen XI. 2. 3. Dieses Nischenwerk ist in England unter den Fenstern des Innern, vielfach mit sich kreuzenden Bögen, wie an der Norwicher Cathedrale IX. 12, durch das ganze zwölfte Jahrhundert gebräuchlich; in Deutschland erst seit 1150 und am häufigsten seit 1200, hier aber fast nur mit einfachen Bögen ohne jene Verschlingung.

Die Fenster.

Fensterformen kommen vornehmlich von dreierlei Art in Betracht. Die erstere Art steht jedesmal einzeln, ist mehr hoch als breit und oberhalb mit einem Halbkreise geschlossen. Die andere besteht aus zwei oder noch mehreren Oeffnungen nebeneinander und nur durch Säulchen von einander getrennt. Die dritte Art ist kreisförmig.

Die einzeln stehenden Fenster kommen vor in den Schiffen und Chören der Kirchen, auch wohl in den untern Theilen der Thürme. In Deutschland sind dieselben mit wenigen Ausnahmen dergestalt angelegt, dass ihr engster Theil mit dem Durchbruch sich gerade in der Mitte der Mauerdicke befindet, und nach aussen wie nach innen hin sich schräg erweitert, welche Verschrägung auch unterhalb die Fenstersohle trifft, also hier eine sogenannte Wasserschräge Platz greifen lässt. In einfacher Weise hat diese Aus- und Einschrägung keine weitere Gliederung, wie an St. Godehard zu Hildesheim XIII. 2. Zierlicher machen sich diese Fenster, wenn sie an ihrer äussern Kante durch ein Rundstäbchen umsäumt werden; und sehr reich wenn eine Zusammensetzung aus Hohlkehlen, Rundstäbchen und Plättchen sich umherzieht, wie bei den Fenstern des Wormser Domes XV. 9. a und b, und denen der Absis des Bamberger XXII. e. Die Wasserschräge verbleibt neben dieser Gliederung der Seiten und des Bogens in glatter Fläche.

Im angelsächsischen Styl Englands erweitern sich einzelne Fenster gleichfalls nach beiden Seiten hin, nicht aber im normännischen. Die Fenster dieses letzteren, sowohl in England als der Normandie, sind an der Aussenseite eng und erweitern sich nur innerwärts, haben in der Normandie verhältnissmässig mehr Länge als in Deutschland, und in England oft auffallend schmale Form, wie an der Kirche von Barfreston XVIII. 1. In einfachster Art brechen diese Fenster zunächst rechtwinklig durch, wie bei 2, und schrägen sich nach Innen hin bedeutend aus. Zuweilen ist der geradlinig abgeschlossene Chor mit drei Fenstern dieser Art versehen, welche ausserhalb von einander entfernt stehen, innerhalb aber fast als ein einziges Fenster erscheinen, weil die Einschrägungen hier dichter an einander treffen X. 1. Reichere Fenster werden an der Aussenseite zunächst durch eine Nische, meist mit Säulchen zu beiden Seiten, vorbereitet, wie an den englischen und französischen Kirchen XI. 2. 4; XXIII. 5 und XXVI. 2. In Italien und im übrigen Frankreich scheinen Fenster sowohl mit blosser Erweiterung nach einer, wie auch mit Ausschrägung nach beiden Seiten hin vorzukommen, doch sind die veröffentlichten Zeichnungen nicht ausreichend, um hierüber mit Sicherheit urtheilen zu können. In Deutschland finden sich ausserhalb verengte Fenster im untern Theile des Regensburger Baptisteriums.

Fenstergruppen durch Säulchen getrennt begegneten wir in sehr früher Zeit an der Kirche St. Vitale zu Ravenna, und scheinen sich solche von daher durch alle Länder des Abendlandes verbreitet zu haben. Sie kommen sowohl in Italien und Sizilien, wie in Frankreich, Deutschland, England und in Spanien vor. Als eigentliche Kirchenfenster scheinen sie nie beliebt zu sein, wohl aber fanden sie ihren Platz in den Thürmen und Dachgiebeln, und als Vorbereitung des eigentlichen nach Aussen geöffneten Fensters im Innern der normännischen Kirchen, hier jedoch so, dass die mittlere, nach dem eigentlichen Fenster hinweisende Oeffnung sich höher streckt als die Seiten; so in der englischen Kirche zu Waltham X. 3. und in der französischen Kirche St. Trinite zu Caen XX. 2. bei d. Es brechen diese Doppel- und mehrfachen Fenster ohne Verschrägung durch die Mauer VII. 7, werden aber oft durch Nischenwerk vorbereitet, wie VII. 12 und X. 4. Entweder stehen die Fenster zu zweien neben einander, oder in einer grösseren ununterbrochenen Reihenfolge, wie am Thurm der Earls Barton-Kirche VII. 2., oder es bilden mehrere durch schmale Pfeilerchen getrennte Doppelfenster eine Gruppe, wie zu oberst am Thurme der Mindener Cathedrale VII. 1. Um für die bedeutendere Mauerstärke über den Säulchen dieser Fenster Auflager zu gewinnen, wird jede

Säule mit der Mauer durch einen starken, nach vorn und hinten hin vorspringenden und verschrägten Stein vermittelt, wie bei VIII. 3, oder es werden auch in späterer Zeit zwei Säulchen hintereinander gestellt. Unter ganz gleichem Begriff mit diesen Fenstern befinden sich die Oeffnungen der Emporen innerhalb der Kirchen, wie in St. Ursula zu Cöln IV. 6 und 7, und in den englischen Kirchenschiffen bei IX. 2. Weiter verwandt sind die äussern und innern Umlaufsgallerien, z. B. am Dome zu Worms XXI. 2, der Cathedrale zu Lucca XXIII. 1, und im Innern des Central-Thurmes der Norwicher Cathedrale IX. 4. Sehr gekünstelt scheint hier der obere Umgang mit mehrfacher Säulenstellung in zwei Etagen über einander.

Kreisrunde Fenster, mit quadratisch über Eck gestellten abwechselnd, kommen frühzeitig vor an der Cathedrale von Pisa V. 4, und finden sich durch den ganzen Verlauf des zwölften Jahrhunderts. Fraglich bleibt indess noch, in welcher Zeit zuerst die mit Speichen versehenen Radfenster zur Anwendung gekommen sein mögen. Eins der ältesten durchgebildeteren dürfte unstreitig das an der Kirche S. Zeno von Verona XV. 2. sein, nur bleibt noch zu entscheiden, ob diese Façade wirklich der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehört, oder, wie wir eher glauben, der Zeit um 1200, wenn jenes Fenster nicht etwa später eingefügt sein sollte. Dieselbe zweifelhafte Bewandtniss hat es mit demjenigen am Thurm der Paderborner Cathedrale VIII. 2. Die Rundfenster der Dome zu Worms und Bamberg entstanden erst mit dem Beginn des dreizehnten Säculums, und die bedeutsamere und folgenreiche Entwickelung dieser Fenster gehört eben der Kunstepoche dieses neuen Jahrhunderts an.

Die Portale.

Es zerfallen diese in Haupt- und Neben-Portale, und kommen an sehr verschiedenen Stellen vor, während das Hauptportal, wenn die Westfronte als die hervorragendste behandelt ist, sich meist mit dieser verbindet. Sie liegen entweder in den Aussenwänden oder führen aus Vorhallen und Klostergebäuden in die Kirchen. Die freistehenden sind fast allgemein vor der Mauer mehr oder weniger vorgezogen, und bei den deutschen, welche um die Dicke des Grundsockels vorspringen, zieht sich meist regelmässig das gesammte Sockel-Profil umher. So z. B. an dem Seitenschiffe der Halberstädter Frauenkirche V. 2. und dem nördlichen Kreuzschiff zu Paulinzelle der einfache Sockel, dessen Gliederung in blosser Verschrägung besteht, und am Portal des nördlichen Kreuzes der Petersberger Kirche bei Halle, XII. 8, sowie an St. Godehard zu Hildesheim der reichere Sockel XIII. a. Einfache Portale brechen ohne weitere Gliederung durch, grössere und reichere sind vielfältig gegliedert und erweitern sich stets von Innen nach Aussen. Die Erweiterung wird durch rechtwinklichte Einstufung bewirkt, wobei Säulchen in die Ecken treten, und meist Stäbchen mit Kehlen die rechtwinklichten Kanten behandeln. Ueber der Deckplatte der Säulen setzen die Einstufungen sich den Hauptformen nach fort, doch weicht die Gliederung der Stufen von der der Seitenwände ab, schon um deshalb, weil die oft frei stehenden Säulen in solch frei schwebender Lage im Bogen sich nicht fortführen liessen. So ist z. B. das westliche Portal von Paulinzelle, welches unten freistehende Säulen enthält, im Bogen theils mit abgerundeten Wulsten, theils mit rechtwinklichten Stufen gegliedert XVI. 14; ähnlich ein anderes zu Kloster Bürglin in Thüringen. Die angelsächsischen Portale, wie das von Earl Barton VII. 10, und die einfachen deutschen, wie das oben erwähnte von Lieben Frauen zu Halberstadt, entbehren noch der Säulen. Wie früh solche vorkommen mögen, ist noch zweifelhaft, im ersten Drittel des zwölften Jahrhunderts entstanden aber bereits die Portale XII. 8. und das zu Bürglin welches zu jeder Seite mehrere und bereits freistehende Säulen enthält, welche freie Stellung erst in späterer Zeit sich einfindet während die Säulen älterer Werke mit den Wänden aus einer Masse gemeisselt sind, und etwa zu drei Theilen ihrer Rundung vortreten. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts werden dagegen die frei gearbeiteten Säulen in ihre Stellen dergestalt gefügt; dass ein bedeutender Abstand aus den Winkeln übrig bleibt, wie am westlichen Portal zu Paulinzelle.

Das Vorkommen einer einzigen Säule zu jeder Seite ist dabei noch nicht Zeichen eines bestimmten Alters, denn dieserartige Beispiele, welche wir von englischen Kirchen bei X. 10. und XVIII. 18 und 20 sehen, entstanden zu jeder Zeit unserer Periode. Die Portalwölbung der deutschen Kirchen beschränkte in ihrer Auszierung sich meist auf die Gliederung, welche zwischen stärkeren und schwachen Wulsten, Flächen, Höhlungen, Stäbchen u. s. w. wechseln.

Zu den Seltenheiten gehören deshalb dergleichen reiche Erscheinungen wie bei St. Jacob zu Cösfeld in Westphalen XIV. 4. Hier befinden sich viermal Säulen in Winkel-Stufen, während theils glatte theils verzierte Wulste mit den Säulen correspondirend im Bogen fortlaufen.

Ein anderes reiches Portal findet sich in einer Capelle zu Kloster Heilsbronn bei Nürnberg, gehört indess

der Zeit um 1120 bis 30 an, während das von Cösfeld um 1200 entstanden sein dürfte. Portale mit dem normännischen Zickzack finden wir in Deutschland an der Schottenklosterkirche zu Regensburg und in St. Leonhard zu Frankfurt am Main. Die normännische Kunst in England und Frankreich stattete dagegen oft wunderlich reich ihre Portal-Bögen aus, und wir bedauern nur, über deren Profile nichts Zuverlässiges zu wissen. Reiche englische Beispiele geben wir XVIII. 19, 24, 25, französische XI. 6. von der Kirche zu Bieville, 9. von St. George zu Bocherville; und italienische von zwei Portalen der, dem Anfange des dreizehnten Jahrhunders angehörigen Kirche S. Maria zu Toscanella im Kirchenstaat XXV. 11. 12. Zuletzt kommt bei den Portalen noch der obere Thürdurchbruch in Betracht, welcher entweder, wie bei VII. 10. und dem einen Portale des Bamberger Domes, den ganzen Bogen einnimmt, oder unterhalb des Bogens geradlinig, oder sonst anderweit abschliesst. Bei einem geradlinigten Schluss entsteht das Bogenfeld oder Tympanum, welches in den Ecken meist consolenartig unterstützt, wie bei XII. 8, und auf seiner Fläche sehr mannigfach verziert wird, mit blossen Eintiefungen XII. 8, mit einer Art Flechtwerk an der englischen Kirche zu South Weald XVIII. 18, mit Pflanzen- und Thiergestalten zu Toscanella XXV. 11. 12. Die mannigfache Austattung dieser Portaltheile würde Stoff zu einer eigenen Sammlung bieten, obgleich wohl meistens symbolische Figuren und Darstellungen aus der heiligen Geschichte in Reliefs vorkommen, zuweilen das ganze Tympanum auch leer ausfällt, wie an St. Sebald zu Nürnberg. Als um 1200 es gebräuchlich wurde, anstatt des einfachen Halbkreisbogens drei kleinere Bögen zusammen zu setzen, namentlich zur Ueberdeckung von Fenstern, wird diese Form auch zuweilen für den Durchbruch der Thürme verwendet, wodurch die Erhöhung der Thüröffnung bis gegen den untersten Portalbogen reicht und somit das Tympanum verdrängt. Ein sehr schönes Beispiel dieser Art besitzen wir am Portal von Cösfeld XIV. 4, nicht minder schön ist ein gleiches Vorkommen an der Capelle zu Kloster Heilsbronn, einfach dagegen ein drittes in St. Leonhard zu Frankfurt a. M. Giebelartige Portalüberdeckung gehört in dieser Zeit noch zu den Seltenheiten, doch haben wir ein interessantes Beispiel bei XVII. 5. von der Capelle zu Landsberg. Portale, welche nach Art der spätern germanischen zu beiden Seiten zwischen den Säulen sowie im Bogen mit vollrundem Bildwerk ausgestattet sind, finden in der romanischenPeriode sich selten. Ein ungemein schönes befindet sich an der Kirche zu Freiburg im Erzgebirge, die sogenannte goldene Pforte aus den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Säulen-, Cylinder- und Pfeiler-Schafte.

Schafte sind entweder frei für sich stehende Stützen, oder sie kommen vor im engen Anschluss an anderweite Körper. Von den freistehenden sind drei Arten zu unterscheiden; zunächst solche, welche nach Art der alten griechischen und römischen Säulenschafte von unten nach obenhin sich verjüngen, und in unserer Periode allein die vollständigen Säulen characterisiren; eine zweite Gattung steigt in gleicher Stärke aufwärts, und die dritte hat mittelst verschiedener Glieder auch verschiedene Schaftstärke. Die letztere Weise war vornehmlich im angelsächsischen Styl beliebt, und theilt daselbst oft wunderliche Formen, z. B. bei VII. 12. eine starke Zuspitzung nach unten und oben hin, bei 7. mehrere Ringe und bei 8., 9. und 17. Polster und Ringe. Spiralförmig gewundene und mit Stäben umwundene Säulen trifft man in allen Gegenden des Abendlandes an, diese angelsächsische Art aber beschränkt sich wohl allein auf England. Verjüngte Säulenschafte kommen im elften Jahrhundert in Deutschland vorzugsweise in Gebrauch, das zwölfte hindurch behaupten sie sich neben solchen von gleicher Stärke, bis zuletzt die letztere Art um 1200 die Oberhand gewinnt.

Verjüngte freistehende Säulenschafte sind die in den Arkaden der Kirchenschiffe von Paulinzelle, in St. Godehard XIII. 2. und 3., Echternach VII. 15., in den Thurmfenstern von Lieben Frauen zu Halberstadt, in der Cathedrale zu Minden VIII. 3, und in der Crypta der Cathedrale von Wiborg vom Jahre 1130, XII. 6. In England scheint die Verjüngung nicht beliebt gewesen zu sein, denn soweit uns englische Bauwerke zur Beurtheilung vorliegen, begegnen wir stets nur gleichmässig starken Cylindern, z. B. im Innern der Kirchen als Arkaden-Träger IX. 2, und X. 3; und in eben diesen Kirchen, sowie den Central-Thürmen IX. 3 und 4, und X. 4. auch als Trennungssäulchen zwischen Oeffnungs-Gruppen; zuletzt auch als Stütz-Säulen in der Krypta zu St. Peter in Oxford X. 11. und der Cathedrale zu Winchester 14 und 16. Aehnliche runde Pfeiler sind die in St. Theodgari zu Westerwig in Jütland XV. 7. Auch die uns bekannten französischen Säulen entbehren sämmtlich der Verjüngung, mit Ausnahme derjenigen im Kloster-Kreuzgange zu Arles. In Italien blieb die Verjüngung vorherrschend.

Nachdem wir noch bemerken, dass Säulen, welche für sich vollrund gearbeitet und in die Ecken eingefügt sind, zu den freistehenden gerechnet werden müssen, kommen wir jetzt zu denen der zweiten Familie, welche

mit andern Massen zusammenhängend verbunden und oft nur als deren Glieder zu betrachten sind. Hier haben wir es, deutsche Werke des elften Jahrhunderts, und sonst wenige Ausnahmen abgerechnet, fast durchgehends mit gleichmässigen Cylindern zu thun. Es sondert sich diese Familie wieder in mehrere Klassen, indem entweder zwei, drei oder mehrere Cylinder zu einem gemeinsamen Pfeiler zusammen stehen; ein und mehrere Cylinder mit einfach viereckigen oder gegliederten Pfeilern als deren weitere Gliederung sich verbinden; oder diese Verbindung mit grössern Mauermassen an deren Flächen, Winkeln oder Ecken Platz greift. Die Cylinder kamen in allen diesen Weisen entweder vollrund oder als Theil der Rundung bis zum halben oder Viertel-Rundstabe zur Anwendung. Die Verbindung blosser runder Schafte unter sich findet entweder statt unter zwei, drei oder vier gleich starken zu einem gemeinsamen Pfeiler wie X. 2; oder es reihen sich dünnere Cylinder um einen stärkern mittleren her. Die erstere Verbindung kommt selten vor, der letztern sind wir im zwölften Jahrhundert nicht begegnet, wohl aber häufig in der Entwickelung des dreizehnten.

An viereckige, oder in der Grundform aus mehreren Vierecken zusammengefügte Pfeiler schliessen ganz runde, oder dreiviertel, halb oder auch viertelrunde Stäbe sich derartig an, dass sie entweder vor der Stirnseite eines Vierecks oder in die rechten Winkel zwischen zweien zu stehen kommen. Die viereckigen Pfeiler der Kirchenschiffe in den Domen zu Speier und Worms verbinden sich vor ihrer Stirn mit Halb-Cylindern; die aus mehreren Vierecken zusammengefügten des Domes zu Bamberg XXII. 3. g. h. in ihren Winkeln mit vollrunden. In S. Nicolai zu Caen XI. 1. b sind die stärkern Rundstäbe etwas mehr als halbrund, die schwächern in den Ecken vollrund; in der Cathedrale zu Tournay die verhältnissmässig sehr starken halbrund, die kleinen vollrund. In der englischen Cathedrale von Durham XXIII. 8. liegt dem Pfeiler ein grosses Quadrat zum Grunde mit vier kleinern an dessen Stirnseiten, während wieder die Stirn der kleineren sich mit Halb-Cylindern, die Winkel mit Viertel-Cylindern verbinden. So regelmässig diese Composition erscheint, um so unregelmässiger treten uns die von der freilich ein Jahrhundert älteren Cathedrale von Norwich entgegen, IX. Auch hier verbinden sich bei a und b halbe Stirn-Cylinder und meist vollrunde in den Winkeln, doch höchst willkührlich, wozu denn noch ein flacher Abschnitt eines sehr breiten Cylinders bei a und b tritt. Besonders die Verbindung XXIII. 8. von halben und viertel Stäben unterscheidet die englische Weise als matt und flach im Vergleich zu der kräftigen Anlage vollrunder Cylinder in der deutschen Art des Bamberger Doms, und ist zu bemerken, dass jene Flachheit der englischen Gliederung in jenem Lande auch in spätere Zeiten sich erstreckt. Noch verdienen als Abnormitäten Bezeichnung die vielseitigen Cylinder in der italienischen Kirche S. Flaviano zu Montefiascone XXV. 14. und die Pfeiler in der Cathedrale von Tournay b. XXVI., bei welchen sich polygonische Winkelstäbe einfügen; zuletzt auch sind freistehende achtseitige Schafte nicht selten. Eine weitere Eigenthümlichkeit besteht aus der Zusammenstellung freistehender Cylinder um einen innern Kern, wie in der Capelle zu Landsberg XVII. 7, wo zwei Säulen vom einen starken Pfeiler abgesondert stehen; und am Lettner der Naumburger Cathedrale XVII. 1, wo vier runde Säulchen die fünfte mittlere umgeben.

Jetzt bleiben uns noch die Cylinder übrig, welche sich mit Wänden und bedeutenderen Mauermassen verbinden. Auch hier unterscheiden wir zweierlei; nämlich solche, welche mit gegliederten Pfeilern vereinigt den Wänden anhängen, wie bei XI. 1. a, und solche, welche als einzelne Stäbe Anwendung finden, theils an flachen Wänden, XII. 4, theils an den Kanten der Pilaster und in den Winkeln der Nischen und Fenster-Stufen XX. 3; zuletzt als Saum an den rechtwinklichten Ecken der Pfeiler XV. 10, und XVII, 9, auch wohl der äussern Mauerecken an Chören, Schiffen und Thürmen vorkommen.

Weiter unten werden wir sehen, dass diese Cylinder sowohl in verjüngter als unverjüngter Form häufig auch mit Ornamenten überkleidet sind.

Wenn die Classe der Cylinder, welche nicht zur freien Aufstellung, sondern zur Verbindung mit Pfeilern und Mauern verwendet wurde, der Regel nach der Verjüngung entbehrte, so ist nicht zu übersehen, dass dennoch diese Verjüngung im elften Jahrhundert häufiger, zuweilen auch noch im zwölften, ja selbst zu Anfange des dreizehnten sich noch finden lässt. So werden in St. Ursula zu Köln die Gurtbögen der Gewölbe in Vorhalle und Nebenschiffen von verjüngten Halbsäulen unterstützt; gleiche Halbsäulen theilen noch in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Aussenwände der Nebenschiffe in Felder an der Abtei-Kirche Petersberg zu Erfurt; verjüngte lange und starke Cylinder reichen im inneren Chore von St. Gereon zu Köln aus der Zeit um 1150 vom Fussboden bis zur Decke, während auch die Säulchen der äussern Nischen dieses Chores verjüngt sind, weshalb wohl angenommen werden dürfte, dass unverjüngtes Cylinder-Werk in Deutschland erst nach 1150 typisch wird. Zuletzt ist des Portales der Capelle zu Kloster Heilsbronn bei Nürnberg zu erwähnen, wo um 1200 noch verjüngte Säulchen in die Ecken zu stehen kommen.

Die Säulen-, Cylinder- und Pfeiler-Sockel.

Der Normal-Sockel fast aller Gegenden ist der sogenannte attische, welcher aus einem vierseitigen Untersatz oder Plinthe, einem Pfühl oder Rundstab, der Einziehung und einem kleineren oberen Pfühl besteht, wobei noch beliebig Riemchen sich zwischen die Pfühle und Einziehungen legen, so an den deutschen Sockeln XXII. 3 und XIII. c, an dem italienischen XII. 12 und 2, dem französischen XVI. 12 und dem englischen mit runder Plinthe VIII. b und XXIV. 2. Besonders ausserhalb Deutschland und Italien wird dieser attische Fuss entweder vereinfacht oder reicher gestaltet, oft ganz verdrängt durch willkührliche Formen, zu welchen sich zuweilen Zuschrägungen gesellen. Letztere Art siehe VIII. 6 von Rochester Castle; aus der Krypta zu Oxford X. 11. und der zu Winchester 13 und 15; bei VII. 8, 9, und 17; und der deutschen Kirche zu Gernrode VII. 16. Mit attischen Gliedern in vereinfachter Anwendung VII. 15. a, und VIII. 3. an den Kirchen von Echternach bei Trier und Minden, wobei zu bemerken ist, dass die älteren deutschen Sockel sich oft durch Steilheit auszeichnen. Sockel, welche die attischen an reicher Gliederung übertreffen, enthalten entweder mehrere Stufen unter der Plinthe, wie XVII. 1.b., XVIII. 12., XXV. 4; und XXIII. 7. von der Cathedrale zu Durham; oder eine förmliche Wiederholung des attischen Fusses XXIV. 2. und XXII. d; oder mindestens die Wiederholung einzelner attischer Glieder. In England nimmt meist die Plinthe runde Form an, während in andern Gegenden, namentlich in Deutschland, die vierseitige Plinthe an den vier Ecken mit Knollen oder Blättchen sich verbindet, welche auf dem untern Pfühl ruhen, nach der Plinthe sich herunter neigen und beide Glieder vermitteln. Um 1200 gestalten diese Eckstücke sich zu sehr mannigfachen nnd reichen Blättchen, Köpfen u. s. w. wie XXIX. 15 bis 18 vom Dome zu Magdeburg, bei XIV. 4. am Portal von Cösfeld, bei XII. 12. an einem italienischen Sockel von St. Ambrosio zu Mailand und bei XIX. 9. von der französischen Kirche zu Fecamp. In welchem Zeitalter diese Eckstücke aufkamen, lässt sich noch nicht feststellen. In der sehr alten Kirche St. Ursula zu Köln kommen knollenartige Verschrägungen, bei Paulinzelle eine umklammernde Wasserschräge vor XII. 16; ebenso wieder Knollen bei St. Godehard zu Hildesheim von 1133 XIII. 3; wir finden aber auch blosse Knollen und Verschrägungen im Dome zu Bamberg und selbst in St. Patroclus zu Soest XXV. 4, aus der Zeit nach 1200, wo schon längst zierliches Blattwerk im Gebrauch war. In Deutschland fehlen diese Eckstücke selten, und wir möchten annehmen, dass die reichere Blätterbehandlung um 1200 erst gebräuchlich wird. In England kommen diese Eckstücke wahrscheinlich der runden Plinthe halber selten zur Anwendung, dennoch treffen wir sie bei X. 11, bei XXIV. 13 in der Cathedrale zu Canterbury, und bei VIII. 6. sogar in Verbindung mit runder Plinthe. Die Sockel von Kloster Lausnitz in Thüringen XIV. 11. sind sehr eigenthümlich, weil sie sich mit umgekehrten Capitälen verbinden. Noch ist derjenigen Cylinder zu erwähnen, welche jedes Sockels entbehren, weil sie erst in gewisser Höhe entstehen. Sie beginnen entweder schwebend über Consolen, wie in St. Trinite zu Caen bei XX. 2. b. und in S. Sebald zu Nürnberg bei XXVII. 5, auch mittelst blosser Verschrägung wie bei XXVI. 14; oder sie entwickeln sich in verschiedener Art aus den Ecken der Massen wie bei XIV. 8. 9. von Konradsburg. Bei XVII. 9. hängt der Cylinder unterhalb mit eigenthümlichen Polstern zusammen.

Die Capitäle.

Kein Zweig der romanischen Kunst verbreitet sich zu mannigfacherm Formen-Reichthum als die Gestalt und Dekoration der Capitäle.

Gruppiren ihre verschiedenen Arten sich auch zu leicht unterscheidbaren Familien, so sind doch wieder der Uebergangs- und Mittelglieder so viele, dass man oft in Verlegenheit geräth, zu welcher Classe man sie am füglichsten rechnen dürfte.

Das Würfel-Capitäl hat unstreitig nordischen Ursprung und erzeugt sowohl das normännische als das germanisch-romanische. Das antik-romanische dagegen entstammt dem römisch-griechischen und erzeugt das Stengel-Capitäl. Zwischenglieder und viele Eigenthümlichkeiten sind unmöglich in bestimmte Familien zu bringen.

Das Würfel-Capitäl entstand aus dem einfachen Bedürfniss, das vierseitige Auflager über den runden Säulen mittelst Verschrägung in Harmonie zu setzen. Beispiele der einfachsten Art finden wir in England X. 16, in Italien XII. 2, in Dänemark XII. 6, und es hat nicht nur in allen bis jetzt bekannten Gegenden Eingang gefunden, sondern auch neben der Entwickelung der vielen andern Gattungen sich bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, und zwar selbst in einfachster alter Form noch behauptet; so z. B. in der von Hein-

rich dem Löwen gegen 1200 erbauten S. Martinskirche zu Braunschweig XV. 10. a, und der Durhamer Cathedrale XXIII. 6.

Auf seine Enstehung mögen vielleicht die Capitäle von St. Vitale III. 10. Einfluss geübt haben, denn an diesen sowohl wie auch an den Capitälen von St. Marcus zu Venedig VI. 7. half man sich ebenfalls durch Verschrägung, doch sind unsere Würfel-Capitäle unbedingt viel älter als die letztere venetianische Gattung. Besserer Ausbildung gingen sie dadurch entgegen, dass ihr halbkreisrunder Schild mittelst eines Streifen eingefasst wurde, dessen Ende unter einem spitzen Winkel verlaufen XIII. 3; oder auch dadurch, dass der Schild unterhalb mehr unterschnitten wurde, wie bei VII. 4. Noch zierlicher macht sich der Doppelschild bei dem Capitäl VII. 3. vom Strassburger Münster, während die dreimal geschilderten Capitäle von der Cathedrale zu Minden VIII. 3. mit ihren unterhalb verlaufenden Wulsten an die normännischen Capitäle erinnern, dabei aber viel nüchterner erscheinen, als jenes von Strassburg.

Den normännischen Capitälen, von welchen eine grosse Anzahl englischer bekannt sind, liegt das Würfel-Capitäl zum Grunde. Sie finden vielfache Abwechselung entweder dadurch, dass mehrere kleinere Würfel-Capitäle um einen einzigen Cylinder sich umherreihen, oder einzelne Capitäle mit mehrfach grösseren und kleineren Schilden wechseln, deren jedes unterhalb in Wulste sich verläuft. Mehrere Würfel-Capitäle als Kranz um starke Cylinder gereiht aus der Zeit um 1100 bietet die Cathedrale von Norwich bei IX. 8, und noch um 1200 die von Durham XXIII. 6. Weiter wurde für ungewöhnlich breite Cylinder ein einziges friesartiges Capitäl dadurch erreicht, dass eine Menge kleinerer Schilder sich an einander reihen, wie bei IX. 6 und 11 aus der Cathedrale von Peterborough. Zierlicher macht sich das Capitäl VIII. 11. aus der Christ-Kirche zu London, wo kleine Schilder zwischen die grösseren eingelassen sind; ebenso das kleine Capitäl XVIII. 14. mit kleinen Eckschildchen. Zur reichsten Entwickelung dieser Art dürften indess wohl die Capitäle XVIII. 5. aus der Krypta der Cathedrale von York und XVIII. 8 und 10 von den Arkadenpfeilern aus der Kirche zu Steining in Essex zu rechnen sein. Mit eigenthümlich eingezogener Verschrägung erscheint das Capitäl VIII. 5. aus der Mitte des elften Jahrhunderts. Aus der Normandie ist uns von dieser Gattung normännischer Capitäle nur das aus der Kirche St. Trinite zu Caen XX. 2. b. bekannt, wo die Schilder in Abständen zu einander durch ihren untern Verlauf Reifen bilden.

Das germanische Capitäl charakterisirt sich theils durch die eigenthümliche Entwickelung seines Laubwerkes, theils durch seine Form. Die letztere besteht darin, dass es ohne Bezeichnung von Seitenschildern sich unterhalb verrundet, und oberhalb aus demselben Gefühl, welches den Baumeister von St. Vitale bei III. 10. noch einen keilförmigen Aufsatz anbringen hiess, mit einem ähnlichen Auflager sich verbindet, welches theils die Deckplatte vertritt, theils als Fortzetzung und zweites oberes Glied des Capitäls zu betrachten ist, und ungleich glücklicher wirkt, als jenes alte Glied zu Ravenna. Zuweilen besteht dieses Auflager nur in einer gegliederten Platte, meist aber ist es hoch genug, um dem Capitäl entsprechend Ausschmückung aufzunehmen. Aus der Zeit ums Jahr 1000 finden wir dergleichen Capitäle in der Kirche zu Gernrode V. 10; um 1133 in S. Godehard zu Hildesheim XIII. 4 bis 7; um 1200 zu Kloster Konradsburg am Harz XIV. 10; um 1220 noch in der Schloss-Capelle zu Freiburg an der Unstrut XXV. 2; ferner im Kreuzgange der Carmeliter zu Bamberg XXI. 7; in St. Mathias zu Trier um 1130 XII. 11; in Italien in St. Ambrosius zu Mailand XII. 7. Der Kapitäl-Kern in XII. 11. und XIII. 5. lässt dabei die Abstammung vom Würfel-Capitäl nicht verkennen, während die Capitäle der letztern Zeit, z. B. die von Freiburg und das Capitäl von Toscanella im Kirchenstaat XXV. 2 und 16, Kelchform annehmen, und somit gestreckter erscheinen als die älteren. Aus England und Frankreich sind diese Art uns nicht bekannt, denn die französischen Capitäle bei XIX. 1 und 2 haben nur eine starke Deckplatte, und die englischen aus der Kirche zu Steining XVIII. 7 bis 11 sind zwar von oben nach unten hin mehrfach gegliedert, bei ihrer geringen Höhe aber doch immer nur mehr als Friese zu betrachten. Weiter haben unsere deutschen Capitäle das Eigenthümliche, dass da, wo die Säulen als Gliederung sich an einander oder an Pfeiler anschliessen, der Capitäl-Schmuck sich auch zuweilen um die gesammte Zusammensetzung zieht, wie im Dome zu Naumburg bei XVII. 6. Dennoch sind nicht sämmtliche deutsche Capitäle mit einem Auflager versehen, welches als zum Capitäl gehörig erscheint, sondern es behält auch oft die Deckplatte ihren besonderen Charakter, z. B. bei XXV. a. von St. Patroclus zu Soest, wie überhaupt jene reichere Formation vorzugsweise im Innern verwendet wurde.

Dieser zweiten einfachern Weise sind auch die französischen Capitäle XI. 7 und 8, und XXVI. g. verwandt; so wie die englischen VIII. 10 und X. 6 bis 9 von der Oxforder Cathedrale; nicht minder die von XVIII. 3 bis 6 vom Jahre 1171 aus der Krypta der Cathedrale zu York, und ist zu bemerken, dass die englischen sämmtlich starken Cylindern angehören.

Der Ausschmückung, welche diesen Capitälen namentlich in Blatt- und Rankenwerk zugetheilt ist, begegnen wir weiter unten und finden hier nur zu bemerken, dass das Blätterwerk das Capitäl um so mehr als germanisch characterisirt, je mehr es in seiner eigenthümlichen Entwickelungsweise sich bewegt, abgesehen von antikisirenden Ideen, welche z. B. das Capitäl XIII. 7. beherrschen.

Antik-romanische Capitäle kann man zwei Arten unterscheiden. Die eine lässt dem verschrägten Kern seine volle Gestalt und begnügt sich damit, durch leichtes Stengelgewinde mindestens entfernte Aehnlichkeit mit dem corinthischen Capitäl zu erreichen, wie die englischen Capitäle IX. 9. und die französisch-normännischen XX. 1. a., aus welchen in sorgfältigerer Ausführung die von IX. 10 und XX. 2. b, d und e entstanden.

In Italien entwickelten sich hieraus die corinthischen Capitäle von Toscanella XXV. 11. 12. 16, und von Montefiascone 14, welche dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehören, doch sind wir zur Zeit ausser Stande, diese Entwickelung näher zu verfolgen. Aber auch in England und Deutschland, obgleich dort das normännische, hier das germanisch-romanische Capitäl dominirten, hatte die antikisirende Richtung Eingang gefunden und bewegte sich in der andern oben angedeuteten Weise. Man begnügte sich nämlich nicht, für die Aehnlichkeit des Corinthischen mit bloss angehängter Windung, sondern zertheilte den Kern des Capitäls meist in zwei Reihen grosser dicker Blätter. So in sehr alter Zeit in der Stifts-Kirche zu Essen IV. tz., und später um 1133 bei XIII. 7. Aus Vermischung beider Gattungen entstand in weiterer Durchbildung gegen 1200 eine dritte Art, welche wieder zu einem festen Typus gelangte und nicht nur in England und Frankreich Geltung gewann, sondern an vielen ideutschen Werken ausschliesslich zur Anwendung kam. Es sind diess die Capitäle mit kugelartigem abstehendem Blattwerk an breiten gerippten Stengeln, welche Stengel so in zwei Reihen über einander gefügt sind, dass je ein unterer Stengel zwischen zwei obere zu stehen kommt.

Am Bamberger Dome befinden sich fast nur Capitäle dieser Gattung XXII. 3 und XXVI. 14; doch kommen sie zu häufiger Anwendung erst nach 1200, wo sie in den meisten Bauwerken mit den deutsch-romanischen Abwechselung bilden. Auch in England und Frankreich sind sie uns von derselben Form bekannt, so in der Cathedrale von Canterbury XXIV. 1, und von Bayeux von 1180, XIX. 5.

Das Laubwerk an Capitälen, Friesen u. s. w.

So sehr einerseits das Laubwerk vom Charakter der Capitäle unzertrennbar ist, eben so sehr herrscht der jedesmalige Zeit-Charakter des Capitäl-Laubs auch im gleichzeitigen Blattwerk für alle übrigen Architectur-Theile, welches uns bestimmte, diesen ornamentalen Theil der bessern Uebersicht halber zusammen zu fassen, zu Gunsten der Capitäle indess ihn diesen unmittelbar nachfolgen zu lassen. Laubwerk fand nicht nur Verwendung bei Capitälen, sondern auch an Friesen, ja zuweilen an den Wulsten und Leisten der Portal-Einfassungen, Portal-Bögen, im Tympanum, auf den Säulenschaften, so wie in allerlei vierseitigen und runden Arabesken.

Das Blattwerk zerfällt in germanisch-romanisches, antik-romanisches und fettblättriges, wobei die erstere Art vornehmlich sich häufig mit vielem Stengelgerinne verbindet. Zuweilen kommen Vermischungen zweier oder aller dieser Gattungen vor.

Germanisches Laubwerk finden wir aus der Zeit ums Jahr 1000 an den Capitälen der Gernroder Kirche, in sehr primitiver Form, V. 10. Composition und Schwung der Blätter erscheinen einfach und steif. Die Blättchen werden durch eingetiefte Rinnchen gestreift, und liegen wenig erhoben, gleichsam wie angepresst. Der nämliche Blatt-Styl wiederholt sich an den Friesen der Capitäle XIII. 4 und 6, an letzteren auch auf den Schuppen. Die Formung und Gruppirung zeugt indess schon von mehr Geschmack, die Rinnchen theilen die Blättchen präciser, auch tritt der Blattschmuck schon kräftiger vor. Stabwerk flechtet sich, wie zu Gernrode, sparsam durch. Das Portalfeld XVII. 5, aus der Zeit von 1150 bis 80, enthält einen sinnigen Versuch, diese gleiche Blatt-Manier zur Ausfüllung eines grössern Feldes zu verwenden.

Zuletzt begegnen wir um 1200 bis 1220 noch einmal ganz dieser selben Blätterweise als Capitäl- und Friesschmuck, bei XXII. 4 und XXV. 2; an beiden Werken aber zu geschmackvoller Composition und höchst gefälligem Blätter-Schwung durchgebildet.

Das Capitäl XII. 11, die normännischen Capitäle XI. 7 und XXVI. g., gehören dieser nämlichen Gattung an, wie auch das englische von Oxford VIII. 10.

Inzwischen hatte sich eine Nebenart der eben besprochenen entwickelt, welche mehr oder weniger das Stengelwerk vorherrschen lässt, und in seiner vollkommneren Ausbildung die Stengel an den Seiten zierlich

einsäumt, in der Mitte mit Kugelschnüren oder viereckigen Höckerchen als Rippen versieht, zuletzt jeden Stengel in Blättchen verendet. Dieses eigenthümliche Laubwerk wird noch dadurch höchst effectvoll, dass es bei tiefer Untermeisselung vor dem Capitäl-Kern frei vortritt. Schon der Fries des Bamberger Domes XXII. 4 gehört grossen Theils hierher; mehr noch das Capitäl XIV. 10, vollständig dagegen das Capitäl des Naumburger Domes XVII. 6, und in höchster Anmuth die Capitäle und Friese vom Cösfelder Portal XIV. 4; das Capitäl XXV. 3; und die Arabesken 2, die Friese 3, 4, und die Baldachin-Console 6. XXVIII. von der Cathedrale zu Münster. Gleiches Laubwerk ist ausserhalb Deutschland uns nicht bekannt, doch gehören gewissermassen hierher, aus England das Capital X. 9 und der Fries 17; die Blatt-Arabesken in XXIV. 5; und die Capitäle 3 und 6 XVIII., sowie aus Italien die Tympanen von Toscanella XXV. 11. 12.

Das fettblättrige Laubwerk ging hervor aus dem Vorbilde des alt-römisch-griechischen und der mangelnden Kunstfertigkeit, um solches nachzuahmen. Gleichwohl erzeugte dieser Mangel alsbald eine durchgebildete Selbstständigkeit, wie am Capitäl XIII. 7 und den englischen X. 6, 7 und 8; sowie zuletzt das schöne Stengel-Capitäl XXII. 3. Die Folge wird uns lehren, welche wichtige Entwickelung das dreizehnte Jahrhundert gerade aus diesen Capitäl-Formen zu ziehen wusste.

Das antik-romanische Blattwerk ahmte mit möglichster Sorgfalt das griechisch-römische nach, wurde in Italien vorherrschend, fand aber auch in Frankreich, Deutschland und England Anwendung. Siehe die italienischen Capitäle XXV. 14. und 16. und die Capitäle an beiden Portalen von Toscanella, sowie die Akanthus-Blätter auf den Portalbögen bei 12, während hier der unterste Wulst, sowie auch der Wulst bei 11 wieder das germanische Laub theilen; zuletzt den italienischen Fries XV. 6. Aus England das Capitäl XXIV. 3 von der Cathedrale zu Canterbury, aus Frankreich das Capitäl XVI. 11. aus dem Kreuzgange zu Arles; zuletzt das Capitäl XXIX. 8 vom Dome zu Magdeburg.

Die Deckplatte der Capitäle und Pfeiler, das Sims- und Leistenwerk

können wir füglich hier gemeinschaftlich betrachten, weil die Gliederungen aller ein und denselben Formen unterliegen. Hauptverschiedenheiten kommen hier dreierlei in Betracht.

Die einfachste Art besteht aus Platte mit senkrechtem Abschnitt, Unterschrägung und einer zweiten senkrechten Platte, XXV. a; oder nur aus Platte und Schrägung X. 11; aus Platte, einer kleinen Aufschrägung und breiteren Unterschrägung, X. 15. 16; ebenfalls XVIII. 13, 14, 17; zuletzt aus Platte, Unterschräge, Aufschräge und starker Unterschräge, XX. 2. b. Diese Arten aus geraden Gliedern waren vorzugsweise in England und Frankreich beliebt. Die zweite Gattung besteht aus flachgekrümmten Unterzug, Viertelrundstäben und Riemchen. Die Abwechselung, Aufeinanderfolge und Wiederholung der einzelnen Glieder ist dabei sehr willkührlich. So bei deutschen Werken IV. x, VII. 3,4, XXII. 3 und XXVII. 9; bei englischen VIII. 11, X. 13, und XVIII. 6, 10; bei französischen XXVI. f. Diese Art erhielt in Deutschland vor der erstern den Vorzug, beginnt in der ältesten Zeit und erhält sich bis nach 1200. Die dritte Gattung copirt der Hauptsache nach den umgekehrten attischen Fuss, unterscheidet sich von der vorigen durch tiefere Einziehung und kraftvolleren Rundstab, wobei die Zusammensetzung willkührlich, reicher und einfacher, zuweilen auch in der Art auftritt, dass Einziehung und Rundstab sich in einem Schwunge bewegen, ohne zwischengelegtes Riemchen. Obgleich der attische Fuss zu allen Zeiten bekannt war, findet dieses Profil vor 1150 seltner, häufig dagegen um 1200 Anwendung. Beispiele siehe: deutsche bei XIII. b, XV. a, XVII. 6; XXII. 4, englische bei XXIII. 11, und italienische bei XXV. 12. So mannigfaltig jede dieser Hauptgattungen sich zusammenfügt, entstehen wieder noch unzählige Arten durch ihre Vermischung, deren unsere Tafeln in Menge bieten. Weiter sind noch einige Motive der Aufmerksamkeit werth, weil sie Ausnahms-Formen bilden. So der angelsächsische Leisten VII. 13; der runde Wulst mit Verzierung, welcher fast ohne weitere Gliederung das Gesims vertritt X. 4, über den Fenstern des englischen Thurms zu Castor, und im deutschen Portal XIV. 4 von Cösfeld; die starke Unterhöhlung des Dachgesimses von St. Godehard zu Hildesheim XIII. 9; das Dachgesims von Paulinzelle XII. 15. Endlich ist noch des einfachen Gesimses zu gedenken, welches zugleich nach oben und unten sich verschrägt, und in England fast durchgängig die normännischen Wände in verschiedene Höhen-Abtheilungen sondert, XXIII. 9, zuweilen auch in der Normandie, XI. 2. c. Häufig ist es mittelst zugespitzter Eintiefungen ornamentirt wie bei VIII. 14.

Die Friese.

Der Bogenfries besteht aus Reihen aneinander gefügter Halbkreise, und verleiht der deutschen und italienischen Architectur ihren so eigenthümlichen Reiz und Charakter. Zeit und Art seines Entstehens ist unbekannt, und es scheint, dass er im elften Jahrhundert nur selten erst Anwendung fand. Wir sind geneigt anzunehmen, dass der angelsächsische Fries im Portal VII. 10. und der Fries unter dem Dachgesims der Capelle zu Altenfurth bei Nürnberg IV. 11, welche in eingetieften Halbkreisnischen bestehen, als seine Vorläufer betrachtet werden dürften. An den Thürmen der alten Gernroder Kirche V. 3 laufen Nischenüberdeckungen hin, welche die Erfindung des Frieses nahe legen, auch befindet sich ein ihm ähnlicher Schmuck an dem obern Theile der Deckplatte des Capitäls von St. Marcus in Venedig, VI. 7. Im Begriff vollständig, erscheint er darauf im Innern der Kölner Kirche zu Ursula, IV. 6. Drei und drei Bögen correspondiren hier innerhalb mit drei gleichen auf der Aussenseite, nur sind ausserhalb die Bögen neben den Fenstern mit Säulchen unterstützt, hier also Nischen, welche die nahe Beziehung der freistehenden Fries-Bögen zu denen über Nischen bezeugen. Im Innern kommen diese Friese selten vor, ausserhalb laufen sie aber unter den Hauptgesimsen der Chöre, Absiden, Schiffe und Thürme hin; häufig, besonders an Thürmen wiederholt an verschiedenen Stockwerken, wie an den Domen von Bamberg und Worms. An den Dachgiebeln begleiten sie die Giebelschräge, auch machen sie zuweilen, unter grössere Halbkreisbögen gespannt, eine aufsteigende und abfallende Bewegung, wie in den Nischen der Absis von St. Gereon XIV. 15. Selten laufen sie über grössere Strecken ohne Unterbrechung fort, sondern es findet diese meist dadurch statt, dass eine gewisse Anzahl Bögen ins Nischenwerk als dessen oberer Schluss eingespannt erscheinen. Wenn kleinere Arkaden-Gallerien unter dem Hauptgesims hinlaufen, fallen diese Friese der Regel nach fort; Ausnahmen finden aber statt, wenn diese Arkaden fensterartig sich gestalten, wie an der Absis des Domes zu Bamberg XXII. 2.

Wenn die Sonderung der Wandnischen nicht mittelst Säulchen, vielmehr durch Mauerstreifen stattfindet, wie am Dome zu Worms XV. 9, so correspondirt das Profil dieser Mauerstreifen meist mit dem der Bögen, und die romanische Kunst steht in eigenthümlicher Eleganz da, wenn eben dieses Profil reich gegliedert erscheint, wie am Baptisterium von Padua und dem Dome von Worms XV. 5 u. 9. Seit 1200 wird häufig ein Stäbchen dieser Gliederung mit der Verzierung XXV. 17 versehen, wodurch diese Eleganz noch gewinnt. Zuweilen ruhen die Bögen unterhalb auf kurzen wagerechten Linien, häufig auf Consolchen. Bei vorkommenden Consolen, wenn deren Kanten nicht rechtwinklicht bleiben, geht das Verschrägungsprofil entweder ebenfalls an den Seiten der Console herab XIV. 19, oder es stösst auf die Console auf 18, oder es wird zu unterst durch Ausschweifung beseitigt XV. 13. Die einfache Haltung dieser Friese wie bei XXVII. 9, ist die zu allen Zeiten am häufigsten vorkommende, weil zu sorgfältigerer Behandlung immer nur das Vorhandensein feineren Sandsteins oder Marmors einladen konnte, dennoch giebt es unzählige Arten von zierlicherer Gestalt. Bei XIII. 10 springen zwei rechtwinklichte Stufen ein, die vordere in zwei Absätzen verschrägt, die hintere mit Seitenwindungen; doch erscheint das Ganze noch recht plump. Der Fries XII. 14, obgleich älter, ist ansprechender. Die Bögen verbinden sich zu unterst mittelst stumpfer Spitze und das Verschrägungsprofil läuft ums Ganze. Bei 13 von der Kirche zu Treuenbrietzen und am Chor von S. Tommaso 4 durchschneiden sich diese Bögen; ein nicht sehr häufiges, in Backstein oft recht plump gehaltenes Vorkommen. Bei XIV. 16 stuft sich wieder ein rechter Winkel ein, während die Consolchen des innern schmälern Streifen tiefer herunter hängen. Bei 17 sind die langgestreckten Pflanzen-Consolen eigenthümlich, und bei 18 in seltener Weise der dreiseitige Raum über dem Bogenprofil nach rechts und links eingetieft. Bei XV. 11 sind zwei kleinere Bögen zwischen jeden grösseren gespannt. Bei XXII. 4 der Raum unter jedem Bogen mit einer Pflanzen-Arabeske verziert. Die brillanteste Weise ist aber unstreitig die mit blättergeschmücktem Profil und Bogen bei XXVII. 6 von St. Sebald in Nürnberg und XXIX. 35 von der französischen Kirche zu Bocherville. In England kommt dieser Fries seltner vor, und so viel uns bewusst, auch in Frankreich nicht häufig. Bei VIII. 7 von der Cathedrale zu Peterborough verbindet sich ein oberer Kreis mit je einem untern; bei 8 von der Kirche zu Rumsey immer zwei Bögen zu näherer Stellung ohne Console. Der Fries bei 9 von der Kirche zu Iffley mit kleinen Bögen im Grösseren und Giebelformen gehört schon dem dreizehnten Jahrhundert an. In der Kirche zu Steining XVIII. 12 läuft ein einfacher Fries nach deutscher Art hin. Waren die obigen englischen meist schwerfällig, so erscheint um so eleganter der auf dem Wulst der Bogenspannung des St. Peterstburmes in Northampton, XXIV. 5. a. Perlenschnürchen umziehen hier die Rundung, und das Dreieckfeld füllt Pflanzenwerk.

Der Consolenfries, so geordnet, dass Consolchen unmittelbar das Gesims unterstützen, vertritt in England und der Normandie, vielleicht auch meist im übrigen Frankreich die Stelle unserer Halbkreisbögen-Reihen. Auch in Italien kommt er häufig vor, meist mit kleinen, dem Zahnschnitt ähnlichen Consolen, VII.5; ist auch den Halbkreisbögen zugegeben, wie bei XII.4 am Chore. Der Schmuck der französischen und englischen Consolen besteht meist in angefügten Menschen- und Thierköpfen und Blattwerk, wie bei X.4. XI.2 d. 3 und 4. An der Cathedrale von Durham befindet sich die Gestalt von Schildern XXIII.10. Eigenthümlich in ihrer Art sind die deutschen Consolen XXVI. 7. 8. aus der Gegend von Trier. Noch müssen wir hier eines Motivs erwähnen, welches zwar nicht zu den Consolen gerechnet werden darf, aber weniger noch als hierher sich irgend einer andern Formen-Classe beiordnen lassen will. Es ist dies die Weise, in welcher die gegliederte Ecken-Verschrägung des Pfeilers XIV.7. sich oberhalb zierlich in umgeschlagene Blätter ausbaut. Zuweilen bildet sich bei ähnlicher Eckenbehandlung auch am untern Verlauf dergleichen Blattwerk, und kommen dergleichen Ecken auch häufig an Portal und Fensterstufen vor.

Der Würfelfries bei XIII.7. über dem Capitäl besteht in kleinen vierseitigen Feldern, von welchen eins ums andere sich eintieft, und die untere Fortsetzung der Eintiefung in der nächsten Reihe wieder das obere Glied bildet. Er kommt in Deutschland vielfach vor, so in Paulinzelle im Innern des Schiffs über den Arkaden, an der Petersberger Kirche zu Erfurt unter dem Hauptgesims des Nebenschiffes. Eine Modification desselben bei 8, aus dem Schiff und Chor von St. Godehard, besteht darin, dass jeder Würfel sich unterwärts abrundet. Eine weitere Verwendung dieses Motivs zieht die einzelnen Felder nicht zurück, sondern lässt sie in derselben Fläche, stellt sie aber nach Art des Flechtwerks in Reihen und verrundet jedes Feld nach beiden Seiten, wie an den Wulsten der Portalbögen von XIV.4 und XXV.12, oder es wechselt mit Rollen und Zwischentiefen wie XIV,20 vom Dome zu Worms und der englischen Kirche zu Stoneleigh. Ein weiteres verwandtes Flechtwerk schmückt den Säulenschaft XIV. 13.; muschelförmig ausgehöhltes das Capitäl XXV.a.

Der Schuppenfries, dachschindelförmig, kommt über dem Säulen-Capitäl XIII.5 mit aufwärtsgekehrten Schuppen vor, XXVIII.11 mit abwärts hängenden am Münster zu Bonn; in eben der Art als Verzierung der Wandfläche über den obern Fenstern des Castor-Thurmes zu Northampton X.4.

Der wagerechte Zickzackfries XXII.4, in Form kleiner über Eck gestellter Steinchen, findet sich namentlich in Deutschland vielfach verwendet.

Gemischte Ornamente.

Die Diagonal-Würfelschnur, auch Nagelkopf-Ornament, besteht aus Würfeln, die man sich nach der Cubus-Diagonale halbirt, und dann in Hälften neben einander gefügt denken muss, doch ist die Erhabenheit meist von platterer Form.

In England kommt sie vor an St. Ethelred zu Norwich XIV.21, und in Deutschland häufig als Blattrippe, wo dann die Würfel mit der Rippe nach der Blattspitze hin sich verjüngen.

Die Würfel-Brillantschnur entsteht, wenn von den geneigten Flächen der vorigen nur Riemchen stehen bleiben, und zwischen diesen tiefere Quadrate eingesenkt werden XXV.17. Wir kennen diese Formation nur an deutschen Werken, wo sie seit 1200 reicheren Gliederungen aus glatten Stäben als bunter Stab zugesellt ist, und ihnen einen ausgezeichneten Reiz verleiht; so am Chor des Domes zu Magdeburg und an den Thürmen der Cathedrale zu Halberstadt, an den Pilastern und dem Rundbogenfries.

Teppichmuster aus geraden Linien mit geneigten Ebenen. Die einfachsten Muster bestehen in über Eck gestellten Quadraten oder verschobenen Vierecken, von welchen jedes nach Art der obigen Schuppenmuster, nach dem obern Winkel sich eintieft; so über den untern Fenstern des Castor-Thurmes zu Northampton bei X.4, und in den Nischen-Feldern von St. Trinite zu Caen XX.3. Sternchen im Quadrate gezeichnet und eingetieft X.5.a. Quadrate ins Kreuz getheilt und nach dem Mittelpunkte eingetieft kommen am Dome von Bamberg vor bei XXII.n; dieselben mit Kügelchen in der Mitte am Portal der Castle Acre Priorey in England XVIII. 24. a. Die kleinen Quadrate mit der Diagonale halbirt, und die Hälfte nach dem rechten Winkel hin eingeschrägt im Portal-Tympanum XVIII.18. Stehende Quadrate durch die Diagonale halbirt, und die Halbseite nach dem Spitzwinkel vertieft VIII.14. Ueber Eck gestellte Vierecke nach der einen Langseite hin eingesenkt im Tympanum IX.14. Alle diese letztern kennen wir nur aus England, und kommt es in Deutschland wohl höchst selten, in

England und der Normandie aber häufig vor, dass diese und viele andere Muster nicht nur zu Friesen, sondern auch zur Tapezirung der Nischen und Wandflächen angewendet wurden.

Geometrische Verschlingungen. Entweder bestehen die hierher gehörenden Figuren rein aus Linien, meist wohl geraden und Bogenlinien durch einander, oder es mischt sich Blätterwerk unter, welches als Ausläufer der Enden benutzt wurde. Wo dieses Blattwerk die Oberhand gewinnt, gehören die Compositionen noch zu der geometrischen Verschlingung, insoweit, als sie sich gleichmässig um einen Mittelpunkt bewegen, wie z. B. XXVIII. 2. a. b. c. f. g. h.; während d und e nur die Natur des oben behandelten Capitäl- und Fries-Blattwerks theilt. Auf gleichem Fuss mit a bis h stehen auch die englischen Arabesken XXIV. 5. b, c und d; der Schlussstein XXIII. 14, und der Capitäl-Schmuck X. 7. Geometrische Linien-Verschlingungen der ersten Art bestehen selten aus lauter geraden Linien, wie XXIV. 5. e, sondern aus gemischten, wie f und g; und die Muster bei XII. 7, welche letztere besonders auf Flechtwerk hindeuten, welches denn auch in sehr einfacher Art über den Arkaden-Bögen der Cathedrale von Bayeux XIX. 5. den Wandschmuck bildet. Die Linien sind entweder einzelne Stäbchen oder mehrere neben einander hinlaufende, auch wechseln platte und gerundete ab. Flechtwerk kommt im ganzen Abendlande vor, in Deutschland nicht häufig, in Italien schon in St. Vitale, wo es als Fries das Capitäl III. 10. umläuft. Dagegen ist häufig angewendeter Schmuck die Verschlingung nach Art von XII. 7. von St. Ambrosius in Mailand, und XXV. 15. von Toscanella, zu welcher auch das Capitäl XIII. 4. gehört, während das Capitäl-Ornament XI. 8. seltner, und der Fries XVIII. 22. wohl nur in England vorkommen.

Kugel- und Eierform. Die letztere wird, so viel uns bekannt, nur zu Schnüren verwendet, wie im Portal XII. 8; mannigfaltiger dagegen die erstere. In Schnüren steht die Kugelform X. 9 über dem Stengel-Gerinnsel des Capitäls; XVIII. 31. in der Hohlkehle des gewundenen Säulenschaftes; XXIV. 4. an den Gesimsen. Kugeln in gewissen Abständen in verwandter Anwendung finden wir X. 20. in den Rosen; XXII. 2. in den Hohlkehlen der Absis-Fenster; XXIII. 14. im Schlussstein. Vereinzelt sind die Kugeln in anderweite Muster eingelegt, in den Portal-Bögen XVIII. 24. bei a; in den Fries bei 27, auch in den Schlussstein XXIII. 14. Die Verwendung der Kugelform gehört gleichfalls dem gesammten Abendlande an. Gebohrte Kugeln, durch Stabwerk verbunden zu Wandmustern XVIII. 27, sind wohl meist englische Verwendung.

Das Zickzack. Einfach, nach Art des Halbkreisbogenfrieses, und hier sehr nüchtern, umläuft es als oberstes Glied das englische Capitäl XVIII. 11; in Frankreich bei XX. 3. bildet es etwas complicirter unter den Consolen einen Fries. In Italien kommt diese Gattung gleichfalls vor, scheint dagegen in Deutschland nicht Anklang gefunden zu haben. Dagegen fand der normännische Zickzack, auch Kallenschnitt genannt, eine grosse Verbreitung über das ganze Abendland, und die häufigste, auch wohl früheste Anwendung in der Normandie und in England. Er besteht in Rundstäben, Einziehungen und Riemchen, welche mehr oder minder zahlreich und abwechselnd, dabei parallel mit einander die Bögen umlaufen, und zuweilen auf Platten, zuweilen auf wulstigen Unterlagen ruhen. Als Schmuck um englische Portale sehen wir ihn bei XVIII. 18, 19, 20, 24, 25; um englische Arkaden-Bögen bei X. 3. XVIII. 7; um Nischen, Fenster und Rundfenster bei X. 5. Aus der Normandie am Arkadenbogen bei XIX. 5; und an den Thurmfenstern von St. Trinite bei XX. 1. In Deutschland am südlichen Portal des Domes zu Bamberg, bei XXII. 2; und in Italien bei XXV. 11. am Portale zu Toscanella. In Deutschland kennen wir ihn noch an Portalen des Regensburger Schottenklosters, und der St. Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; sowie an den Stirnbögen des westlichen Chores im Wormser Dome, und an den Bögen der Gewölbe im Kreuzgange zu St. Emmeran in Regensburg. Ein einfacher Zickzack-Wulst findet sich an den Diagonal-Rippen der Cathedrale zu Münster XXVIII. 10, gehört aber hier einem Bauwerk der nächsten Periode an. Zuletzt haben wir noch auf den Zickzack aufmerksam zu machen, welcher häufig die englisch normännischen Pfeilercylinder umzieht, wie bei X. 3; und zuweilen auch in Deutschland vorkommt, wie bei XIV. 12.

Ein weiteres sehr reiches Ornament hatten die englisch-normännischen Baukünstler dadurch gewonnen, dass sie entweder auf derselben Fläche, oder geradwinklig über Eck ihren Zickzack von zwei Seiten mit den Spitzen gegen einander stossen liessen. Ein Vorkommen ersterer Art siehe am sehr reichen Fenster XVIII. 23; eines der andern Weise, wobei die zierliche Eintiefung mit einem Rundstabe versehen wurde, bei XVIII. 25. a.

Der Mäander kommt nicht so häufig vor, als der Zickzack. In Deutschland kennen wir ihn nicht, in der Normandie hingegen bei XX. 2. g; in welcher Art er sich auch an der englischen Cathedrale von Lincoln zeigt. Eine weitere Verwendung des Mäanders ist unstreitig der Fries XVIII. 26.

Spiralförmige Windungen. Entweder wickelt sich nur ein vereinzeltes spiralförmiges Band um einen inneren ungewundenen Kern, wie am Arkadenbogen bei XVIII. 7. a. und an den Säulchen des Capitel-Saales von Bristol XXIV. 10; oder die ganze Walze besteht aus dicht aneinander hängenden Windungen. Als ein einfaches,

vielverbreitetes, und vornehmlich wieder in England häufig vorkommendes Motiv letzterer Gattung ist die sogenannte Schiffstauverzierung zu betrachten, in England unter anderen beim Portal der Castle Acre Priorey XVIII. 24. b; in Deutschland am Portal der Capelle von Kloster Heilsbronn. An Säulen kommt ausser der Schiffstauform auch mannigfache Abwechselung vor an Rundstäben, Einziehung und Riemchen; die Einziehung zuweilen mit Friesen geschmückt XVIII. 30. 31. von der englischen Kirche zu Ockendon. Aehnliche, nur minder reiche Säulenschafte sind in der deutschen Kirche zu Konradsburg, und überhaupt häufig in allen bekannten Gegenden des Continents. Aus St. Trinite zu Caen in der Normandie siehe den Fries XX. 2. c., dessen Windung aus Wulst und Diagonal-Würfel-Schnur besteht, und bei dem Hildesheimer Capitäl XIII. 4. zwei sich umwickelnde Drähte als Fries zwischen dem obern und untern Theil, während die Ecken des untern das Schiffstau einfasst.

Gravirungs - Muster finden sich zuweilen in der Weise vor, dass man glatte Leisten oder Wulste mit Figuren bedeckte, indem die Räume zwischen den aufgezeichneten Figuren Eintiefung erhalten; so an dem Capitäl von St. Marcus VI. 7; am Fries X. 18. von der englischen Abtey Malmesbury; am Fries vom Dome zu Worms XV. 14.

Einlagen und Ueberschläge in Hohlkehlen und über Wulste. Einziehungen und Hohlkehlen mittelst eingelegter Ornamente auszustatten, entfaltet sich am mannigfachsten wieder in England. Zu den einfachsten Versuchen dieser Art gehören die kleinen Quadrate bei VIII. 12. d.

Bei dem deutschen Säulenschafte XIV. 14. kommen Eicheln als Einlagen vor. Zu den ansprechendsten Einlagen gehören dagegen trichterförmige Pyramidchen, welche aus vier unterwärts runden Blättchen zusammengesetzt sind. Sie kommen in gewissen Abständen von einander in England sowohl, wie z. B. an der Abtey Glastonbury VIII. 15. vor, wie in Deutschland. Hier z. B. an einem Portal der Regensburger Schottenkirche und nach 1200 an den Giebelgesimsen der Capelle zu Heilsbronn XXI. 10. Ihre Entstehungsweise kennen wir nicht, in weiterer Entwickelung der englischen Kunst finden wir sie dagegen wie bei XXIV. 1, 2 u. 3. dicht aneinander gerückt, und hier in der Wirkung sehr ähnlich der deutschen Würfel-Brillant-Schnur XXV. 17. Namentlich in der englischen Architectur des dreizehnten Jahrhunderts bilden diese Schnüre den Hauptschmuck in der Einziehung der vielfältigen Gliederungen. Sie bewegen sich alsdann aber nicht mehr mit geraden Schenkeln pyramidal, sondern mit einer Einbiegung, so dass die Spitze am steilsten erscheint.

Gleichwie die Einziehungen Einlagen erhielten, so auch die Wulste Auflagen, z. B. bei VIII. 13. e. die kleinen Quadrate. Zuletzt giebt es Verzierungen, welche zugleich als Einlagen und Ueberlagen, aus den Hohlkehlen über die Wulste sich erstrecken; bei VIII. 13. f. kleine Giebelchen mit Halbrosetten; bei XI. 9. Blattwerk und gekrümmte Stäbchen; bei XVIII. 21. 23. Vögel mit übergreifenden Schnäbeln; bei der französischen Kirche zu Bocherville XI. 9. Blattwerk und Bandstreifen.

Das Doppel-Kegelmuster, bei XVIII. 24. c, scheint wieder England eigenthümlich anzugehören; wie nicht minder

das Spitzschnabel-Ornament bei XVIII. 19. a; ferner

das ausgeränderte Pilaster-Werk XVIII. 28. a.

Die Medaillen-Verzierung kommt hingegen, obwohl in England und Frankreich am häufigsten, so doch im ganzen Abendlande vor. In England bei XVIII. 19. b. an der Kirche zu Iffley, und XX. 5. an einem Portal der Priorey Dunstable; in Frankreich an der Kirche zu St. Denis am Portal; in Deutschland in sehr einfacher Art am Portal zu St. Peter in Görlitz.

Figuren von Menschen und Thieren, die letztern namentlich in ungeheuerlichen und phantastischen Gestalten, deren Bedeutung wir noch nicht zu ergründen vermögen, in zahlloser Menge an Capitälen aller Länder und Zeiten; nicht minder an Friesen und in Portalbögen. Meist sind dieselben mit Pflanzenwerk verschlungen, zuweilen in Medaillons eingefasst, oder auch in ununterbrochener Reihenfolge. Freistehende Figuren sind, namentlich an den Portalgewänden, noch äusserst selten, dagegen häufiger das Portal-Tympanum mit Darstellung aus der heiligen Geschichte ausgestattet.

Rückblick und Schluss.

Wenn es uns nur annähernd gelingt, die gangbarsten Verzierungs-Weisen gruppenweis zu betrachten, muss die Erfindungsgabe der Alten Bewunderung erregen; und diese um so mehr gesteigert werden, wenn wir bedenken, wie viele alte Formen uns noch unbekannt sind, und zu wie mannigfaltigen Modificationen die hervorstehendsten Verwendung fanden. Dennoch ist nicht zu leugnen, dass der Erfindung und Bestimmung dieser Formen zum grössten Theil unbeschränkte Willkühr zum Grunde lag, mithin diejenige Nation für die Kunst die

meisten Verdienste theilt, welche weniger auf Mannichfaltigkeit und Reichthum als auf prinzipmässige Anständigkeit Rücksicht nahm. Prinzipmässig kann die romanische Kunst indess nur in sofern gelten, als sie sich im Vorgefühl derjenigen Formen bewegte, welche später die germanische Kunst gestaltete, die romanische also vor-entwickelt hatte, im Gegensatz zu dem zufälligen Beiwerk, welches von aussen her sich anhing, und auch wieder wegfiel ohne Einfluss auf den innern Kern. Deutschland gehört der Ruhm, wenn auch nicht die gerechtfertigtsten Ornamente für sich allein geschaffen, so doch mit Nüchternheit meist die nachhaltigsten ausgewählt zu haben. Die deutsche Architectur beschränkt sich auf Capitäl- und Friesschmuck, und hierbei vorzugsweise wieder auf ihr Blätterwerk, wogegen die mehr constructive Gliederung, also nachhaltigere Bemühungen, sie in Anspruch nahmen.

In der normännischen Kunst, sowohl Englands als Frankreichs, herrscht dagegen das willkührliche Ornament in einer solchen Weise vor, dass selbst die Nischen und Wandfüllungen nicht ohne Verzierungsmuster verbleiben durften. Den uns minder bekannten Werken des übrigen Frankreichs und Italiens scheint zuletzt auch noch selbst die Consequenz abzugehen, mit welcher der normännische Styl seine Formen schuf und verwendete, denn in jenen südlicheren Gegenden finden wir minder selbstschöpferische Motive, als vielmehr ein Durcheinandermengen nicht allein der Formen des Nordens, sondern auch der Antike. Wir verweisen nur auf die Portale von Toscanella XXV., von welchen 11. das nordische Zickzack und nordisches Blattwerk, das andere degegen vorzugsweise antiken Akanthus enthält.

Altäre, Kanzeln und Lettner sind aus unserer Kunstperiode uns zu wenige bekannt, dass wir zur Zeit mehr vermögend wären, als von jeder Gattung mindestens ein Beispiel mitzutheilen.

Der Hochaltar aus der Klosterkirche zu Wechselburg in Sachsen XVII. 2. besteht in einem Aufbau, welcher mit dem obern Schluss des Kreuzes fast zum Gewölbe emporreicht. Seine Entstehungszeit fällt bald nach 1200. Unterhalb enthält er zwei Durchgänge nach der östlichen Absis, und oberhalb zwischen zwei Oeffnungen in Viertelkreisform eine weite und hohe Durchsicht, gleichwie zur Aufnahme eines Gemäldes eingerichtet. Die Kanzel aus derselben Kirche 3., mit bildlichen Darstellungen aus der heiligen Geschichte, ist um so mehr zu den Seltenheiten zu rechnen, als dieselbe wie der Altar mit freistehenden Figuren, mit ungemein schönen Reliefs ausgestattet ist. Der Lettner aus der Cathedrale zu Naumburg in Sachsen trennt den östlichen Chor von dem Kreuzschiffe ab. Zwei Thüren mit vorliegenden Treppen, weil nämlich der Chorflur der unterhalb liegenden Krypta halber bedeutend höher liegt, führen zum Chore hinauf. Die Hinterseite besteht aus einer Wand, die vordere aus drei Arkadenbögen, während zwischen beiden Gewölbe ruhen, und die obere, von der Nischengallerie umschlossene Emporen tragen. Die Säulchen schliessen sich zu vieren um einen innern runden Kern, 1. a.

Von romanischen Holzbau ist bis jetzt ausser mehreren Kirchen Norwegens, XIV. 1. 2. nichts bekannt. An jenen Kirchen finden wir, was die Ornamentik betrifft, eine Nachahmung der Baukunst in Stein, welche vornehmlich an die deutschen Motive der Zeit um 1200 sich anschliesst. So z. B. die hölzernen Würfel-Capitäle in der Kirche zu Urnes, und die Stengel-Verschlingungen um die Kirchenportale zu Borgund, Urnes und Hitterdal, welche frappante Aehnlichkeit mit den Capitälen des Naumburger Domes XVII. 6. theilen.

Die Sculpturen.

Die meisten Sculpturen dieser Zeit sind noch in Unbekanntschaft verhüllt. Von wenigen erst besitzen wir Nachrichten, sehr schwankende Würdigungen und bestenfalls unzuverlässige Zeichnungen. Mit Sicherheit können wir deshalb hierorts nichts weiter mittheilen, als etwa ein Verzeichniss der namhaftesten, deren man am meisten aus Italien kennt. Am Dome zu Modena befindet sich eine Reliefdarstellung, meist Scenen der Schöpfungsgeschichte, gefertigt durch Guillelmus 1099. Scenen des neuen Testamentes von Demselben erscheinen zur linken Seite des Einganges an St. Zeno in Verona; auf der rechten Seite die Schöpfungsgeschichte von Nicolaus. Von Letzterem zieren auch ein Weltgericht und die Passion Christi die Façade des Domes zu Ferrara. Eine Reliefdarstellung der Kreuzigung arbeitete Benedetto Antelami 1178 für den Dom zu Parma; Robertus 1151 den Taufbrunnen von S. Frediano in Lucca mit rohen unverständlichen Darstellungen; Gruamons um 1166 an S. Andrea zu Pistoja die Anbetung der Könige, und an S. Giovanni Fuorcivitas ein Abendmal. Die Sculpturen an den Portalen des Baptisteriums zu Pisa verrathen mehr als die vorigen Sinn für Verhältnisse, Bewegung und Anordnung; ebenso die an der Kanzel in S. Leonardo bei Florenz.

Während die italienischen Meister darauf bedacht waren, durch Beifügung ihres Namens ihren Ruhm zu sichern, begnügten die Deutschen sich mit dem christlichen Opfer, und man forscht vergeblich ihren Namen nach.

Vielfältig findet man in Deutschland Sculpturen aus Stuck gearbeitet, welcher unter der Hand des Verfertigers sich fügsamer zeigt als Darstellungen aus hartem Gestein. Die Kirche zu Westergröningen bei Halberstadt enthält einen Heiland nebst den Aposteln; die Lieben Frauenkirche zu Halberstadt an den Wänden, welche Chor und Querschiff trennen, in sitzender Stellung den Erlöser, die heilige Jungfrau und die Apostel; ein Portal-Tympanum an St. Godehard zu Hildesheim Halbfiguren von Christus und zwei Heiligen.

Steinsculpturen befinden sich im Bamberger Dome an den Wänden, welche den Georgenchor von den Nebenschiffen trennen, auf einer Seite den Erzengel Michael und zwölf Propheten, auf der andern die Verkündigung und zwölf Apostel. Ebenso füllen hier Figuren zwei Portale aus, das eine an der nördlichen Langseite, das andere unterm südöstlichen Thurm. Ueber Gelungenheit und Styl dieser Arbeiten nach der blossen Beschreibung uns zu verbreiten, halten wir um so mehr für nutzlos, weil gründliche Urtheile und Studien im Bereich der Sculptur unerlässlich an Abgüsse gebunden sind, indem selbst sorgfältige Zeichnungen nie vollkommen ausreichen. Einige Werke aber müssen wir hier vorzugsweise bezeichnen, weil sie wegen ihrer ungemeinen Schönheit und Styl alle übrigen Leistungen Deutschlands wie Italiens weit hinter sich zurücklassen, und den Kunstkenner um so mehr überraschen, als weitere Anzeichen für eine Schule, aus welcher so Treffliches hervorgehen konnte, bisher noch nicht aufgefunden sind.

Es sind dies die Sculpturen an Altar und Kanzel zu Wechselburg, welchen wir bereits oben begegneten und in der goldenen Pforte zu Freiberg im Erzgebirge, welche, wenn man nach der mit ihnen verbundenen Architectur schliesst, der Zeit bald nach 1200 angehören müssen. Die Reliefs der Kanzel enthalten an der Vorderseite den thronenden Heiland mit den Symbolen der Evangelisten, die heilige Jungfrau und Johannes zu den Seiten; dann, als Symbole des Opfertodes, Abrahams Opfer und die Erhöhung der ehernen Schlange auf der einen, und Abels Opfer auf der andern Seitenfläche. Der Altar enthält zu oberst einen Christus am Kreuz zwischen Marien und Johannes, unterhalb mehrere Reliefgestalten alttestamentlicher Figuren. Altar und Kanzel waren mit Bemalung ausgestattet, welche am Altare noch am besten erhalten sein soll.

An der goldenen Pforte stehen zwischen den Säulen alttestamentliche Figuren; das Tympanum enthält die Anbetung der heiligen drei Könige; und die Figuren-Menge in der Bogenwölbung, unter welchen die heilige Dreieinigkeit, Engel, Apostel, Märtyrer und Heilige vorkommen, scheint die triumphirende Kirche darstellen zu sollen.

Zuletzt enthält die Wechselburger Kirche noch den schönen Grabstein ihres Stifters, des 1190 gestorbenen Grafen Dedo IV. und seiner Gemahlin. Die Bildnisse beider sind kräftige lebensvolle Gestalten mit stark geschwungenen Gewändern, in unabhängigem Styl von älteren Traditionen.

Metallarbeiten scheint man zur Zeit in grösserer Zahl zu kennen, als Stein-Sculpturen. Namentlich bewahrt Italien eine nicht unbedeutende Anzahl metallner Thüren, und manch anderweite Arbeiten byzantinischen Ursprungs, z. B. die goldene Tafel des Hauptaltars in St. Marco in Venedig, mit Schmelzen und Edelsteinen ausgelegt, deren Anfertigung man 976 in Constantinopel betrieben hatte. Die 1823 zu Grunde gegangenen Bronzethüren von St. Paul zu Rom wurden 1070 durch „Stauracius den Giesser" wie die Inschrift besagt, in Constantinopel gefertigt. Die bildlichen Darstellungen auf diesen Thüren waren eingegraben, und mit Gold, Silber und Schmelzen ausgelegt. Aehnliche Thüren befinden sich noch in der Kirche auf dem Berge Gargano im Neapelschen und an St. Marcus zu Venedig. Bronzethüren, deren Beschaffenheit man noch nicht genau kennt, soll es weiter geben an der Cathedrale zu Amalfi von 1062; in S. Salvatore zu Atrani von 1087, in den Cathedralen von Salerno, Canosa, in der Schloss-Capelle von Palermo, in den Cathedralen von Benevent, Ravello, Trani und Monreale auf Sicilien, in welcher letzteren Kirche sich zwei Thüren befinden, deren eine in Felder getheilt, Reliefs von Aposteln und Heiligen enthält. Sehr rohe Bronzereliefs befinden sich über dem Portal von St. Zenone zu Verona. Die Bronzethür im Baptisterium des Laterans gefertigt von den Brüdern Hubertus und Petrus aus Piazenza, gehört schon dem Jahr 1203 an, und enthält nur eine einzige Relieffigur in würdiger Fassung, ausserdem architectonische Verzierungen. Silberne Altarbekleidungen sind im Dome von Citta di Castella und in St. Ambrosio zu Mailand.

In Deutschland kennt man zwei grössere Bronzewerke jener Zeit: die ehernen Thürflügel des Domes zu Hildesheim vom Jahre 1015, und eine eherne Säule, einst in St. Michael, jetzt auf dem Domhofe zu Hildesheim stehend. Die ersteren sind 16 Fuss hoch und enthalten acht Scenen alten und eben so viel neuen Testamentes in Relief. Die Säule, deren Capitäl nebst Crucifix bereits fehlen, hat $13\frac{1}{2}$ Fuss Höhe, und enthält in spiralförmig sich fortwindender Darstellung die Geschichte des neuen Testaments von der Taufe Christi bis zu seinem Einzuge in Jerusalem. Ferner enthält der Mainzer Dom zwei eherne Thüren ohne bildliche Darstellungen vom Erzbischof Willigis; der Augsburger Dom zwei Flügel mit biblischen Scenen vom Jahre 1070. Das Grabmonu-

ment König Rudolphs von Schwaben im Dome zu Merseburg 1080 bietet in flachem Relief die Figur des Königs auf einer Bronzeplatte. Hier ist byzantinischer Styl unverkennbar. Der sogenannte Crodo-Altar zu Goslar, an welchem vier knieende Figuren zu Trägern dienen, scheint nur mehr fragmentarisch erhalten zu sein. Der Kaiserstuhl aus dem Dome zu Goslar mit gegossenen Lehnen aus Blumen-Ranken und Ornamenten, befindet sich jetzt in Berlin.

Braunschweig bewahrt noch auf seinem Domplatz das Denkmal Heinrichs des Löwen, nämlich einen ehernen Löwen als Standbild; Hildesheim im Dome ein ehernes Taufbecken mit erhabenen Darstellungen in meisterhafter Arbeit. Von Goldschmiede-Arbeit ragt hervor der über vier Fuss lange vergoldete Sarkophag des heiligen Godehard im Dome von Hildesheim mit Bildern der Apostel und anderer Heiligen. Eine Altartafel, von Heinrich II. im Dome zu Basel gestiftet, wurde in neuerer Zeit nach Frankreich verkauft. Die Vorderseite eines Altartisches zu Komburg in Schwaben zeichnet sich zugleich durch sehr schöne emaillirte Farben-Ornamente aus. Emaillirte Gründe hinter den Figuren finden sich weiter sehr häufig an kleinen Reliquienschreinen, deren mehrfach noch vorhanden sind. Meist werden die Figuren auf dieser farbigen Unterlage nur durch gravirte Umrisslinien bezeichnet. Elfenbein-Schnitzwerke wurden zur Verzierung der Bücherdeckel und der Reliquienschreine verwendet. Zwei elfenbeinerne Reliquienkästen befinden sich in der Schlosskirche zu Quedlinburg; reichgeschnitzte Bücherdeckel aus dem Dome zu Bamberg jetzt in der Münchener Hofbibliothek, und ein ausgezeichnetes Schnitzwerk von Elfenbein, ein Crucifix, besitzt der Dom noch, angeblich aus der Zeit vom Jahre 1008. Neben den Reliquienschreinen sind auch Taufbecken, letztere meist steinerne, von runder oder achtseitiger Gestalt, in Menge erhalten, so wie auch zierliche hölzerne in den Kirchen Norwegens.

Die Malerei.

Die gehaltreichsten Ueberlieferungen zur Beurtheilung der Malerei der Alten enthalten die Miniaturbilder in den Handschriften. Evangelien-Bücher, welche Kaiser Otto II. anfertigen liess, und deren sich in den Bibliotheken zu Gotha, Trier und Paris befinden, ferner viele Handschriften aus dem Bamberger Domschatz, welche zu München aufgehoben werden, enthalten deren in Menge. Als Gegenstände der Darstellung waren Symbole beliebt, welche dem Inhalt der Apokalypse entlehnt wurden. Der Styl der Ausführung war annähernd dem byzantinischen, mit feiner Technik, sehr lebhaften Farben und goldenen Zierrathen.

Ueber Wandmalerei jener Zeit lässt sich für jetzt nur so viel sagen, dass sie sämmtlich seit Jahrhunderten unter der Kalktünche begraben liegen, jetzt aber nach und nach wieder manches Stück zum Vorschein kommt, wie z. B. in der Kirche zu Unsern Lieben Frauen in Halberstadt und im Dome zu Bamberg.

In Italien wurden wieder Musiv-Gemälde ausgeführt, vornehmlich in den Kirchen, welche die Normänner in Sizilien ausführten, ferner in St. Marcus zu Venedig, im Dome von Torcello bei Venedig, und die Darstellung eines Weltgerichts in der Kuppel von St. Giovanni zu Florenz. Die Vorderseite des Domes von Spoleto enthält ein Mosaik, welches Solsernus 1207 verfertigte.

Wandmalereien, die Geschichte der Apostelfürsten Petrus und Paulus enthaltend, befinden sich in St. Piero in Grado bei Pisa.

Glasmalereien sollen bereits um den Schluss des zehnten Jahrhunderts im Kloster Tegernsee in Baiern gestiftet sein, und auch im Schiff des Domes zu Augsburg sind dergleichen, welche man noch der romanischen Periode zuschreibt. Sie bestehen in einfachen Umrissen, welche durchsichtig glänzende, colorirte Gläser ausfüllen.

Dritter Abschnitt.

Der Uebergang aus dem romanischen in den frühgothischen Styl. 1200 bis 1230.

Der ununterbrochene Entwickelungsfaden, welcher von der griechischen Baukunst durch die römische, die frühchristliche und romanische sich verfolgen lässt, läuft auch von dieser durch die verschiedenen Stufen des gothischen oder Spitzbogenstyls hindurch. Der letztere verdankt mithin sein Entstehen nicht etwa einer plötzlichen, vom romanischen unabhängigen Erfindung*), sondern nur der Einführung einzelner neuer Formen in die vorhandene Bauweise, welche nach und nach deren Bedingungen durchdrangen und umformten.

Sobald diese neuen Formen im romanischen Styl in der Art überhand zu nehmen beginnen, dass derselbe sein bisher verfolgtes Rundungsgesetz wissentlich aufgiebt, bezeichnet man seine Bauweise bereits als Uebergangsstyl, während auf der entgegengesetzten Seite dieser Uebergang auf dem Punkte als endigend zu betrachten ist, wo er sein gewonnenes Resultat an die Entwickelung abliefert, welche gänzlich von früheren romanischen Formen absehend, die inzwischen gewonnenen eigenthümlichen Formen des Gothischen zu vervollkommnen strebt. Dieser Uebergangsprocess zerfällt in zwei Abtheilungen, in deren ersteren noch die romanische Ornamentik vorherrscht, während in der späteren die neu gewonnenen Constructionsformen dominiren, als Grundzüge für den nachfolgenden germanischen Bau.

Wir wären nun bei dem Punkte angelangt, welcher die ersten Keime für den Uebergangsstyl, und somit für den nachfolgenden gothischen bezeichnet wissen will. Bisher galt die Form des Spitzbogens für diese Quelle, wir müssen aber dieser Ansicht nicht nur widersprechen, sondern auch sogar die Behauptung hinzufügen, dass der Spitzbogen allein, so wenig wie bei Saracenen und Normannen in Sizilien, eben so wenig auch bei uns den spätern Styl hätte nach sich ziehen können.

Vielmehr sind wir der Meinung, wenn es sich um ein erstes entscheidendes Motiv handelt, wir als solches die Diagonal-Rippen des Gewölbes zu bezeichnen haben. Diese brachten die entschiedene Sonderung zwischen tragenden und füllenden Gliedern zuerst zum Bewusstsein, und riefen folgerecht als nächstes neues Motiv die äusseren Stütz- und Strebe-Pfeiler zu Hülfe, als zweites erst den Spitzbogen, weil er besser trägt und minder seitwärts schiebt als der Rundbogen. Doch ist mit allen dreien der gothische Styl noch nicht gewonnen, vielmehr nur erst, wie wir unten sehen werden, die Consequenz des romanischen Styls zum Durchbruch gelangt, um weitere Entwickelungen zu ermöglichen.

Von den characteristischen Formen dieser Epoche sind einige, wie z. B. Gewölbegurte, Strebepfeiler, Spitzbogen und gewisse Capitäl- und Fenster-Formen, für die Folge nachhaltig; andere vorübergehend; und die letzteren theils noch als weitere Entwickelung des romanischen Characters, theils als solche zu betrachten, welche weder dem romanischen Styl noch dem germanischen entsprechen wollen, also ausschliesslich der Uebergangs-Weise zugehören.

*) Nachdem C. R. Lepsius (Siehe die Anmerkung Seite 62) das eilfte Jahrhundert zuerst mit durchgebildetem Spitzbogen-Gewölbe bauen, und dann wieder zu dem nämlichen unbeholfenen romanischen Styl zurückkehren lässt, welcher sich damit begnügen musste, die schmalen Nebenschiffe nothdürftig mit runden Gewölben zu überspannen, knüpft von Bernewitz an diesen Irrthum einen zweiten an, nämlich die Ansicht, dass das deutsche Volk durch die Bekanntschaft mit römischer Kunst, bis zur Durchbildung seiner eigenen, einen annützen, weiten Umweg habe machen müssen. Ohne römischen und romanischen Styl, vermeint er, hätte man mit der Erfindung und Vollendung des Spitzbogenstyls viel eher zu Stande kommen müssen. Es beruht diese Folgerung auf dem modernen Aberglauben an plotzliche Entwickelung erhabener Ergebnisse aus negativem chaotischem Gewirre. Siehe Allgemeine Bau-Zeitung. 1845. S. 385.

Der Spitzbogen *).

Der Spitzbogen, in Stelle des bisher allgemein angewendeten Rundbogens, kommt in unserer Architectur in dreifacher Hinsicht in Betracht; nämlich als bloss geometrische, als technische und endlich als ästhetische Form.

Der geometrische Spitzbogen, welchen ein weiterer Zweck nicht begleitet, als zur Abwechselung mit dem Rundbogen zu dienen, kommt vor dem Beginn unseres Jahrtausends an maurischen Bauwerken vor, und mit mehr consequenter Anwendung zunächst bei den normannischen Bauwerken in Sizilien. So bei der Cathedrale von Cefalu, begonnen 1132; in St. Giovanni degli Eremiti zu Palermo von 1132 VIII. 1. An beiden Kirchen wechselt er mit Rundbogen, und hat hier keine weitere Bedeutung als eben diese Abwechselung. In der Capella Palatina zu Palermo von 1132, XVI. 2. finden wir ihn mit mehr Consequenz, ohne Rundbögen in den Fenstern und den Arkaden des Schiffes; nicht minder in der Cathedrale von Palermo XVI. 1., erbaut von 1170—85, wo die oberen Theile der Thürme bereits dem Uebergangs-Styl angehören, der Spitzbogen in diesen Thürmen somit also schon eine erweiterte Bedeutung theilt.

In England tritt nach Henry Gally Knight der Spitzbogen vereinzelt auf, zuerst seit 1180 in einigen Arkaden der Kirchenschiffe und in Fenstern, um 1202 an der Cathedrale von Winchester, in der Capelle zu Lambeth um 1207. Zwar nimmt M. H. Bloxam an, dass viele Gebäude mit Spitzbögen in Arkaden und Fenstern um fünfzig Jahre früher entstanden wären, doch blieb solches bisher unerwiesen.

In Frankreich wechseln an der Kirche d'Ainay zu Lyon die rund geschlossenen Fenster mit spitzbogigen Portalen ab XXIII. 2. In Deutschland findet sich unter den uns bekannten Monumenten der älteste Spitzbogen in den südlichen Fenstern des hohen Kirchenschiffes zu Kloster Bürglin bei Jena aus dem zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts **). Die spitzbogigen Arkaden der Memmlebener Klosterkirche gehören der Zeit um 1200 an, und stehen nicht mehr als vereinzelte Form da, weil zu dieser Zeit in den Arkaden der Spitzbogen fast allgemein gebräuchlich wurde. Weitere sichere Beispiele vereinzelter Spitzbögen sind uns in Deutschland nicht bekannt, weil die übrigen vorkommenden entweder technische oder auch theilweise ästhetische Bedeutungen erstreben.

*) In einer Zeit, wo es der Gelehrtthuerei gelang, die Wissenschaft zu ersetzen, wurde denn auch der Boden der wirklich in arger Dunkelheit ruhenden Kenntniss mittelalterlicher Baukunst ein beliebter Tummelplatz für literarische Abenteurer von allerlei Art. Wenn einige dabei ein ehrliches Verfahren suchten, so lagen ihnen dennoch die Mittel zu fern sich aus dem Chaos zu erheben, welches durch neue Schwindeleien immer wieder Zuwachs an Verstrickung gewann. Die ganz oberflächlichen französischen Windbeuteleien halten wir nicht weiter einer Beachtung werth, wohl aber haben die Bemühungen der Engländer bereits im verwichenen Jahrhundert Treffliches gefördert. Die Forschungen der Deutschen, wenn unsere Bibliotheken es ihnen ermöglicht hätten an das im vorigen Jahrhundert schon erschienene wichtige Werk „Ancient Architecture of England v. J. Carter“ anzuknüpfen, hätten vor länger als einem Vierteljahrhundert bereits den heutigen Resultaten sich nähern müssen, während wir jetzt eine Literatur vor uns haben, auf deren verschiedene Krankheiten man nicht sorgsam genug aufmerksam machen kann um die verbreiteten Irrthümer endlich auszubannen.

Fast dreissig Jahre lang glaubte man dem Ursprung der gothischen Baukunst nachzugehen, sobald man die Erfindung des Spitzbogens fest zu stellen wüsste, als ob ein Zeitalter, welches den Rundbogen-Styl zu harmonischer Durchbildung zu führen vermochte, mit der geometrischen Form des Spitzbogens noch gänzlich unbekannt gewesen sein könnte. Jeder in der Architectur vorkommende Spitzbogen wurde als Quelle der spitzbogigen Baukunst betrachtet, und ein diesfallsiges Monument mindestens den gothischen Anfängen zugezählt. Aber auch dieser Irrthum wurde nicht einmal ehrlich behandelt, sondern scheinbarer Kenntniss halber oft mit absichtlichen Unwahrheiten verbunden. Der Franzose d'Agincourt leitet die Erfindung des Spitzbogens von zwei sich spitzbogig durchkreuzenden Baumästen ab. Der Engländer Hall (Essayon the Origin, History and principales of Gothic Architecture, London 1813.) ist dann gleich dabei den ganzen gothischen Bau aus einem Korbmacher-Flechtwerk von Pfählen und Weidenruthen herzustellen.

Der Deutsche Costenoble leitet gleichfalls den gothischen Steinbau aus nothwendig vorauszusetzender Holzconstruction her.

Büsching (Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Bauart, Breslau 1821) macht wohl zuerst darauf aufmerksam, man müsse fragen: wann trat der Spitzbogen als durchweg die Gebäude bedingende Regel, als Grundsatz einer neuen Bauart ein? Er wurde indess meist übersehen, bis endlich wieder Professor Kugler in seiner Kunstgeschichte den zufälligen vereinzelten Spitzbogen von dem Spitzbogen mit nachhaltigen Folgen sondert.

**) C. Heideloff (der Spitzbogen in der Architectur der Alten, Nürnberg 1842—43. Seite 10) führt eine Menge Orte an, wo der Spitzbogen an Gebäuden zur Zeit Carls des Grossen angewendet sein soll, s. z. B. Speier, Hildesheim, Goslar, Fulda, Würzburg, Worms, Aachen, Mainz, Freising, Minden, Petershausen, Kremsmünster, Lorsch, Saalfeld, Tübingen, Osnabrück, Murrhard, Innsbruck, Meissen, Bamberg, Halberstadt, Bremen, Arnstadt, Eichstädt, Soest, Gandersheim, Mons, Corvey, Lüttich, St. Gallen, und behauptet noch hundert Orte anführen zu können. Das letztere glauben wir ihm, halten aber seine ganze Ansicht für einen Traum, und bemerken hier nur noch, dass das Fenster aus der fränkischen Saalburg, welches er als Beispiel seiner Schrift in Stahlstich beigegeben hat, seiner Behauptung nach in die Zeit vor Carl den Grossen gehören soll, der Wahrheit nach aber ein frühgothisches Fenster ist, welches durch seine Formen für die Zeit von 1230 bis 1250 spricht.

Von der Erfindung des Spitzbogens für unsere Baukunst dürfte wohl nicht mehr die Rede sein, doch machen wir zum Ueberfluss noch darauf aufmerksam dass lange Zeit vor bewusster Einführung, der Spitzbogen im Rundbogenstyl sich bereits von selbst bemerklich zu machen gesucht hat, sobald zwei oder mehrere Rundbögen sich durchschneiden, wie z. B. bei IX. 12.

Für technische Zwecke tritt der Spitzbogen auf, wo er in Stelle runder Trage-Bögen und Gewölbe Anwendung findet. Wer Halbkreisgewölbe zu spannen verstand, musste auch zugleich beobachten, dass in diesen vornehmlich die obersten Theile, welche den Schluss bilden, je nachdem sie der horizontalen Lage am nächsten traten, auch den meisten Druck nach unten wie nach den Seiten verbreiten, bei Spitzbogen-Gewölben dagegen dieser Missstand in dem Verhältniss sich mildern liess, als die Schenkel der Spitzbögen mehr oder minder steil aufsteigen durften. Sicher war dieser Umstand der Beweggrund, dass man zum Spitzbogen in Gewölben und Arkaden überging, während minder tragende Bögen, über Thüren und Fenstern noch unter dem Halbkreisschluss verblieben. Das älteste uns bekannte Spitzbogen-Gewölbe ist das im Mittelschiff von St. Martini zu Braunschweig, aus Heinrich des Löwen Zeit, 1180—90. Rippen kommen hier noch nicht vor, auch fehlen auffallender Weise die sonst immer gebräuchlichen Gurtbögen, welche die längeren Gewölbe in kleinere Vierecke sondern, deren dann jedes ein Kreuzgewölbe aufzunehmen pflegt. In St. Martini läuft vielmehr ein spitzbogiges Tonnen-Gewölbe das Schiff entlang, während andere dieses quer durchschneiden, so dass das ganze Gewölbe in einer Masse zusammenhängt, wobei denn auch die sonst gebräuchliche Ueberhöhung nach den Kreuzungspunkten hin wegfällt. Es verbreitet indess nicht nur den Eindruck der Schwere im Vergleich zu den durchgebildeten romanischen Halbkreisgewölben, sondern es ist auch zu beachten, dass die ersten deutschen Spitzbogengewölbe überhaupt, wie nicht vielmehr die Spitzbögen der Schiffs-Arkaden, sich wenig über den Rundbogen erheben, wodurch denn auch der technische Vortheil zunächst wenig Erheblichkeit hatte. Anders verhält es sich in England, wo wenigstens die uns bekannten Bauwerke mit viel gestreckteren Spitzbögen auftreten. In letzterem Lande gehören die frühesten Gewölbe dieser Art der Krypta der Cathedrale von Canterbury an, welche nach dem Brande von 1174 begonnen wurde.

In Deutschland enthält die Cathedrale von Worms bei runden Arkaden spitzige Gewölbe, die Cathedrale von Bamberg und die alten Theile von St. Sebald sowohl spitzbogige Gewölbe als auch Spitzbogen-Arkaden, wobei der Spitzbogen in letzteren schon sehr gestreckte Verhältnisse zeigt, XXVII. 5. Ueber die Aufführungszeit dieser drei Kirchen ist bis jetzt nichts bekannt, sicher aber gehören die Gewölbe bereits in die Zeit um 1200*), weil sie sämmtlich mit Diagonal-Rippen versehen sind. Spitzbogig und noch ohne Diagonal-Rippen sind die Gewölbe und Scheidebögen des Kreuzschiffes im Dome zu Merseburg; hingegen in St. Ulrich zu Sangerhausen die Gurtbögen rund und die Kappen mittelst Spitzbögen überhöht.

Als ästhetischen Spitzbogen haben wir denjenigen zu betrachten, welcher übereinstimmungshalber von den Gewölben und Arkaden auch auf die übrigen bisher halbkreisförmigen Bögen übertragen wurde.

*) Wiegemann (in einem Aufsatz über den Ursprung des Spitzbogenstyls in Deutschland) und in seinem Gefolge der Uebersetzer von M. H. Bloxam mittelalterlicher Kirchen-Baukunst Englands, Leipzig 1847, beide in die Fussstapfen der Lepsius'schen Irrthümer tretend, geben folgende Alter an: Das Kreuzschiff des Domes von Merseburg 1015—21; Dom zu Basel 1006—19; Dom zu Bamberg 1004—1012; die Stadtkirche zu Freiburg und St. Sebald zu Nürnberg in gleich alter Zeit.

Aehnlich irrthümlich verbreitete sich Franz Mertens (Paris baugeschichtlich im Mittelalter, Allgemeine Bau-Zeitung 1843. S. 159.). Nach ihm hätte es seit dem Jahr 1000 eine von der Bauweise der übrigen Gegenden abgesonderte Bauschule in Paris gegeben, welche die gothische Baukunst für sich allein cultivirt, während erst nach mehreren Jahrhunderten das übrige Abendland ihr nachgefolgt wäre. Zum Beweise für diese Aufstellung wird zunächst die Kirche St. Germain des Pres zu Paris angeführt, welche gegliederte Arkaden und Schiffs-Pfeiler mit gegliederten Gurt- und Diagonal-Bögen verbindet, wobei die Gewölbe-Kappen nach der Kreuzung hin hoch aufsteigen, und die Aussenwände mit Strebepfeilern versehen sind. Eine Kirche mithin aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wird als Grundstein für diese Bauschule in die Zeit von 990—1014 zurück versetzt, obgleich noch 1163 von Einweihung eines neuen Chores die Rede ist, welchem dann wohl die neuen Kirchenschiffe nachgefolgt sein werden. Als ein weiteres Entwickelungs-Glied aus dieser Schule soll darauf die 1080 erbauete romanische Kirche St. Remy zu Rheims gelten, (obgleich durchaus rundbogig, ohne Pfeilergliederung mit flacher hölzerner Decke), weil dieselbe über den Nebenschiffen Emporen enthält, und am Westende zwei Thürme, St. Germain dagegen nur einen Thurm besitzt, und dieses einzelnen Thurmes halber älter sein müsse. St. Lisard zu Meue, mit Spitzbögen und polygonem Chorschluss, also nach oder frühestens um 1200 errichtet, wird darauf wieder nach 1100 zurückgeführt und die Thurmfaçade von St. Denis zu Paris, ein Bauwerk von 1220 bis 1240 nach 1140; sowie die Cathedrale von Laon, siehe XXXIII, erbaut von 1230 bis 50, nach 1150 im Alter zurückversetzt. Nachdem nun der Verfasser eine Reihe Bauwerke willkührlich um hundert Jahre im Alter erhöht hat, folgert er daraus als Ergebniss: Spitzbogen, theilweise bereits gothische Bauwerke befinden sich in und um Paris zu einer Zeit als überall anderwärts dieser Styl unbekannt war, mithin müsse es in Paris eine für die bevorzugte Herstellung dieser Kirchen qualificirte Schule gegeben haben. Urkundliche Nachrichten über ein dergleichen Institut hat er dagegen auch nicht einmal anzudeuten vermocht.

Ein frühzeitiges Bild dieser consequenten Bogen-Veränderung giebt uns das Aeussere der Cathedrale von Palermo. Fenster, Nischen und Friese sind hier spitzbogig. Im übrigen Abendlande fand diese Neuerung nicht plötzlich Eingang, sondern es gehörten mehr als dreissig Jahre dazu, um den romanischen Rundbogen gänzlich zu verabschieden. Während dieser Zeit kommt es oft vor, dass beide Bogen-Arten an dem nämlichen Gebäude mit einander abwechseln, z. B. am Thurm der englischen Abtei Croyland XXIV. 9., in der Domkirche zu Limburg und in St. Sebald, XXVII. 4. 5. In England und dem Anschein nach auch theilweise in der Normandie tritt der Spitzbogen mit entschiedener steiler Form auf und erreicht hierdurch sehr bald einen Styl-Charakter, welcher, als spitzig aufstrebend, dem Rundbogenstyl schroffen Gegensatz bietet, eine Erscheinung, für deren vermittelnde Uebergangsstufen uns Bauwerke nicht bekannt sind, den Thurm von Croyland etwa abgerechnet, welcher indess das spätere Streckungsverhältniss bereits überwiegend ausdrückt. Die 1220 begonnene Cathedrale von Salisbury, XXXIV., und auch die normännische Kirche von Colomby, XXXI. 6. 7. 8., sind Beispiele dieser Art mit gestreckten Spitzbögen. Während die englischen Fenster oft ungemein spitz geschlossen wurden, wie die oberen XXXVI. 9. in der Lincolner Cathedrale, begnügte man sich in Frankreich und Deutschland mit stumpferen Bögen, ja es kommen in Deutschland noch sehr spät, vornehmlich an Thürmen, romanische Rundbögen vor, wie z. B. am Thurm der Kirche zu Freiburg XLI. 1., und dem Unserer Lieben Frauen zu Trier XL. 4., welche letztere in die Zeit zwischen 1227—44 fällt. In Italien zeigt sich der Spitzbogen in St. Bernardino zu Chiaravella, angeblich von 1172, sowie in der von 1231 ab erbauten Kirche von St. Antonio zu Padua, und in der oberen Kirche St. Francesco zu Assisi, welche 1230 beendigt sein soll.

Die Strebepfeiler.

Durchdrang diesemnach der Spitzbogen allmälig die gesammte Bauweise, namentlich der germanischen Länder, so hätte er dennoch für sich allein nichts weiter erreicht, als die Normänner Siziliens, nämlich eine romanische Bauweise mit Spitzbögen anstatt der halbkreisförmigen; am wenigsten hätte aus dieser alleinigen Umwandlung der Bogenform der nachmalige sogenannte gothische Styl sich entwickeln können, wenn nicht eine anderweite Grundidee sich der Baumeister bemächtigt hätte, nämlich die Sonderung der nicht tragenden Theile von den Hauptträgern. Den ersten Andeutungen für diese Begriffe begegneten wir bereits in den alten Bauwerken Ravennas; und gleiche Bezüge leiteten die romanischen Baumeister bei der Anlage ihrer oft tief in die Mauern eintretenden Nischenwerke. Fruchtbar für nachfolgende Durchbildung konnte indess dieses System erst auftreten nach Erfindung der Diagonal-Rippen und äusserer Strebepfeiler.

Vom Standpunkte unserer Kenntniss aus sind wir noch nicht im Stande zu entscheiden, ob das Rippenwerk der Gewölbe oder die Strebepfeiler sich eher geltend machen; doch darf man mit Sicherheit annehmen, dass beide nicht wohl lange Zeit auf ihre Gegenseitigkeit sich warten liessen.

In England sind die Strebepfeiler der Cathedrale zu Durham von 1180 mit Strebepfeilern versehen, und M. H. Bloxam führt pilasterartige, flach vortretende Strebepfeiler als dem normännischen Styl eigenthümlich an. Zuweilen kommen sie sogar vor ohne dass die innere Anlage auf Gewölbe berechnet ist, so an dem hohen Theile des Kreuzschiffes der Cathedrale zu Winchester. Ob die normännischen Strebepfeiler weit in das zwölfte Jahrhundert zurückgehen und ob sie dort selbstständig sich entwickelten, bleiben zur Zeit noch offene Fragen. Vielleicht entstanden sie nach dem Vorbilde der maurischen Bauten Spaniens, wo sie z. B. an den Umfassungsmauern an der alten Moschee zu Cordova vorkommen, zu deren Kenntniss der spanische Kreuzzug der Engländer im zwölften Jahrhundert geführt haben könnte. In der Normandie begleitet ein sehr flach vortretendes Pfeilerwerk die Kirche zu Bieville XI. 4., ein kräftigeres die Chöre der Kirchen zu St. Julien und Lery XIX. 3. u. 7., welche aber schwerlich im Alter weit über 1200 hinaufreichen dürften, woneben uns auch unbekannt ist, ob diese französischen Kirchen mit ihren Streben innere Gewölbe, oder gar Gurtgewölbe verbinden.

In Deutschland erscheinen die Strebepfeiler stets erst als späteres Gefolge der neueren Diagonal-Rippen. So haben die Dome von Bamberg und Worms Diagonal-Rippen und noch keine Strebepfeiler, woraus hervorgeht, dass man bei Aufführung der Mauern Strebepfeiler noch nicht beliebte, vielleicht auch mit den Diagonal-Rippen erst bekannt wurde, als es sich um die Anlage der Gewölbe selbst handelte. Beim Dome zu Magdeburg dagegen XXIX. 2., begonnen 1210, bei der dem Styl nach gleichzeitigen Kirche zu Tournay XXVI. 1. u. 2., der Klosterkirche von Heisterbach 5., und Riddagshausen XXX. 5. ist die Anlage von vorne herein auf Gurtgewölbe berechnet, während auf die Strebepfeiler noch ein sehr untergeordnetes Gewicht gelegt wurde. So sind z. B. an der Cathedrale von Tournay die Streben noch sehr flach, am hohen Schiffe höchst schwächlich, am Chore zu

Magdeburg sehr kleinlich, am Kreuzschiff zu Riddagshausen ungewöhnlich schlank, während am Chore nur zu unterst kleine, später abgerissene Streben sich anschlossen, und die oberen Chorstufen mit ihren Gewölben auf die niedrigeren allein ohne Streben als Stützpunkte gewiesen bleiben. Ueberhaupt liess man um diese Zeit an den hohen Theilen der Schiffe und Chöre die senkrechten Strebepfeiler gern fort, gleichsam in Voraussicht der späteren sogenannten fliegenden oder schwebenden Strebebögen; so an den Mittelschiffen von St. Marien zu Arnstadt in Thüringen, und an der Cathedrale zu Salisbury. Als Vorläufer dieser schwebenden Streben müssen wir die Mauern betrachten, welche zu Heisterbach XXVI. 5., gegründet 1202, schräg ansteigend den hohen Chor unterstützen. Schon freischwebend begegnen wir dieser Gattung am Kirchenschiffe von St. Gereon zu Cöln, erbaut 1212—27, XXX. 1.; und kühn gesprengt doppelt über einander an der Kirche Notre Dame zu Paris XXXII. 2. Die in Deutschland zu Anfange sehr beliebte Form für kleinere Strebepfeiler, welche mit Absätzen und oberem Giebelschluss, so wie sie XXIX. 4. am Dome zu Magdeburg, einer Capelle zu Schulpforte in Sachsen, und einer Vorhalle zu Kloster Maulbronn in Schwaben vorkommt, hat unverkennbare Aehnlichkeit mit gleichzeitigen Streben der Engländer, z. B. an der Cathedrale zu Salisbury XXXIV. Aelteren englischen Streben, z. B. an der Durhamer Cathedrale, fehlen die Absätze und der Giebelschluss, und grössere Streben dieser Zeit bewegen sich in mehrfachen sehr willkührlichen Absätzen, behalten aber meist das obere Giebelwerk bei. Zuweilen sind die Pfeiler, namentlich an den Ecken, auch von gerundeter Form, wie am Thurm der englischen Kirche zu Northampton, XXIV. 4.

Die Gewölbe.

Die Diagonal-Gurte oder Gradbögen, ohne deren Begriff mindestens derjenige gothische Styl, welchen unser Mittelalter ausgebildet hat, nie möglich geworden wäre, halten wir für eine Erfindung des Abendlandes, deren Alter sich noch mit ungewisser Zeitbestimmung über 1200 hinauserstreckt. Die Art ihres Entstehens finden wir sehr nahe liegend, ohne sie jedoch bis jetzt an speciellen Bauwerken bis zu ihren ersten Keimen nachweisen zu können. In den romanischen Gewölben bestanden nämlich die Gurtbögen aus Hausteinen, die Füllung des Kreuzgewölbes aus unregelmässigem Bruchstein. Weil die sorgfältige Handhabung des letzteren längs der Diagonal-Kanten Schwierigkeiten hatte, so denken wir uns, man habe die letzteren bald durch auserlesenere Steine, später aus Hausteinen formirt, diese vielleicht endlich oberwärts über die alsdann schon leichtere Ausfüllung der Dreiecke, zuletzt aber auch unterwärts hervortreten lassen. Theils Bezüge zu den Gurtbögen, theils auch Ausdruck für die diagonale Construktion der Gewölbe wurden somit allmälig gewonnen und es käme nur darauf an, diese Stufenfolge auch an Bauwerken zu verfolgen, wozu wir zur Zeit noch ausser Stande sind. Dass die Kreuzgurte oder Gradbögen in breiter Masse und vierseitiger Form Anfangs den Scheidegurten sehr nahe standen, beweisen der Gurt XXVI. d. und die meisten Gurte vom Magdeburger Dome XXIX. 19 bis 26. Die ältesten uns in Deutschland bekannten Diagonal-Gurte enthält die Krypte des Domes zu Bamberg; runde und Spitzbögen kommen hier neben einander vor, die Scheidebögen sind einfach vierseitig, und die Diagonalbögen noch sehr schwer gegliedert. Nur totale Unkenntniss unserer alten Kunst versetzt die Erbauungszeit dieser ganzen Cathedrale in die erste Zeit des elften Jahrhunderts, wir sind indess der Ansicht, dass die Entstehungszeit der Krypta schwerlich über 1180 zurückreichen dürfte. In England kommen spitzbögige Gewölbe mit Diagonalrippen in der nach dem Brande von 1174 errichteten Krypta der Cathedrale zu Canterbury vor. Roher und älter noch sind jedenfalls die Diagonalbögen in den Nebenschiffen der Cathedrale von Peterborough. Siehe S. 63 Anmerk. Verwandtschaftliche Formen zwischen den Profilen der englischen und deutschen Gewölbebögen zeigt der Vergleich der Gurte XXIV. 15, 16. aus der Cathedral-Krypte von Canterbury, und 17. aus St. Peter zu Oxford, mit XXIX. 23, bis 29. Nur erstreckte sich auf die englischen der beliebte normannische Verzierungsreichthum, während die deutschen meist schmucklos und glatt blieben. Ornamentirte englische siehe XXIV. 6. aus dem Capitel-Saal der Bristoler Cathedrale, XXXVI. 3, 4, 5, 6. aus der Cathedrale zu Peterborough; vorherrschend blieb indess in England der in Hohlkehlen eingelegte Schmuck kleiner vierblätteriger Sternchen mit aufstehender Spitze, XXXVI. 7. und XXIV. bei 1 und 3. In Deutschland sind Gurt- und Gradbögen meist glatt, bestehen aus Rundstäben, Kehlung, Riemchen, Plättchen, in weiterer Entwickelung aus einem vordersten zugespitzten Gliede, wie XXIX. 27. Selten nur gesellen sich zum Profil noch anderweite Verzierungen. An der Freiburger Capelle XXV. 8. sind die Gurtbögen in kleinere Kreisbögen ausgehöhlt; ein Zickzack-Wulst findet sich an den Gurten der Cathedrale zu Münster, XXVIII. 10; und kleine vierseitige Erhöhungen in der Cathedrale von Tournay XXVI. e.

Weil in dieser Zeit der Begriff von einem das ganze Werk nothwendig beherrschenden Organismus anfing fühlbar zu werden, ohne bereits klar zu sein, so beginnen die Gurtglieder zuweilen nicht unmittelbar über der

Capitäl-Platte, sondern es wurde ein volles Viereck erst mittelst Ausschweifungen oder Blätterwerk in die Eckengliederung übergeführt; wie im Dome zu Magdeburg XXX. 8 und 9., eine Behandlung, welche an die der romanischen Pfeilerecken, z. B. bei 10. anknüpfte.

Die Zahl der Gewölbegurte beschränkte sich Anfangs der Regel nach auf Gurt- und Diagonalbögen. So in Deutschland, nur ausnahmsweise durchschneidet in der Limburger Kirche und in der sehr weiten Gewölbe-Spannung der Münsterer Cathedrale ein mit den Gurtbögen paralleler zweiter Gurt bei XXVIII. 1. i. das Gewölbe, so dass jedes Viereck in sechs Dreiecke zerfällt. Auch in England in der Krypta zu Canterbury und in allen Theilen der von 1220 — 58 errichteten Cathedrale von Salisbury finden sich nur Gurt- und Diagonalbögen; siehe den Grundriss XXXIV. 1. Frühzeitig fand indess in England jene vermehrte Gurtenzahl Eingang, welche schon im Schiff der Lincolner Cathedrale Sternbildungen erzeugte, XXXVII. 1. und XXXVI. 9., welche in jenem Lande bald allgemein wurde, in Deutschland aber erst im vierzehnten Jahrhundert Eingang fand. Meist läuft zugleich an englischen Kirchen das gesammte Gewölbe entlang in dessen höchster Mitte ein schnurgerader Gurt hin, welcher hier unter dem Eindruck eines Mastbaumes Schwere und Steifheit verbreitet, weil in seinem Gefolge die Ueberhöhung jedes Quadrat-Gewölbes nach dem mittlern Schlusspunkt hin unmöglich wurde. Die Gewölbe der Cathedrale zu Salisbury weichen von dieser später allgemeinen Form ab, weil ihre einzelnen Gewölbe-Kappen noch eine gerundete Spannung verfolgen, XXXV. 2, in der Cathedrale von Lincoln dagegen XXXVI. 9, und im Beverley-Münster XXXVI. 12. laufen die oberen Schlüsse der Gewölbe in durchaus gerader Linie fort; und ebenso auch in der Cathedrale von Durham, XXIII, 6., in welcher noch dazu je einer der sonst gewöhnlichen Gurtbögen fehlt. An deutschen Kirchen, mit Ausnahme der oben besprochenen zu St. Martini in Braunschweig, wo noch sämmtliche Gewölbegurte fehlen, erhebt sich jedes durch Gurtbögen gesondertes Viereck mehr oder minder nach seinem mittleren Schlusspunkte hin, welcher immer noch hinlänglich einheitlichen, dabei aber gegliederten Wechselbewegung wir den Vorzug geben müssen. In der französischen Kirche St. Trinite zu Caen führt ausser den Hauptscheidegurten noch ein zweiter durch den mittlern Schlusspunkt, und sondert jedes Gewölbe-Quadrat in sechs Kappenfelder, XX. 2,*) eine Anlage gleich der in der deutschen Limburger Kirche, welche in Frankreich noch nach 1250 in der Cathedrale von Dijon XXXVIII. 1. Nachahmung fand. Für die Beurtheilung der Gewölbe in den Cathedralen von Coutances und Seez, XXXVIII. 3 und 4, reichen leider unsere Abbildungen nicht aus. Die Chorgewölbe bilden jetzt nicht mehr wie in den romanischen Absiden eine Halbkuppelkappe, sondern gleich wie an den Langseiten wiederholen sie über jedem Fenster des Chorschlusses eine Spitzbogenkappe, welche auf Gurten ruht, die aus den Winkeln nach dem Schlussstein empor laufen. Aehnlich ist die Gewölbebehandlung in den Kuppeln. Siehe das Innere der Limburger Kirche. Bereits an den ältesten deutschen Gurtgewölben kommen mit seltenen Ausnahmen da, wo die Diagonalrippen sich kreuzen, mehr oder minder verzierte Schlusssteine vor, welche sich in England mit Zunahme der Gurtenzahl auf deren sämmtliche Kreuzungspunkte verbreiten, und bei ihrer ungewöhnlichen Grösse an den englischen Gewölben den Eindruck des Gewichts noch vermehren helfen. Die kleinen schlusssteinartigen Schilder auf den Gurten der deutschen Cathedrale zu Münster, XXVIII. 1. sind eine ausnahmsweise Verzierungsart, welche wohl in Folge der ungewöhnlich weiten Gewölbespannung die Einförmigkeit mildern sollte. Die Verzierungsweise der Schlusssteine unterliegt einer ebenso unendlichen Mannichfaltigkeit als das übrige Ornament dieser Zeit. Siehe XXIII. 11, 12, 13; XXVI. 16. XXX. 15.

In Italien hat die obere Kirche S. Franzesco in Assisi von 1218 — 30, neben dem Spitzbogen auch Scheidebögen und Diagonalrippen. Ueber Gliederung der Rippen und speciellere Verhältnisse der italienischen Architectur überhaupt etwas Entschiedeneres wissen zu können, fehlt es noch an gründlichen Vorarbeiten.

Den mit Kreuzgurten versehenen Gewölben unserer Periode gegenüber bildeten die romanischen Gewölbe zwischen je zwei Gurtbögen immer eine einzige Masse. Diese musste durchgängig die nöthige, oft mehrere Fuss dicke Stärke haben, um vor dem Einknicken gesichert zu sein, belastete mithin die Kirchenmauern mit einem ungeheuren Gewicht, und zugleich auch mit einem fast unerträglichen Seitenschub. Durch die Diagonal-Rippen wurde der Vortheil gewonnen, dass bei deren hinlänglicher Stärke die Füll-Kappen nur eines dünnern

*) Auch Professor Kugler folgt in seiner Kunstgeschichte vielen Andern in der Annahme, dass diese Kirche noch die von Wilhelm dem Eroberer erbaute, 1066 eingeweihte sein müsse. Betrachten wir indess die Londoner Tower-Capelle, VIII. 4 und 5, welche Wilhelm durch die besten normännischen Meister ausführen liess, und wieder die 1180 begonnene Cathedrale von Bayeux, deren Schiff-Arcaden von vorn herein ohne Gliederung für Gewölbe angelegt sind, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass St. Trinite als Neubau in die Zeit zwischen 1150 und 1200 fällt.

Mauerwerkes bedurften; das Gewölbe also um vieles Erleichterung erhielt; zuletzt der gesammte Schub der Diagonalrippen, und der Füllung zwischen ihnen und den Gurtbögen, allein auf die Punkte Herableitung fand, an welchen das Bogenwerk auflagerte. Seitenschub auf die übrigen Theile der Umfassungsmauern leistete hinfort nur noch die Kappenfüllung, welche zwischen diesen Wänden und den Diagonalrippen ruhte, doch behielt dieser in Folge der geringen Dicke der Kappen ungleich mindere Bedeutung. Sicherer noch wurde Last und Seitenschub auf jene Ableitungspunkte concentrirt durch Einführung des Spitzbogens, und durch Ueberhöhung des Scheitelpunktes der verschiedenen Gewölbe-Quadrate, wie wir letzteres vorzugsweise an deutschen Kirchen vorfanden. Durch die Herableitung der Hauptlast der Gewölbe auf einzelne dazu bestimmte Punkte trat nun die Verstärkung dieser Punkte als nächste gebieterische Forderung ein, und wir finden ihr begegnet eben durch die Strebepfeiler, welche anfangs noch schwach und unentschieden, mit der Zeit aber zu solcher Stärke und Bedeutung erwuchsen, dass sie sich eigneten nicht nur als Hauptstützen das ganze Gewölbe über sich zu nehmen, sondern auch als Gerippe für die leichteren zwischengespannten Füllmauern der Kirchenwände selbst zu dienen. Sehr anschaulich wird uns diese gewichtige Bedeutung des Strebepfeilerwerkes, bei Betrachtung des Durchschnittes der Kirche Notre Dame zu Paris, XXXII. 2. Gleich wie uns dieses Gebäude hier der Querrichtung nach als ein Gerippe erscheint, müssen wir uns solches auch nach der Längenrichtung vorstellen, wozu der Aufriss 3. behülflich wird.

Veränderung in Grund- und Aufriss.

Nach obiger Betrachtung des Spitzbogens, der Gewölbe und Strebepfeiler, als Grund-Elemente der Entwickelung dieser Periode, gehen wir zu den Veränderungen über, welche diese in Grundriss und Aufriss nach sich führten.

Krypten und Baptisterien kamen in dieser Zeit nicht mehr zur Anlage, während der ganze Aufwand sich hinfort den Kirchen selbst und ihrem Hochbau zuwendet. Wie die Sonderung tragender und ausfüllender Theile an den Gewölben den Materialaufwand verminderte, so nach zunehmender Bedeutung der Strepfeiler auch am ganzen übrigen Körper der Kirchen.*) Ein zweiter Gewinn wuchs der Technik dadurch zu, dass die durch Strebe- und Schwebepfeiler gestützten Massen, grössere Sicherheit gewährten. Beide Vortheile aber ermöglichten hinfort Werke, welche die früheren an Ausdehnung und Kühnheit übertreffen durften. Die glänzendste Entwickelung wendete sich vielfältig den Chorparthieen zu, obgleich auch einfachere Chorschlüsse, häufig selbst bei Cathedralen beibehalten wurden.

In England verblieb man der Regel nach bei der einfachen Form des geraden Chorschlusses, wobei an Cathedralen der Chor meist noch durch die Marien-Capelle verlängert wurde, welche sich hinter ihm anlehnte. So z. B. an der Cathedrale von Salisbury, während die von Lichfield polygonisch, und die von Lincoln wieder geradlienigt ohne Marien-Capelle abschliesst. Meist dehnen die englischen Cathedralen sich zu höchst bedeutender Länge aus, und sind zuweilen auch wie die zu Salisbury mit zwei Kreuzschiffen, auch wohl mit einer grossen Seiten-Vorhalle versehen. Weiter sind die Kreuzschiffe mit einem oder wie an der Cathedrale von York zu beiden Seiten mit niedern Nebenschiffen verbunden. Weil der Hauptthurm meist über der Kreuzes Mitte steht, ist die westliche Façade sehr mannigfach und mit Verbindung kleiner Thürmchen ausgestattet. Doch hat die Cathedrale von Lichfield zwei westliche Spitzthürme, welche an den Cölner Dom erinnern. Eigenthümlich grossartig ist die der Cathedrale von Peterborough vorgebaute Vorhalle, XXXVI. 1. 2. In Deutschland, wo der gerade Schluss des Chores zu den Seltenheiten gehört, geht in dieser Zeit der Chor mit seiner runden Absis allmälich in polygonische Gestalt über. Bei Kloster Heisterbach XXVI. 6. finden wir ihn noch rund mit Umgang und Kapellen-Kranz; an der Limburger Kirche rund mit rundem Umgange, XXVII. 1; zu St. Marien bei Brandenburg rund mit drei Absiden, welche innerhalb gleichfalls rund, aussen vielseitig sind, XXIII. 3; an der Cathedrale von Magdeburg polygonisch mit gleichem Umgange und fünf vielseitigen Capellen, XXIX. 1; bei Kloster Nienburg in Sachsen einfach und vielseitig, XXX. 4; und zu Kloster Riddagshausen bei Braunschweig geradlienigt mit doppeltem Umgange in höchst eigenthümlicher Abstufung, XXX. 5. Während fast allgemein nur einfache

*) Der Flächenraum des Grundrisses, welcher vom sämmtlichen Mauerwerk eingenommen wird, verhält sich zum innern Raum der Kirche, am Münster zu Ulm wie 1 zu 5, am Dome zu Mailand wie 1 zu 5, am Dome zu Augsburg wie 1 zu 6, am Münster zu Freiburg wie 1 zu 5, bei der römischen Peterskirche wie 1 zu 3, bei den meisten neuitalienischen Kirchen wie 1 zu 3 und zu 4, und nur an der Münchener Frauenkirche, einem Backstein-Gebäude, wie 1 zu 4, wobei noch die vorherrschende Höhe der mittelalterlichen Kirchen in Betracht zu ziehen ist.

Kreuzschiffe vorkommen, erhielt die Cathedrale zu Tournay in Belgien XXVI. 1. ein ausgedehntes Querschiff mit runden Vorlagen, und über der Kreuzung einen Centralthurm. Unter den deutschen Kirchenschiffen dieser Zeit zeichnete sich durch Eigenthümlichkeit am meisten aus das zu St. Gereon in Cöln, eine zehnseitige Anlage, mit Kapellen an je vier Seiten, erbaut 1212—27. Siehe XXX. 1.

Während in Deutschland fast nur mit Ausnahme des Magdeburger Domes in dieser Periode grössere Werke nicht zur Ausführung kamen, zeigte sich in Frankreich eine ungemeine Bauthätigkeit, und wenn unser Chor des Domes von Magdeburg allerdings den Grundtypus für den Chor des Cölner Domes vollständig in sich beschliesst, so müssen doch die zwischen beiden nothwendigen Entwickelungsglieder in Frankreich gesucht werden, wo eben die vielen zur Ausführung gebrachten Werke namentlich grossen Glanz und Mannigfaltigkeit in der Chorparthie entfalteten, und der Zeit nach dem Bau zu Cöln vorangingen. Als ein frühes Werk dieser Gattung, und mit seinen gerundeten Formen noch dem Beginn unserer Epoche angehörend, betrachten wir den Chor der Notre Dame du Port zu Clermont, XXVI. 3. 4., wo dem Umgange sich vier Capellen mittelst mässiger Zwischenweiten anschliesen.

In der Notre Dame XXXII. 1. wie auch in der Kirche S. Severin in Paris, wird der rund geschlossene hohe Chor dreimal von niedrigen Umgängen umzogen, welche die Fortsetzung der Kirchenschiffe bilden, und von welchen der äusserste sich in Capellenräume vertheilt. Diese letzteren ziehen sich auch längs der Kirchenschiffe hin, und sind untereinander durch Mauern von so bedeutender Stärke gesondert, dass wir selbige als innere Strebepfeiler zu betrachten haben, welche oberhalb dieser Capellen, wie der Durchschnitt zeigt, ausserhalb zu Tage treten. Der Chor von St. Eustache zu Paris hat die nämliche Form mit der Abweichung, dass an seinem äussersten östlichen Ende eine halbrunde Capelle sich anschliesst, welche den Durchmesser des Mittelschiffes theilt. In St. Germain zu Paris sind der hohe Chor mit den beiden nächsten Umgängen rund, der Capellen-Kranz aber am Ostende durch eine gerade Linie abgeschnitten, und dabei auch die Ecken verschrägt; weshalb die Capellen, welche an der Langseite des Chors eine dritte Nebenreihe bilden, hinter dem Chore in die zweite Reihe gedrängt erscheinen, XXXII. 8.

In St. Etienne zu Caen XXXI. 1. 2. erscheint die ganze Anlage wieder rund, und sind hier mit Hülfe von Strebepfeilern, gerundete kleine Capellen zu oberst wieder, wie bei 2. zu sehen, unter den Begriff einer allgemeinen Rundung gebracht.

Alle hier von uns berührten französischen Kirchen sprechen in ihrem Hochbau für die entwickeltere Spätzeit der Uebergangsperiode, und wir glauben deshalb mit Sicherheit darauf schliessen zu dürfen, nicht etwa wie Einige vermeinen, dass die Franzosen in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bereits diese Kirche aufgeführt hätten, sondern, dass, obgleich in Deutschland um 1210 bei Gründung des Magdeburger Domes der polygone Chorschluss bereits etwas Geläufiges gewesen zu sein scheint, in Frankreich man bis 1220, vielleicht theilweis noch länger, den runden Schluss beliebt haben müsse. Nachdem die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Chorformen an diesen Werken sich einerseits in der Rundung erschöpft hatte, war sie zugleich erstarkt für neue gedeihliche Bewegung, zu welcher die Einführung des Polygons einlud. An der Cathedrale von Laon, gegründet 1230, XXXIII. 1. fallen die Chorumgänge fort, und das Ostende schneidet geradlinig ab, verbindet sich aber mit drei grösseren und zwei kleinen vielseitig geschlossenen Capellen, welche mit der Chorflucht correspondiren. An der Cathedrale zu Chartres XXXIII. 3. gew. 1260 schliessen sich an den zweiten und äussern Chorumgang drei weit vorspringende Capellen, während die Zwischenweiten theils rund, theils stumpfwinklig geschlossen sind. Der Chor der Cathedrale von Rheims, welcher 1211 begonnen wurde, schliesst auch noch mit fünf runden Capellen ab, in Begleitung ziemlich starker Strebepfeiler, XLII. 1; der Chor der Cathedrale von Amiens dagegen, angefangen 1220 mit sieben Polygon-Capellen, deren mittlere bedeutend vorspringt, XLII. 2. Gelang es somit dieser Chorentwickelung, das Allerheiligste selbst durch die Architectur mit dem Ausdruck einer schönen und so mannigfach abwechselnden Strahlenkrone zu umgeben, so schloss doch auch Frankreich den einfachen geraden Schluss nicht aus, XXXI. 7 u. 14. Die grössern Kirchenschiffe sind mindestens dreischiffig, und an den oben genannten Kirchen zu Paris sogar fünffältig; die meisten Kreuzschiffe ebenfalls dreitheilig, während Deutschland nur erst in späterer Zeit sein einziges dreischiffiges Kreuzschiff am Cölner Dome begann. Die westlichen Thürme nehmen eine immer bedeutendere Stellung in dem Maasse ein, als stärkere Strebepfeiler zu ihrem Dienste sich entwickeln. Eine bestimmte Regel, das Hauptgewicht der Thürme, eben wie bereits bei den Kirchen geschah, dem Pfeilerwerk anzuvertrauen, gelangte somit bald zum Bewusstsein. Die Thürme der Cathedrale von Laon sind zwar noch durch Pfeiler und Vorsprünge unterstützt, wie es mehr der Zufall eingab, an den Thürmen von St. Denis bei Paris, und noch harmonischer am nordwestlichen Thurm der Cathedrale von Rouen, entwickelt sich

hingegen ein kräftiges, stufenweise aufsteigendes Pfeilerwerk, welches die Ecken einfasst, und am nördlichen Thurme der Cathedrale zu Rouen auch in der Mitte seiner Fronte sich wiederholt. Deutsche Thürme aus der ersten Hälfte dieser Zeit verlassen noch nicht die romanische pfeilerlose Form, XXVII. 2. und Thürme, welche von Grund aus der zweiten Hälfte unserer Uebergangszeit angehören, sind uns nicht bekannt. Dagegen baute die deutsche Rheingegend immer noch gern achtseitige Kuppeln über der Kreuzesmitte, deren Einblick von unten aus der Kirche hin frei blieb, z. B. auf der Kirche zu Gelnhausen und Limburg an der Lahn.

Formen, welche die maurische Kunst mit unserer christlich abendländischen als verwandtschaftliche theilt.

Die maurische Baukunst bestand in reicherer Dekoration des Inneren, bei vernachlässigtem Aeusseren; und ermangelte durchaus architectonisch organischer Gesetze. Säulen, Bogen, Spitzbögen oder Hufeisenbögen, darüber ungegliederte, dafür aber bunt gemalte Mauern; ferner hölzerne Balkendecken, oder Decken mit Zellengewölben, sind die Bestandtheile. Meist sind diese Zellengewölbe aus Holzstückchen und Stuck zusammengefügt, mithin keine eigentlichen Gewölbe. Alles ist Willkühr im Dienst der Phantasie, weshalb man mit Recht die Alhambra zu Granada mit einem heitern Märchen vergleicht. Die constructiven Principien des gothischen Styls sind also nicht am maurischen zu suchen, wohl aber einzelne Formen. Der Spitzbogen findet sich in Aegypten am Nil-Messer auf der Insel Rodah und in der Moschee Ibe-Tulun in Cairo aus dem neunten Jahrhundert; in Sicilien am maurischen Palast Cuba bei Palermo. Dass das Abendland hier auf die Verwendung des Spitzbogens aufmerksam werden konnte, ist nicht unmöglich, schwer indess zu entscheiden, weil seine ursprüngliche Erfindung zu nahe liegt.

Sicher ist es dagegen, dass die Normänner Siciliens die Zellendecken, welche sie in ihren Kirchen anbrachten, z. B. in der Capella Palatina, den maurischen Werken nachgeahmt haben, XVI. 2. 3., auf die Kunst des übrigen Abendlandes ist unsers Wissens deren Einfluss indess nicht übergegangen.

Das Flechtwerk, welches bei XVI. 9. a. u. b. an einem maurischen Fragment zu Tarragona vom Jahre 971 die Spitze bildet, theilt Bewegungen, welche in der abendländischen Ornamentik, namentlich der Zeit um 1200, in ganz gleicher Weise vorkommen; die Verwendung war aber vorübergehend, und ist ihr Ursprung für unsere gothische Kunst ohne Interesse.

Dagegen finden wir an dem nämlichen Fragment von Tarragona bei c. einen Fries, welcher unsere Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen muss. Es besteht dieser nämlich aus Pflanzen, deren drei Blätter eine Art Lilie bilden, die in der maurischen Kunst vielfältig, selbst in Aegypten angewendet wurde, und etwa um 1200 in ganz der nämlichen Gestalt im Abendlande Verbreitung fand, siehe XXIX. 10. Wir möchten an deren Uebertragung glauben, weil doch schwerlich sich annehmen lässt, dass gerade diese eigenthümliche Form sollte zweimal erfunden sein, und zwar zu dem nämlichen Zweck, denn auch die Mauren krönten ihre Gebäude zinnenartig mit dieser Pflanzenform. Sicherlich ging sie von den letzteren auf den südlichen Thurm der normännischen Cathedrale von Cefalu über, wie die maurischen Zinnen auf den nördlichen, und ist nebst den Zinnen ins Abendland eingewandert. XXIX. 9—12.

Ausser dieser Lilien-Art theilt die maurische Ornamentik ein zweites Motiv mit unserer heimischen, welches für die letztere von ungewöhnlicher Wichtigkeit wurde, nämlich die Zusammenstellung kleinerer Kreistheile zu grösseren Figuren. Bei XVI. 10. an einer Wand aus der maurischen Moschee zu Cordova, angeblich aus dem neunten Jahrhundert, wird ein Hufeisenbogen durch eine Anzahl kleiner Kreistheile gebildet; die Wandmusterung in der Nische darüber wird aus je fünf Kreistheilen zusammengefügt; in der hiernächst folgenden Vergitterung stehen diese fünftheiligen Bögen in Reihen über Säulchen ganz nach der Art, wie wir solchen später in der engischen Baukunst begegnen werden; und zuletzt verbindet sich in der untersten Gitterreihe ein grösserer mit zwei kleineren Kreistheilchen über Säulen, wie wir solche Zusammenstellung im Innern des Chores von Gelnhausen unter den Fenstern wiederfinden, siehe XXX. 2. a. Endlich haben wir noch des Vierblattes oder Vierpasses zu erwähnen, welcher an den Wandmustern der Capelle Palatina vorkommt, XVI. 6., um 1200 im Abendlande sich verbreitet, vorerst aber nicht gleich schickliche Verwendung zu finden wusste, und in jene sicilianische Capelle sicher von saracenischen Werken übertragen sein wird.

Strebepfeiler endlich können möglicherweise von der Moschee von Cordova nach England gewandert sein, wie wir oben bereits bemerkt haben.

Fassen wir nun diejenigen Motive zusammen, welche die maurische Bauweise mit der abendländischen und zwar als nachhaltig für die Entwickelung der letzteren theilt, so bleiben uns ausser den Zinnen und vielleicht allenfalls Strebepfeilern nur die Zusammensetzung von Kreistheilen und jene Lilie übrig, und im Fall diese sämmtlichen Formen wirklich maurischen Ursprungs sind, widerlegen sie dennoch die mehrfach verbreitete irrige Ansicht, dass der gothische Styl von den Arabern herstamme. Vom gerippten Gewölbebau aus wurde in der abendländischen Kunst Form und Verwendung jedes Motivs bedingt, und gerade dieser Gewölbebau war Arabern und Sarazenen fremd geblieben.

Die Rundfenster.

Einfache kreisrunde Fenster können hier nicht Gegenstand unserer Beachtung sein, weil solche zu allen Zeiten vorkommen. Wichtiger ist jedoch die Vierblattform, welche vielleicht, wie oben bemerkt, von den Arabern herstammen möchte. Anfangs fand diese Vierpassform noch sehr ungeschickte Verwendung, nämlich als Nische oder Fenster in abgesonderter Stellung, wie am Thurme zu St. Patroclus zu Soest XXV. 1. und am grösseren Kreuzschiff der Cathedrale von Salisbury; sehr bald aber ging dieselbe in mehrfacher Richtung zu entsprechenderen Beziehungen über. Entweder wurde der Vierpass als Hauptform in Kreise gespannt, meist mit Zugabe kleiner Oeffnungen in den Winkeln, und in dieser Weise als Fenster angewendet, wie an der Kirche von Gelnhausen, XXX. 3. und an der Cathedrale von Münster XXVIII. 9., wo in seine Mitte eine Art Viereck eingebunden erscheint; oder der Vierpass wurde anderweitigen Oeffnungen zugesellt, um mit diesen Gruppen zu bilden. Weiter hatten nach Art dieses Vierpasses sich Dreipässe gebildet, XXVIII. 5.; Fünfpässe, Sechspässe, Achtpässe u. s. w. Die inneren Spitzen dieser Pässe endigten alsdann zuweilen in jene oben erwähnten Lilien, welche wir für maurischen Ursprungs hielten; so am Vierpass bei XXXVI. 16., vom Münster zu Beverley in England, und am Zwölfpass vom Bamberger Dome XLI. 2. Verwandt diesen Pässen sind auch die höchst unschönen, von einer Reihe kleiner Bögen überdeckten, halbrunden Fenster von St. Gereon zu Köln XXX. 1., welche sich selbst des Beifalls jener Zeit so wenig zu erfreuen hatten, dass sie nebst ihrer gesammten Familie, zu welcher auch die Oeffnung XXXI. 10. aus St. Etienne zu Caen gehört, dem Uebergangsstyl als Alleineigenthum verblieben. Fruchtbarer war dagegen die Verbindung dieser Vielpässe mit einer Säulenstellung, welche gleichsam ein Speichenrad bildet, wie wir solcher sechstheilig bei XXVIII. 8. begegnen an der Cathedrale zu Münster. Wieder weiter entwickelt erscheint das Motiv der Pässe, sobald anstatt des einfachen Bogens, zwischen je zwei Radspeichen, ein grösserer und zwei kleinere Kreistheile den runden Zuschluss bilden, wie am mittelsten Rade von Toscanella XXV. 13. Nach einer anderen Seite hin entwickelter erscheinen die Pässe, sobald sie nicht mehr aus blossen Oeffnungen bestehen, sondern in Mitte einer grösseren Oeffnung durch Stabwerk gegeben werden, wie die Drei-, Vier-, Fünf- und Sechspässe im Fenster XXVIII. 8. Runde Oeffnungen, Vielpässe und Speichenräder in höchst mannigfacher Zusammenstellung bildeten somit die sehr beliebten Radfenster von zahlloser Verschiedenheit, welche gewöhnlich als ein Hauptschmuck über den Portalen ihre Stellung und im gesammten Abendlande, vorzugsweise aber wohl in Italien Anwendung fanden. Auch hier müssen wir als die älteste, wahrscheinliche Zeitgrenze ihres Aufblühens die Zeit um 1200 bezeichnen. Von der einfachsten Art und geringem Umfange noch sind die beiden Rundfenster über den östlichen Portalen des Bamberger Domes XXII. 2. Diesen verwandt, nur aus Kreisöffnungen bestehend, aber von bedeutsamer Grösse erscheint das Rundfenster der Limburger Kirche, XXVII. 2. Das Fenster aus dem Kreuzschiff des Bamberger Domes, XLI. 2. enthält Vielpässe und kleine Kreise; wogegen XXVIII. 8. vom Dome zu Münster, obwohl wegen der Stabbildungen weiter entwickelt, doch wieder Verlegenheit um hinlängliche Formen-Abwechselung verräth. Ungleich gelungener erscheint das von St. Maria zu Toscanella im Kirchenstaate XXV. 13., obgleich auch hier noch viel Steinflächen im Inneren des Hauptkreises erübrigen, weshalb wir der weit einfacher gehaltenen Fensterrose im Giebel des englischen Münsters zu Beverley XXXVI. 11. den Vorzug einräumen müssen. Den für die Spätzeit dieser Periode vollendetsten Mustern begegnen wir endlich an den französischen Cathedralen von Laon und Chartres Taf. XXXIII. Sie sind bereits aus Stabwerk gestaltet, während die Formen dieses Stabwerks noch durchgehends von ungebundener Willkür zeugen. Wichtiger, als diese Radfenster um ihrer selbst halber waren, wurden sie bald als Quelle für die Entwickelung der späteren Fensterarchitectur und des gothischen Maasswerkes. Zu bemerken ist noch, dass die Form eines Fensterrades im Dome zu Paderborn als Schlussstein versuchsweise Anwendung fand, XXVI. 16.

Die Hauptfenster.

Die romanischen Wände mit ihren rundgeschlossenen Fenstern von geringer Grösse, ihrer durch Pilaster und Lissenen gleichsam nur angedeuteten Raumvertheilung und meist sparsam begabtem Schmuck, bezeichnen den Character abgemessener befriedigter Ansprüche und eben deshalb einer vollkommenen in sich beschlossenen Ruhe.

Der spitzgieblige Strebepfeiler am Aeusseren, der Spitzbogen der Arkaden und Bögen im Inneren, dazu noch die grössere Ausdehnung aller Massen in deren Gefolge, hatte deren Einheit gestört, die bisherige Ruhe aufgeregt, dabei aber dem Gefühlsdrange der Völker sich anzupassen gewusst, und man war, weil eine Umkehr unmöglich, gleichsam gedrängt, den Kampf mit neuen und theilweise ungefügigen Elementen durchzukämpfen. Wie ungefügig schon die neuen Rundfenster rücksichts ihrer Durchbildung sich oft zeigten, beweist das von uns oben bezeichnete Beispiel aus der Cathedrale zu Münster. In Deutschland klammerte sich die Baukunst, als die Wellen der Umformung ihr Gebiet überflutheten, zunächst noch mit allen möglichen Mitteln an die herkömmlichen Formen, weshalb bis 1230 etwa, unter einer dekorativen romanischen Hülle, die neuen Gewährungen Bemäntelung fanden, siehe die Thürme von Limburg XXVII. 2., und die Kirchen St. Gereon und von Gelnhausen XXX. 1. 2. 3. In demselben Augenblick aber, wo die romanische Ornamentik für die Folge zur Unmöglichkeit wurde, war das Resultat der Neuerung genöthigt, fast schmucklos zu Tage zu treten, weil es unter der bisher herrschenden romanischen Ornamentik nicht Gelegenheit gefunden hatte, an die Entwickelung einer eigenen zu denken. Beispiele dieser neuen schmucklosen Art sind die Klosterkirchen von Nienburg an der Saale XXX. 4., von Riddagshausen 5., zu Regensburg, sowie die Thürme der Stadtkirche zu Aken 7., welche der zweiten Hälfte unserer Uebergangsperiode angehören.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse in England. Werke, welche der älteren Art unserer Uebergangsperiode in Parallele zu stellen wären, sind uns dort gar nicht bekannt, wogegen der zweite Abschnitt dieser Epoche dort mit 1200 beginnt, und sehr reich vertreten ist, weil es sich dort zur Zeit nicht blos wie in Deutschland um einfache Klosterkirchen handelte, sondern die grossartigen Cathedralen zu Salisbury und Wells, in einem Guss, und die zu Lincoln, York, und Peterborough grossen Theilen nach zur Aufführung kamen. Uebergänge, welche den Styl dieser Cathedralen, den man gewöhnlich als den früh-englischen benennt, aus dem vorhergehenden normännischen herüberleiten und entwickeln, theilen englische Alterthumsforscher uns bis jetzt nicht mit, obgleich dergleichen, wenn auch schwer wahrnehmbar, dennoch vorhanden sein müssen. Die Grösse des Abstandes springt in die Augen bei Vergleichung der Cathedrale von Durham XXIII. 5. 6. mit der von Salisbury XXXIV. 2., XXXV. 2. 3.*) und es muss auffallen, dass dieser frühenglische Styl sich mit ungemeiner Schnelligkeit zu seltenem Reichthum und einer gewissen Art harmonischer Abgeschlossenheit durchzubilden vermocht hat, während der normännische hinter dem romanischen Deutschlands in Durchbildung zurückgeblieben war.

In Folge der Spitzbögen in Arkaden und Gewölben mussten auch bald die Fenster zur Annahme dieser Form sich bequemen. Der Rundbogenstyl war damit vollends aufgegeben, während zugleich neue Schwierigkeiten für günstige Anwendung spitzbogiger Fenster sich erhoben. Die blosse Zuspitzung der bisherigen kleinen Fenster entsprach den mittelst des Pfeilerbaues in grössere Räume gerückten Massen um so weniger, weil sie theils zu wenig Licht verbreiteten, theils den jetzt lebhaft gegliederten Gewölben, und den lebensvollen, aufwärts strebenden Pfeilern gegenüber, zu grosse Flächen todter Füllmauern übrig liessen. Zuerst behalf man sich mit blosser Erweiterung der Fenster, besonders der Höhe nach, weil bedeutende Ausbreitung eine zu starre,

*) M. H. Bloxam, in seiner mittelalterlichen Baukunst Englands, führt eine Menge Gebäude an, welche den früheren Uebergangsstyl bezeichnen sollen, aber für denselben kaum mehr bieten als etwa den Spitzbogen in den Arkaden. Nach meinem Dafürhalten schätzt er dieselben meist zu alt, weil er viele in die Zeit vor 1180 hinaufzurücken sucht. Zuletzt macht er gleich uns das Geständniss: „Ungeachtet der Vermittelung des im vorigen Capitel besprochenen Uebergangsstyls sind die Verbindungsglieder zwischen den Stylen des 12. und 13. Jahrhunderts viel weniger deutlich und klar, als jene der folgenden Uebergangsepochen; denn in den ersten Decennien des 13. Jahrhunderts begann ein Styl vorzuherrschen, in welchem nicht blos die Bogenform mit wenig Ausnahmen eine spitze war, sondern man fing auch an, die schwereren normännischen Formen und Verzierungen überhaupt zu beseitigen, und neue Formen, neue Verzierungsglieder, ja ganz neue Constructionsformen und Grundsätze zu gebrauchen. Im Detail wie in der Anlage des Ganzen tritt das Trachten nach dem Verticalen, nach dem Aufstrebenden hervor, bei welcher Veränderung wohl auch symbolische Ansichten eine bedeutende Rolle gespielt haben mochten, ohne dass wir jedoch fähig sind, durch das Dunkel des Mittelalters klar zu sehen.“ So Bloxam, wozu wir nur noch bemerken müssen, dass der in Rede stehende früh-englische Styl mit dem Beginn der Cathedrale von Salisbury um 1220 so vollendet bereits sich zeigte, dass von den angeführten vorgängigen Anstrebungen eigentlich nicht füglich die Rede sein dürfte.

ebenfalls wieder todte Oeffnung ergeben hätte. Hohe Fenster dieser Art, selbst noch mit Rundbögen, finden sich im westlichen Chore des Domes zu Mainz, mit Spitzbögen im Chor der Kirche zu Gelnhausen, füllten aber bei aller Starrheit ihrer Ausdehnung dennoch die ihnen angewiesene Wandfläche wenig aus, weshalb zu Gelnhausen die Rundfenster zu Hülfe genommen und am Chore zu St. Sebald in Nürnberg mehrmals Fenster über einander gestellt wurden, wie schon in der romanischen Zeit zuweilen zu geschehen pflegte. Endlich wurde das entsprechende Auskunftsmittel darin gefunden, mehrere Fenster nach Art der romanischen Fenster-Gruppen neben einander zu stellen, ihre Trennung aber nicht durch romanische Säulchen, sondern durch Wandstreifen, zu bewerkstelligen.

Rund geschlossene Fenster an deutschen Werken, an welchen der Rundbogen den Spitzbogen nur sehr allmälig verdrängen konnte, finden wir zu zweien neben einander an der Marienkirche zu Brandenburg XXIII. 4., an der Klosterkirche zu Dobrilug in der Lausitz XXVIII. 13.; zu dreien an der Cathedrale zu Münster XXVIII. 1. Spitzbogige Fenster, theils zu zweien theils zu dreien, neben einander, in Deutschland am Westende der Kirche von Heisterbach XXIX. 34., am Chor der Kirche von Riddagshausen XXX. 5., am Kreuzschiff von Nienburg 4., und im Kreuzschiff des Domes zu Merseburg; in Frankreich am Westende der Kirche zu Colomby XXXI. 8., am Kreuzschiff der Cathedrale zu Chartres XXXIII. 4.

In England hatte bereits die normännische Stylperiode diese Zusammenstellung beliebt, indem sie ihre Fenster ausserhalb enge liess, nach innen sie mächtig ausschrägte, und drei solcher Fenster in der geraden Chorschlussmauer dicht aneinander stellte, somit sämmtliche drei Oeffnungen unter den Begriff eines mehr gemeinsamen Fensters zu bringen wusste. Am frühenglischen Styl finden wir diese Idee nur einestheils augenblicklich um vieles gefördert, anderntheils noch gewissermassen verdunkelt. Gefördert dadurch, dass z. B. an den niedrigen Theilen der Cathedrale von Salisbury zwei Fenster unter ein Ueberschlagsgesims gestellt XXXV. 3., und eben daselbst am hohen Schiff, mittelst vorgesetzter Rundstäbchen in noch um so innigere Einigung versetzt sind. Verdunkelt wurde dieser Vereinigungsbegriff wieder dadurch, dass eine gleiche Verbindung auch zugleich zwischen einzelnen Fenstern und Mauernischen stattfand, wie an der Cathedrale zu Lincoln XXXVI. 10., an dem südlichen Kreuzschiff der Cathedrale von York XXXV. 7. und am Thurm des Ripon Münsters XXIV. 11. wo eine Art von Vergitterung sich über die gesammte Fronte verbreitet; dennoch war diese letztere Nebenentwickelung nicht geeignet, die Fortschritte der Fenstergruppirung dieser Zeit zu hemmen, wie wir bald unten sehen werden, sondern wurde vielmehr der gothischen Bewegung späterer Jahrhunderte ein Vorbild für die in dieser Spätzeit beliebte Wandvergitterung mittelst Maasswerks.

Als den letzten Schritt der Fensterbildung dieser Zeit haben wir noch Erscheinungen zu betrachten, welche an das Vorbild der Rundfenster anknüpfen, nämlich die Gruppirung mehrerer, mehr hoher als breiter, Spitzbogenöffnungen in eine gemeinsame Nische, und die Zugabe von runden Oeffnungen oder solchen in Gestalt des Drei-, Vier- oder Mehrpasses. Neun schmale Oeffnungen, in eine gemeinsame Eintiefung gruppirt, bilden in dieser Weise ein Fenster an St. Ludgeri zu Münster XXVI. 13., zwei Oeffnungen und ein Vierpass, die Schalllöcher im Thurm zu St. Stephan zu Bamberg, XXVII. 7.; zwei bis drei Spitzbogenöffnungen nebst Dreipässen die Hauptfenster in St. Gereon zu Köln XXX. 1., zwei spitzbogige Oeffnungen und drei Kreise als Nische, das Fenster über dem Hauptportal der Stadtkirche zu Andernach, wobei zu bemerken ist, dass man dergleichen grosse Fenster gern zuerst über dem Hauptportal versuchte statt des Radfensters, XXX. 17.; zwei Oeffnungen unter gemeinsamer Bogen-Verschlingung enthalten die Fenster im mittleren Absatz des Chores von St. Etienne zu Caen; zwei Oeffnungen und wieder zwei mit einem Kreise darüber, die Fenster im Chor der Notre Dame zu Paris XXXII. 3. Reicher noch sind derlei Gestaltungen in der englischen Architectur, z. B. an den Kreuzschiffen der Cathedrale von Salisbury, an den inneren Emporen derselben Kirche XXXV. 2. a., sowie der von Lincoln XXXVI. 9. a., und das Fenster XXXVII. 19. von der Cathedrale von Hereford; in Deutschland am Nischenwerk im oberen Spitzgiebel von Soest XXV. 1. b. Der nachfolgenden Entwickelung erst war es vorbehalten, die Fenster-Architectur auf diesem Wege, welchen die Rundfenster bereits lange vorher bezeichnet hatten, zur Vollendung zu bringen.

Die Portale.

Gleich wie in der vorigen Periode verengen sie sich von Aussen nach Innen, in rechtwinklichten Stufen, welche Säulchen enthalten. Die letzteren stehen gemeiniglich frei, sind nur selten mit der Portalgewandung in einer Masse gearbeitet, und somit etwa drei Viertel rund. Dagegen macht sich fast durchgängig der Spitzbogen geltend. Das Tympanum wird entweder mittelst der zusammengesetzten Bogen frei durchschnitten, wie XXVII. 2; oder es wird mit der Thüröffnung durchbrochen wie meist in England; oder behält seine Halbkreisgestalt und wird alsdann mannigfach verziert. Ein Giebelwerk im Tympanum und in freilich noch ebenso ge-

drückter Gestalt auch bereits über dem Portal, besitzt die St. Marienkirche zu Arstadt XXVIII. 11. Häufig wird dieser Raum seit 1200 mit einem schönen Ranken- und Blätterwerk ausgefüllt, wie im Dome zu Magdeburg XXIX. 3., und an ähnlichen Portalen im Dome zu Halberstadt und St. Catharina zu Braunschweig. Zuweilen hat der Thürdurchbruch die zusammengesetzte Zeichnung von der Vorhalle zu Kloster Maulbronn in Schwaben, XXX. 16.; was aber die grössern Portale dieser Zeit vornehmlich vor den früheren auszeichnet, ist die Scheidung mittelst eines Pfeilers in zwei Durchgänge. Theils die jetzt nothwendigere Grössenausdehnung, theils das Vorbild der zusammengesetzten Fenster musste sehr bald zu diesen Doppelportalen führen. Ein sehr interessantes deutsches Portal aus dieser Periode, oberhalb noch rund geschlossen und mit Statuen in der Gewandung, im Tympanum und am Scheidepfeiler, enthält der Dom zu Paderborn. Hier, wie gewöhnlich bei dem Vorkommen von Bildwerken, endigen die Säulen der Gewandung so niedrig, dass die Capitäle den Statuen zum Sockel dienen, während über den Häuptern Baldachine schweben, auf welchen die Portal-Wölbung mit ihrer Gliederung ruht. Von ähnlicher Ausstattung ist auch bereits das Portal unter dem südöstlichen Domthurme zu Bamberg, und wir lassen es unentschieden, ob es zugleich mit der Aufführung des Thurmes diese Gestalt erhielt oder erst später ausgebaut wurde und mit den letzten Arbeiten am Dome alsdann in unsere Uebergangsperiode reichen würde, welche Annahme wir vorziehen möchten.

Die Pfeiler-Schafte und Basen.

Die Verbindung der Pfeiler mit vollrunden Cylindern, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich mit Entschiedenheit ausspricht, gewinnt in der jetzigen Entwickelung nicht nur eine grosse Mannigfaltigkeit in der Form, sondern auch meist eine vielfältigere Gliederung, wobei dann oft die Cylinder so weit vom Kernstamm abgerückt erscheinen, dass sie vollkommen frei stehen; dennoch ist die Anwendung einzelner starrer Cylinder, namentlich in Frankreich, nicht ausgeschlossen.

Selten erst finden sich bereits Gliederungen, an welchen eine Wechselfolge von Rundsäulen und Hohlkehlen sich verbinden. Bereits in der vorigen Periode erwähnten wir der Pfeilerschafte von der Cathedrale von Tournay XXVI. a u. b. Der Pfeiler a von der Kreuzvierung, und deshalb wie immer stärker und mannigfaltiger als die übrigen, weil er vorzugsweise ein volles Quadratgewölbe, dabei noch den Mittelthurm zu tragen hat, enthält neben den starken halben, auch kleine volle Cylinder.

Die Pfeiler XXI. a u. b. von französischen Kirchen sind mit halb und dreiviertel Cylindern verbunden. Vollständig runde und freistehende Schafte bilden den Tragepfeiler in der Kapelle zu Freiburg XXV. 2; und ebenfalls vollrunde und frei angefügte Cylinder die Gewölbedienste in der Kirche zu Gelnhausen, XXX. 2. b.

In der Pariser Kirche zu Unserer Lieben Frau XXXII. ist die Formation sehr mannigfaltig. Vorherrschend sind hier die einfachen runden Cylinder e, während der Thurmpfeiler i, die Pfeiler a, b, f, h und der Wandpfeiler g eine verschiedene Anzahl schmaler Rundstäbe, theils mit runden, theils mit vierseitig eingestuften Kernpfeilern verbinden. Der Pfeiler d entbehrt dabei wieder aller Rundstäbe, und am Pfeiler c befinden sich dieselben in isolirter Stellung. Mannigfaltiger noch gestalten sich die Pfeiler in den englischen Kirchen, obgleich auch hier besonders in kleinen Werken einfache runde oder octogone Pfeiler nicht ausgeschlossen blieben. Die Pfeiler der Cathedrale von Salisbury, XXXIV. a, b, c, d, e, nicht minder die von der zu Worchester, 12 u. 13, und von Lincoln XXXVI. 18, sind miteinander von freistehenden Cylindern umgeben, oder auch gar nur aus solchen zusammengefügt. Ja die Verwendung dieser isolirten Cylinder-Schafte fand im frühenglischen Styl eine solche Ausdehnung, dass selbst die an den Wänden emporreichenden Gewölbedienste aus ihnen gebildet, und sie auch vor die Anschläge und Theilungspfeiler der Fenster gestellt wurden, wie am Grundriss der Cathedrale von Salisbury zu ersehen und am Fenster nebst dessen Grundriss aus der Cathedrale zu Hereford XXXVII. 19. a. Seltener begegnet man einer zusammenhängenden Gliederung wie an den Pfeilern XXXVII. 9. u. 16. 17. aus den Cathedralen zu Wells und Lincoln. Die sämmtlichen zu einem Pfeiler gehörenden Cylinder, nachdem sie im Basament zusammenhängen, erhalten dann auch oberhalb wieder gemeinsame Verbindung mittelst der Capitäle und Deckplatten, und sämmtliches frei aufgestelltes Cylinderwerk ist meist noch in gewisser Höhe ein oder mehrere mal mittelst eingeschobener Platten unter einander verbunden, während diese Platten als Ringe über den Umkreis jeder Säule vorspringen; diese nöthige Verbindung also auch sichtbar ausdrücken. Vielfältig wurden diese Ringe selbst zu einer Zierrath erhoben und erschienen somit ohne Nothwendigkeit in den Gurten der Portal-, Nischen- und Gewölbebögen. Sie sind nicht blos ein characteristisches Zeichen dieser Zeit, sondern erstrecken sich auch noch bis über die Mitte

des dreizehnten Jahrhunderts in die frühgothische Periode hinein*). Ihr Profil, meist als Wulst mit eingelassenen Ringen und zwei kleinen Wulsten ober- und unterhalb, ist in dieser Form scharf vortretend; so aus England XXXIX. 11.a., XXIV. 7 und 8; aus Deutschland vom Dome zu Magdeburg XXIX. 14; ferner von demselben in einfacherer Form bei 42. Weiter sehe man noch diese Ringe nach Taf. XXIV. am englischen Thurm von Ripon 11; am Portalbogen und an den drei Hauptfenstern der Heisterbacher Kirche und in den Bögen einer Nische von der englischen Priorei zu Dunstable XXIX. 34. und 41; Tafel XXX. im Chore von Gelnhausen bei 2., in den Hauptfenstern von St. Gereon bei 1 in der Cathedrale von Salisbury, XXXV. 2. bei b, und am Fenster von Hereford XXXVII. 19.

Während die deutsche Pfeilergliederung vorherrschend vom Flur der Kirchen bis zum Beginn der Gewölbe sich gleichmässig fortzubewegen suchte, wie in der Limburger Kirche XXVII. 4. bei a, bildet in der englischen und französischen Architectur jeder Arkadenpfeiler ein abgeschlossenes Glied, indem besondere Gewölbedienste, welche auch wieder ihre eigene Profilirung theilen, erst oberhalb der Arkaden mittelst Consolen beginnen; so an englischen Werken bei XXXV. 2., XXXVI. 9. und 12; an französischen in Notre-Dame zu Paris XXXII. 3., und der von Rheims. Ausnahmen fanden jedoch auch an deutschen Kirchen statt, so dass auch hier die Dienste erst auf Consolen beginnen, z. B. in St. Sebald in Nürnberg XXVII. 5., und in dem überhaupt höchst eigenthümlichen Kirchen-Schiffe der Cathedrale zu Münster, XXVIII. 1.

Der Sockelgliederung dieser Zeit, obwohl solche zuweilen willkührlich zusammengesetzt erscheint, liegt das attische Profil zum Grunde. Gegen die der früheren Periode unterscheidet sie sich der Regel nach dadurch, dass der unterste Pfühl weiter austritt, und oberhalb nach dem Einzuge hin, von einer nach unten vertieften Rinne umzogen wird, aus welcher, wenn die Sockel im Freien ständen, das Regenwasser nicht ablaufen könnte; so XXIV. 12., von der Cathedrale zu Canterbury; XXIX. 13. vom Dom zu Magdeburg, an welchen beiden der Pfühl noch nicht die Plinthe überragt, weshalb er mit diesem auf den Ecken noch mittelst Eckblättchen verbunden wird; während bei XXX. 11. vom Dom zu Magdeburg, 12. aus der Kirche zu Gelnhausen, XXXII. 4. aus Notre-Dame zu Paris und bei XXXVII. 15. aus der Cathedrale zu Lincoln, welche vier einer jüngern Zeit angehören als die beiden erstgenannten, der Pfühl schon beträchtlich über die Plinthe hervorragt, somit für die Eckblättchen kein Platz mehr erübrigt. Aehnlich den letzteren sind die Sockel XXX. 13. aus dem Stifte zu Aschaffenburg, und XXXVII. 16. von Lincoln, nur ruhen die Pfühle hier auf einer Horizontale, gegen welche sie mit scharfer Kante stossen. Abweichend von der attischen Form wird der englische Sockel XXXIV. 10. g. zu oberst von drei dicht übereinander lagernden Pfühlen umzogen, einer Anordnung, welche in England in der späteren Zeit des dreizehnten Jahrhunderts ausgebreitete Geltung erhielt. Bei den Pfeilern XXXIV. 10. von Salisbury und XXXVII. 9. von Wells finden wir auch bereits das Bemühen, die gesammte Gliederung zu unterst auf einen achtseitigen Untersatz zurückzuführen.

Das Pflanzenwerk.

Das Pflanzenwerk der vorigen Periode, insofern es im Uebergangsstyl nur noch weitere Durchbildung erhielt und alsdann erlischt, haben wir, als solches welches noch zum romanischen Styl gehört, auch bereits bei dessen Behandlung besprochen. Hierorts kann deshalb nur von denjenigen Formen die Rede sein, welche sich als einflussreich für den nachfolgenden gothischen Styl bewährten und meist in denselben übergingen.

Fast ausschliesslich gehört hierher diejenige Gattung, welche wir in der vorigen Epoche als die fettblättrige bezeichneten.

In England wie in Frankreich und Deutschland hatte die Entwickelung des Laub- und Capitälwerks, in soweit es unsere Betrachtung hier angeht, ein und denselben Ausgangspunkt; im früh-englischen Styl entwickelte sich indess rasch ein manirirtes Pflanzensystem, welches, obwohl es die gleiche Abstammung nie ganz ver-

*) Zu unterscheiden sind diese Ringe von dem verschlungenen Knotenwerk, welches einzelne Säulenschafte an Portalen der romanischen Kunst-Epoche, meist in halber Höhe umschürzt. Das Knotenwerk XXV. 18. gehört einer der beiden Säulen an, welche gegenwärtig, ohne zur heutigen Architectur zu gehören, im Dome zu Würzburg aufgestellt sind, die Namen Jachim und Boaz führen und nach der Meinung von Stieglitz Bezüge haben sollen zu zwei gleich benannten Säulen, welche am Eingange des salomonischen Tempels gestanden haben. Ob anderweitige Säulen mit dieserartigem Knotenwerk, z. B. eine an einem Portal der Neumarktskirche zu Merseburg ferner eine an der Façade zu Modena und eine andere an der zu Ferrara, mit den Säulen zu Würzburg gleiche Bedeutung theilen, ist zur Zeit nicht zu entscheiden.

läugnet, doch diesem Styl als eigenthümlich zugesprochen werden muss; während zuletzt am Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Pflanzenwerk aller drei Länder wieder in der nämlichen Manier zusammenzutreffen wusste.

Das fettblätterige Laubwerk also, wie es etwa am Capitäl XIII. 7. durch entferntere Nachbildung corinthischer Formen unter den Händen damaliger Technik von selbst sich ergab, wurde der Ausgangspunkt unserer Entwickelung.

Das Vorbild der corinthischen Form einerseits und die kräftigen gerundeten Massen unseres romanischen als Gegensatz zur corinthischen Ausgeschliffenheit andererseits, führten die weitere Entfaltung jenes Anfanges endlich zu der Gestaltung der Capitäl-Bekleidung von XXVI. 14. Dickfleischige, breite und dabei doch zierlich gerippte, oft mittelst Blätterwerk ausgezackte Stengel, umklammern den Hals des Kelch-Capitäls, lösen sich allmälig von demselben los und hängen zuletzt kugelförmig über, in dieser Kugel Blätterwerk, Knospen, Thier- und Menschenköpfe bildend. Stets stehen diese Stängel an jeder Ecke und meist in der Mitte je einer, und in der zweiten Reihe die unteren zwischen den oberen. So XXIX. 7. vom Dom zu Magdeburg, 38. mit Köpfen und 39. mit sehr zierlichem Blätterwerk von der französischen Cathedrale zu Vienne. Ganz das nämliche Stengelblätterwerk bildet auch den Fries XXVIII. 3. am Münster zu Bonn.

In England begegnen wir der nämlichen Capitälform, so XXIX. 37. an einem Portal des Westminster-Klosters, XXIV. 1. in der Cathedrale zu Canterbury, XXXVII. 7. in der Cathedrale zu Wells; weil aber der frühenglische Styl durch vielfache Bauthätigkeit Gelegenheit fand, sich gewissermassen zu einer eigenen Selbstständigkeit durchzubilden, genügte ihm nicht die Wiederholung derselben Form und er entwickelte sich ein gekräuseltes Pflanzenwerk dadurch, dass er die einzelnen Glieder der Blätter und Stengel von XXXVII. 7. gleichsam zertheilte und zu neuen Figuren zurecht fügte, wodurch die Capitäle XXXV. 6. und 9. von Salisbury und Lincoln entstanden. Die dreiblätterige Lilie, deren mögliche maurische Abstammung wir oben zugegeben, erscheint jetzt mit dickfleischigen Blättern, bildet XXXV. 5. die Rosette, geht mit diesem Pflanzenwerk überhaupt Verbindung ein und ist ihm behülflich, seine einzelnen Glieder zu ordnen, wo es die Uebertragung von den Capitälen auf andere Architecturtheile galt. Es wurde dadurch dem früh-englischen Style möglich, diesem Pflanzen-Ornament eine oft überreiche Anwendung zu geben, und es erscheint theils an Mauerflächen hinrankend XXXV. 4., theils umgiebt es Wulste wie den im Portalbogen 9.; bildet Friese wie bei 8. a, im Fenster XXXVI. 8., bei 4. und 5 und XXXVII. 10. und 11.; Schlussstein-Rosetten 3.; Consolen 4.; Giebelfelder 6. und 8. Weiter gewann dasselbe vornehmlich durch seine freie Aufstellung als oberste Giebel- und Thurmkrone, und zur Belebung der Giebel- und Thurm-Schrägen Bedeutung für die Folgezeit.

Die Giebelkrone XXXIV. 7. schliesst mit Ausnahme der zugefügten Kugel sich förmlich an die Haltung der Capitäle an, während 6. sich schon freier bewegt, und 8. nach der Kreuzgestalt trachtet. An den Giebelschrägen rankt dies Pflanzenwerk empor nach Art umgebogener Häkchen, oder eigentlich in der Form der Seitenblätter von der dreiblätterigen Lilie, so XXXIV. 4. und XXXVII. 18.; und wieder ganz eigenthümlich auf den schwebenden Strebepfeilern der Cathedrale von Wells XXXVII. 5. Zuletzt harmonirten sehr wohl mit dieser gerundeten Pflanzenform die Kugelknospe oder Ballenblume XXXVI. 15., der Mandelfries XXXIX. 9. e., sowie das vierflügelichte Blattwerk XXXVI. 7. welche beide in Hohlkehlen Friese bilden und von welchen die letztere Art, vielleicht aus dem Nagelkopfornament oder der deutschen Brillant-Würfel-Schnur entstanden, eine sehr zierliche und verbreitete Anwendung fand, wie XXXV. am Giebel und Fenster 8. von York und am Portal 9. von Lincoln. Eine weitere Modification dieses vierblätterigen Frieswerks wurde das Hundszahn-Ornament XXXVI. 19., welches ebenfalls in Hohlkehlen sich hinzieht. Indem wir uns begnügen müssen, die hervorragendste Gestaltung zu besprechen, machen wir noch auf die entblätterte Rose im Lincolner Portal und auf den Fries XXXVI. 6. aufmerksam von der Vorhalle der Cathedrale zu Peterborough, welcher letztere wohl minder mit dem Pflanzenwerk harmoniren dürfte. Die Fülle des Reichthums dieser englischen Periode verbreitete sich über die Façade der Cathedrale von Wells, 1213—39, deren einen der drei westlichen Giebel wir geben, XXXVII. 2. wobei das Pflanzenwerk fast jede übrig bleibende Fläche überrankt, wobei der Eindruck der Ueberladung und Wiederholung sich nicht abläugnen lässt.

Reichere deutsche Werke, welche mit den englischen in Parallele gestellt werden können, brachte unsere Uebergangsperiode nicht zur Ausführung, und von denen Frankreichs, welches Land zur Zeit die Bauthätigkeit Englands noch übertraf, fehlen uns ausreichend übersichtliche Abbildungen; dennoch wissen wir so viel, dass auch in beiden Ländern die Pflanzenentwickelung sich in fetten Formen und in Verwandtschaft mit dem im Eingange besprochenen Stengelcapitäl bewegte, doch scheint in beiden Ländern diese Bewegung, eben weil dies englische complicirtere Kräuselwerk hier gänzlich ausgeschlossen blieb, einerseits eine mehr freie und willkühr-

liche geblieben zu sein, während andererseits, wie wir oben gesehen haben, deutsch-romanisches und theilweis sogar antik-romanisches Laub neben dem fettblätterigen sich behauptete. Zur fettblätterigen Gattung gehören beispielsweise die Friese XXVI. 11. 12. von St. Ludgeri zu Münster; XXXI. 9. von St. Etienne zu Caen; XXXII. 5. aus der Notre-Dame zu Paris; ferner das Rankenwerk im Tympanum vom Dome zu Magdeburg XXIX. 3. und die Gesimsbekränzung von demselben XXIX. 2., 9., 10., 11. und 12.; endlich die Lilienform auf den Strebepfeilern bei 4.; die Strebepfeilerkrone vom Münster zu Bonn XXVIII. 12.; die Thurmkrone von St. Etienne zu Caen XXXI. 11. und die Bepflanzung der Thurmschrägung 12. von St. Pierre zu Caen. Thurm- und Giebelkronen gingen in Deutschland sehr schwankend der fettblätterigen Manier entgegen, weil theils willkührliche Bildungen wie XXV. 7., theils auch noch das deutsch-romanische Laubwerk sich lange zu behaupten wussten, wie bei 5. und 6., welche drei Kronen an der Kirche zu Freiburg bei Naumburg sich befinden. Die Baukunst Italiens und Spaniens ist zu wenig bekannt, um für unsere Zwecke Schlüsse zu gewähren.

Die Bogenfriese.

Diese Rundbogen-Friese, welche an deutschen Werken des zwölften Jahrhunderts niemals fehlen durften und auch nach 1200 noch sehr beliebt blieben, werden allmälig spitzbogig und anderweit vielgestaltig, bis sie endlich verschwinden. An den Chören des Magdeburger Domes und der Kirche von Gelnhausen sind die Bögen noch rund, an den obern Theilen von St. Gereon bereits spitzbogig und an den Thürmen der Limburger Kirche XXVII. 2. bei a verbinden sich runde Bögen mit der angefügten Form eines halben Kleeblattes. Ebenso fand das Treppengiebelwerk, entweder aus geradlinigten Stufen, oder auch in Verbindung mit runden Bögen auf die Friese beliebte Uebertragung; siehe dergleichen zusammengesetzte Bögen XXVII. 2. b., XXIX. 5., 6., 30., 31. Sehr eigenthümliche deutsche Consolenfriese enthält XXVI. 7., 8. Nach und nach blieb der Fries ganz weg, so am Kloster Heisterbach, an der Cathedrale von Tournay, den höheren Theilen des Magdeburger Domes, an den Klosterkirchen von Nienburg und Riddagshausen und den Thürmen von Aken, Taf. XXX.

In England, wo dieser Fries in den normännischen Styl niemals besondern Eingang gefunden hatte, krönte er gerade zu einer Zeit, wo Deutschland im Begriff war, ihn aufzugeben, alle Theile der Cathedrale von Salisbury, doch hier aus drei Bögen zusammengefügt, und darüber mit einem Ueberschlagsleisten, worauf über dem Hauptgesims ein Gallerienwerk den Schluss macht, XXXV. 3. Ein anderer sehr beachtenswerther Mauersims von der englischen Priorei-Kirche zu Dunstable, besteht aus Vierpässen mit eingelegtem Blätterwerk XXIX. 40.

Gleichwie die Bogenfriese, mit Ausnahme der Cathedrale von Salisbury, der Regel nach in jenem Lande nicht mehr vorkommen, scheint unsere Uebergangsperiode in Frankreich, und namentlich in der Normandie, sie gleichfalls meist ausgeschlossen zu haben.

Das Thurmwerk.

Hauptthürme wurden in England schon frühzeitig mit Nebenthürmchen an den Ecken verbunden, wie an den Centralthürmen von Norwich und St. Alban.

Ebenso endigt der französisch-normännische Thurm von St. Etienne zu Caen XIX. 4., welcher noch überall den Rundbogen trägt, mit vier Eckthürmchen, welche über Eck gestellt sind, und schlanken Zwischenthürmchen, welche an den Helm, nach Art der Dachfenster, anlehnen. Auch die runden Thürmchen über den Eckpilastern des Baptisteriums zu Parma XV. 4. mögen noch in die Zeit um vielleicht vor 1200 fallen.

Die Thurmspitzen von der Cathedrale zu Palermo, mit gleichfalls runden Eckthürmchen, scheinen, ihrer Fenstergruppirung nach, dem Uebergangsstyle anzugehören.

In der Zeit dieses letzteren werden Thurmgruppen häufiger und die Einführung der Baldachine als architectonische Krönung über Heiligenbildern gab dieser Richtung Gelegenheit zu Versuchen im Kleinen. Baldachine dieser Art, in sehr verschiedener, mehr oder minder gestreckter, immer aber burgartiger Gruppirung, sehen wir beispielsweise XXII. 5. vom Dome zu Bamberg, XXVIII. 5., 6. und 7. von der Cathedrale zu Münster und XXIX. 36. ein französisches Beispiel von der Cathedrale zu Bourges. Englische kennen wir nicht, während deutsche dieses Styles noch in den Domen zu Magdeburg und Naumburg und am Hauptportal der Paderborner Cathedrale uns bekannt sind.

Thürme dieser Zeit mit Zweigthürmchen sind uns, ausser dem Thurm von St. Patroclus zu Soest, in Deutschland nicht weiter bekannt, dagegen entwickelte sich die Idee, vierseitige Thürme in gewisser Höhe mit durch-

sichtigen achtseitigen Eckthürmchen zu verbinden. An den östlichen Thürmen des Domes von Bamberg wird dieser Uebergang erst am obersten Stockwerk in schwachen Zügen angedeutet, wogegen die westlichen Thürme eine glänzende Durchführung erreichten, XLI. 12. Ein ähnlicher Thurm kam an der Domkirche zu Naumburg zur Anlage, und es muss auch die Behandlung der Thürme der französischen Cathedrale von Laon hierher gerechnet werden, wo die Eckstücke zu unterst vierseitig über Eck gestellt sind, und oberhalb ins Achteck übergehen, XXXIII. 2.

An französischen Kirchen wurden alsbald auch die Strebepfeiler als Treppenthürmchen benutzt, wie die beiden mittleren am nördlichen Kreuzschiff der Cathedrale zu Chartres, XXXIII. 4.; zu oberst mit Thürmchen gekrönt, wie an St. Peter zu Lisieux XXXI. 13.; auch bildeten Thürmchen bereits Häuschen für Heiligen-Statuen auf den Rücksprüngen der Strebepfeiler, wie an den Façaden der Dome XXXIII. 2. und 4., während diese Heiligen-Häuschen zugleich auch an den Pfeilern der Kirchenschiffe Eingang fanden.

Reichliche Anwendung von Thürmchen führte der früh-englische Styl mit sich, so weit wir solchen kennen aber noch nicht über den Absatzstufen der Strebepfeiler. An der Kirche zu Salisbury sind die Ecken des Chores, der Kreuzschiffe und Vorhalle, mit solchen besetzt, die aus der Quadratform ins Achteck übergehen und spitze Helme tragen. Ohne Helme mit Zinnenkrone endigen die mehr massigen Thürme am südlichen Kreuzschiff der Cathedrale von York, XXXV. 7. Schlanke, zierliche Thürmchen begleiten das Beverley-Münster und die westliche Vorhalle der Cathedrale von Peterborough; nicht minder die Westseite der von Wells.

Die Thurmhelme der englischen und französischen Kirchen, in Deutschland nur bei nicht zu grossen Thürmen, erheben sich meist zu schlanker Höhe und sind durchweg von Stein. Die französischen bedeckt alsdann entweder ganz und gar ein Schuppenwerk, wie den Thurm von Caen XIX. 4., oder die Schuppenmuster erscheinen gürtelweise wie an den kleinen Thürmen bei XXXI. 13.

Zuletzt müssen wir die Holzkirchen Norwegens, ihrer aufgethürmten Form halber, hier nochmals berühren. Die von uns XIV. 2. gegebene von Hitterdal steigt in drei Stufen aufwärts, zu oberst mit drei Thürmchen endigend. Im Grundriss ersieht man deutlich die Scheidung zwischen Chor und Schiff, einen Umgang um das gesammte Innere und dabei den Ausdruck der Kreuzform. Bei 3. geben wir den gleichfalls hölzernen Glockenthurm der Kirche von Borgund und bemerken nur noch, dass wir geneigt sind das Alter dieser Kirchen in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und ihre zusammengesetzte Gestalt eher mit den abendländischen Thürmelungen in Verwandtschaft zu setzen, als, wie Einige wollen, mit den indischen Pagoden.

Die Profilirungen.

Die Profile der Wand-Sockel behalten vorherrschend die attische Gliederung bei, ohne auf jene Eigenthümlichkeiten einzugehen, welche wir oben bei den Säulenfüssen berührten, XXVII. 10. Die Gesimse bewegen sich wie in der vorigen Periode, zwischen Wulst, Einzug und Riemchen 9., doch wird bereits hin und wieder das Bemühen bemerklich, die oberste Deckplatte an der Fronte zu verrunden und den Einzug mehr und mehr als bedeutsamere und unterschnittene Hohlkehle zu gestalten, XXVII. 8. Schärfer noch spricht sich dies Bemühen aus XXXI. 5. vom Chor St. Etienne zu Caen, wo vortretende Wulste durch Hohlkehlen unmittelbar unterschnitten werden. An den Deckplatten der Capitäle ist in Deutschland besonders die Wirkung einer starken Hohlkehle beliebt, wie über den Capitälen des Magdeburger Domes XXIX. 7. und XXX. 14. von Aschaffenburg, während wir an dem französischen Capitäl XXIX. 38. einen eigenthümlich schweren Aufsatz erblicken, welchem der deutsche Sockel vom Strebepfeiler XXIX. 4. gewissermassen zur Seite zu stellen ist. So schwankend diese Profilirungen sich zeigen, leuchtet doch das Bemühen hervor, für tief unterschneidende Hohlkehlen eine entsprechend gerundete Form der Wulste, und damit für die Entfernung von der früheren Zusammensetzung aus flachen und wenig aus einander gehenden, mithin wirkungsloseren Gliedern. Gleiche Bemühung finden wir für die Gliederung der Bögen und der Fenster-Gewände. Am Portale von Andernach XXIX. 32. wechseln Rundstäbe verschiedener Stärke mit tief eingerundeten Hohlkehlen, und ähnliche Formen am Fensterprofil 33. von St. Sebald zu Nürnberg unterscheiden sich nur dadurch, dass die Hohlkehlen unmittelbar unter Rundungen einschneiden, wodurch sie Verwandtschaft erhalten mit den Gewölbe-Gurten der Kirche zu Echternach XXVI. 9., 10. und dem Gesims-Profil XXXI. 5. Zuletzt ist noch für diese Zeit und zwar zunächst für die Entwickelung einfacher deutscher Werke das Fensterprofil XXVI. 13. beachtenswerth wegen seiner einfachen Einschrägungen, in deren Mitte sich eine Kehle einschmiegt.

An englischen Gesimsen erstrebte schon der frühe Uebergangsstyl tiefere Hohlkehlen und vermehrte zuweilen eine gleichmässige Wiederholung gleichbedeutender Glieder, wie über dem Capitäl XXIV. 1. Im frühenglischen Styl nimmt diese gleichmässige Gliederfolge dermassen zu, dass den einzelnen Stäben und Kehlen wenig mehr Wirkung verbleibt, als einer ausgekehlten Fläche, wobei oft mehrere Wulste unmittelbar aufeinander folgen. Vergleiche das Capitälgesims XXXIV. 9., XXXV. 9. und den Arkadenbogen XXXVI. 13. Oft bilden schmucklose Capitäle mit ihrem Auflager eine fortgesetzte vielgegliederte Masse, mit Absehen von allen tiefern Hohlkehlen, wie XXIV. 14., XXXVI. 13., 14., 16.; doch ist zuweilen auch das Profil den deutschen verwandt, mit tiefer Unterschneidung XXXVII. 14. Ganz eigenthümlich behandelte man dagegen um diese Zeit in England die Wasserschrägen, welche in eine Anzahl Stufen gerippt aufsteigen, siehe XXXIV. den östlichen und Längen-Aufriss und den vergrösserten Strebepfeiler 5. Zugleich wurde diese Stufengliederung mit den Rundstäbchen und Kehlgliedern der Fuss-Sockel verbunden, welcher Form wir auch an der französischen Kirche St. Etienne zu Caen XXXI. 2. wieder begegnen. Um die starren Kanten an den Strebepfeilern mit der Belebung der gegliederten Schrägen mehr in Harmonie zu setzen, verschrägte man auch die Ecken, wobei oberhalb die Verschrägung in ein Häkchen ausläuft.

Ueberschlagsgesimse gehören in Deutschland auch in dieser Zeit zu den Seltenheiten. Im Inneren des Domes zu Münster XXVIII. 1. setzt die Deckplatte der Pfeiler als Ueberschlag über den Emporen fort an der Wand entlang, und am Aeussern der Cathedrale von Tournay umläuft ein Ueberschlag die Mauer nebst den Strebepfeilern und setzt halbkreisförmig über Fenster und Nischen fort XXVI. 2.; die Profile der letzteren siehe bei h und f. Häufiger zeigt sich der Ueberschlag an französischen Kirchen, z. B. über den Fenstern XXVI. 3., XXXI. 4.; über sämmtlichen Fenstern der Cathedrale von Laon und über dem Rundfenster der von Chartres.

Dem frühenglischem Styl fehlt der Ueberschlag niemals, umläuft indess der Regel nach nicht die Strebepfeiler. Meist ruhen seine unteren Spitzen auf Consolchen und wenn er wagerecht fortsetzt, wie an der Cathedrale von Salisbury, so endigt er in den Winkeln der Streben. Beispiele von seinen Profilen siehe XXXIX. bei 2., 3., 4., 17., 14. und 19.

Staats-Bibliothek Bamberg

Vierter Abschnitt.

Die Durchbildung des gothischen Styls. 1230 bis 1320.

Die Glieder der constantinischen Basiliken hatten sich zufällig zusammengefunden und entbehrten den Character eines inneren, nothwendigen Zusammenhanges. Die romanische Baukunst erkannte als Gesetz für gleichmässige Durchbildung ihrer Formen die weiche gerundete Bewegung, allein es gelang auch ihr nicht, sämmtliche Glieder, namentlich die Ornamentik, diesem Gesetz vollkommen zu unterwerfen, und dadurch die Willkühr zu beseitigen.

Im Gefolge des Spitzbogens und der Strebepfeiler ging selbst dieses Rundungsgesetz zum grossen Theile wieder verloren, welches ohnehin als etwas bloss Aeusserliches hatte betrachtet werden müssen. Dagegen trat das neue constructive Element kräftig in den Vordergrund, unbekümmert darum, dass es mit der früheren romanischen Ornamentik sich nie würde vereinigen lassen, zufrieden vielmehr mit seinen Beziehungen zum grossen Ganzen.

Nach und nach hatte dieses neue Element die ihm hinderliche romanische Ornamentik gelüftet, und zuletzt sich derselben vollständig entledigt, zu gleicher Zeit aber sein ihm eigenthümliches Ornament vorbereitet, und zu neuer Harmonie entwickelt. Die Begriffe, welche dieser bewunderungswürdigen Entwickelung zum Grunde lagen, sind eben so sehr ein organisches Ganze, wie die geistige Kirche Gottes, aus welcher sie hervorgegangen, und durchdringen sich wechselseitig aufs Innigste, obgleich sie mehr vereinzelt sich betrachten lassen, als Systeme der Gruppirung und Krystallisirung, geordnet durch geometrische Gesetze, zuletzt belebt und gerechtfertigt durch symbolische Beziehungen.

Der Keim für diese gesammte Durchbildung lässt sich bis zu den frühchristlichen Basiliken hinauf verfolgen. Die Kreuzesform spricht sich dort symbolisirend aus; die Zusammenstellung verschiedener architectonischer Körper zu einem Ganzen krystallisirend und gruppirend, während die Geometrie ordnet in Viereck und Kreisform.

Unsere Kirchenbaukunst ist mithin folgerichtig aus sich selbst herausgewachsen, die alte Basilica beschloss sie im aufkeimenden Samenkern, der romanische Kunstabschnitt hatte sie zur Knospe entwickelt, und unsere gothische Periode entfaltete diese Knospe zur unvergleichlichen Blume.

Die Gruppirung.

In der constantinischen Basilika fügt sich der Grundbegriff aller späteren Massenverbindungen aus dem hohen Langhause, den Abseiten, dem Kreuzschiffe und der Absis zusammen. Erst durch den mit der Kirche verbundenen Thurmbau erhält diese Richtung einen wesentlichen Zuwachs, fast gleichzeitig auch durch die Kuppel über der Kreuzes-Mitte. Alle diese Theile blieben jedoch zunächst unter dem Eindruck scharfer Abgrenzung, während die Verbindung sich auf blosse Anlehnung beschränken musste.

Eine Milderung, zuletzt gänzliche Beseitigung jener scharfen Grenzen musste indess erfolgen, je nachdem es gelang, die Grosstheile selbst zu zerlegen und wieder aus Gleichartigem zusammenzufügen.

Die romanische Kunst vertheilte diesemnach ihre Wände innerhalb wie ausserhalb mit immer gewichtigerem Erfolg mittelst Pilastern, Lissenen und Säulen, der Uebergangsstyl und der gothische dagegen um so nachdrucksvoller mittelst ihrer äusseren Strebe- und ihrer reichgegliederten inneren Tragepfeiler, wobei auch der Chorschluss in diese Behandlungsart, mit Verwerfung der runden Absis, hineingezogen wurde. Der günstige Erfolg zog zu dieser Zerlegung auch Gruppirung durch Massenzuwachs, wodurch der Chor mit dem Capellenkranz sich umgab, an die Ecken der Kreuz- und Langschiffe sich kleine Thürme gesellten, und weil immer noch die ein-

zelnen Glieder, wenn auch im Bezug zum Ganzen, eine dennoch zu schroffe Abgeschlossenheit verriethen, wurden zuletzt selbst die Einzeltheile, je nachdem die Natur ihres Zweckes dafür sprach, gleichmässig der Gruppirung unterworfen.

Der Thurm, welcher in der romanischen Styl-Periode mit dem Uebergang aus dem Vier- ins Achteck sich begnügt hatte, verbindet sich an den abfälligen vier Ecken mit gesonderten Thürmen, und diese wieder mit kleineren in verwandter Weise. Die Strebepfeiler nehmen Thürmchen über ihren Absätzen und ihrer Spitze auf, um mit dem Hauptthurm in verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Die inneren Tragepfeiler, in der früheren romanischen Zeit viereckig oder rund, verbinden sich mit einem Cylinderkranz. Die Gewölbegurte zertheilen sich selbst in verwandte Gliederung, und jedes Gewölbe mindestens in vier, bald auch in weit mehrere Dreiecke. Die Pfeiler-Sockel gehen gleichfalls in Glieder auseinander, welche nach und nach wieder zu kleineren Gruppen sich zusammenschaaren, und selbst das Blattwerk der im Kranz umlaufenden Pfeiler-Capitäle sucht Gruppenbildung zu gewinnen. Die Fensterrose gruppirt sich aus den mannichfachsten Oeffnungen und wird Vorbild für eine gleiche Zusammensetzung der nach und nach sich erweiternden Hauptfenster. Die Baldachine richten sich nach den complicirten Thürmelungen, und das Portal als Ausdruck des ganzen übrigen Baues stattet sich mit mannichfachen Gliedern des letzteren aus.

Gleichwie solchemnach das grosse Ganze aus zwei in einander gewachsenen Constructionen besteht, einer inneren höheren geistigen, und einer äusseren, mehr dem Irdischen zugewendeten, unterzog das Theilungs- und Gruppirungs-System sich alle Glieder der Kirche, und selbst das kleinste musste gewissermaassen zum Nachbild der Hauptmasse werden, wenn auch stets modificirt für seine besonderen Zwecke.

Die Krystallisation.

Ob die mittelalterlichen Meister selbst ihre Kunstweise mit den Krystallformen der Natur verglichen haben mögen, wollen wir nicht entscheiden, sind aber der Meinung, dass jene grossartige Entwickelung nur durch Bekanntschaft mit diesen Gebilden der Natur ermöglicht werden konnte.

Den ersten Anstoss zu krystallartigen Verbindungen erhielt die Baukunst durch den polygonen Chorschluss, durch die achtseitige Kuppel, den Uebergang des vierseitigen Thurmes ins Achteck, die Bedachung aller dieser Theile, und die Zuschrägung der Mauermassen an Thürmen und Pfeilern.

Für die weitere Ausbildung der Einzeltheile geht hierauf die Entwickelung in zwei Weisen auseinander, eine eckige, mehr für äussere, und eine weichere, gerundete, mehr für innere Theile. Die eckigen Formen bestehen vorzugsweise in Vier- und Achteck, seltener in Drei- und Sechseck, noch seltener in mehrseitigen Figuren; steigen vertikal aufwärts, schrägen sich unterwärts oder aufwärts ab oder spitzen sich zu. Die gerundeten Formen bestehen in vortretenden Cylindern und eingezogenen Hohlkehlen unter dem Ausdruck der Elastizität. Ist die eine oder die andere Art diesem oder jenem Architecturtheil vorzugsweise zugewiesen, so schneiden doch meist beide Gattungen in einander, wodurch die gemeinsame Natur alle Theile mehr gleichmässig durchdringt. Der Regel nach tritt die eckige und spitzige Gestalt stets der Wetterseite oder sonstiger Unbilde entgegen, hat somit den Ausdruck des Aeusseren, Oberen, der Schaale, und nimmt in gleichem Maasse, als der Angriff wächst, an Schroffheit zu; während die runde Formation an unteren geschützten Theilen, vornehmlich aber im Innern sich geltend macht. Beide Arten jedoch durchdringen sich wechselseitig sehr schön und sinnig dadurch, dass stets, wo die eine dominirt, die andere nicht ganz ausgeschlossen wird. So wird der vierseitige äussere Strebepfeiler durch Gesimse umzogen, welche auf ihrer Unterseite der weichen Formation angehören; der innere, wieder weiche Tragepfeiler ruht dagegen zu unterst auf eckigen, theils vierseitigen, theils polygonen Sockeln. Noch inniger verwachsen beide Systeme dadurch, dass vorzugsweise weiche Gruppen in ihrer Totalität eckiger Umschreibung folgen, wie die inneren Tragepfeiler ihrem vierseitigen oder polygonen Fussgestell, die Fenstergliederung und Thürschrägung einer oder zwei Seiten eines Quadrates. Neben den vierseitigen und polygonen Ansätzen kommen zuletzt noch die Verbindungen mehrerer dieser Formen nebeneinander, strahlenförmig in Betracht, wie in den Chortheilen, oder übereinander aufsteigend, wie in allen Theilen, vornehmlich aber in den Thürmen. Vierecke stehen dabei theils unter gleichen Winkeln, theils über Eck ineinander, oder es folgen auch polygone Gestalten über unteren Vierecken und Dreiecken. Alle Massen, welche für den Haupttrieb entbehrlich werden, schrägen sich dabei entweder nach demselben aufwärts, oder bilden einen neuen, ihrer Kraft entsprechenden Nebentrieb.

Wir finden somit nicht nur die gesammte Masse in allen ihren Theilen und deren Beziehung zu einander lebensvoll, sondern auch dieses Krystallisationssystem nach der einen Seite hin mit jener Gruppengestaltung, auf der anderen Seite mit der unten zu berührenden geometrischen Formation zu einem einzigen Ganzen verschmolzen.

Die geometrischen Formverhältnisse.

Die Zusammensetzung grösster und kleinster Massen, sowie der verschiedenartigsten Formen, welche wir eben betrachtet haben, würde nothwendig ein Chaos bilden, wenn nicht wieder ein ordnendes Prinzip sie aufs vollkommenste durchdringen wollte. Dieses Prinzip besteht in geometrischen Regeln, welche über sämmtliche, selbst die kleinsten Längen-, Raum- und Körperverhältnisse sich erstrecken. Sie bringen das dem Begriff und Zweck nach Gleichmässige unter gleiche Raum-, Grössen- und Form-Bezüge, wie z. B. die verschiedenen Abtheilungen des hohen Chores, hohen Schiffes und Kreuzschiffes zu gleicher Höhe und Breite. Für das Abweichende halten sie dieselbe Regel in so weit fest, als die nothwendige Abweichung es verstattet, z. B. bei dem niedern Schiffe die Tiefe der Absätze von Pfeiler zu Pfeiler in Uebereinstimmung mit dem Mittelschiffe, während Breite und Höhe auf geringere Verhältnisse gewiesen sind, und der Chorumgang in Breite und Höhe als verlängertes Nebenschiff sich fort bewegt, aber die regelmässig viereckigen Formen verlassen muss, weil es gilt den polygonen Chorschluss mit dem Capellen-Kranz zu verbinden; wogegen etwa vorhandene Abseiten des Kreuzschiffes mit denen des Langhauses in jeder Rücksicht auf gleicher Stufe verbleiben. Ein Gleiches gilt von der Bedachung der hohen und wieder von der der niedrigeren Kirchentheile.

Wo Raum und Maase von einander abzuweichen genöthigt sind, treten gewisse Proportionen dafür ein, so sind an der St. Elisabethkirche zu Marburg die Nebenschiffe halb so breit, als die mittleren, und an der Kirche zu Altstadt in Baiern, welche noch dem Uebergangsstyl angehört, halten die Nebenschiffe in Breite und Höhe gerade die Hälfte von dem Maasse des Hauptschiffes. In ähnlicher Art bestimmt sich die Höhe aller übrigen Theile, wie z. B. an der Marburger Kirche die Breite des Nebenschiffes für die Höhe sämmtlicher Schiffe vierfach wiederholt wird, für die Länge des Kreuzes achtfach, die Länge des Mittelschiffes innerhalb zwölffach, die äussere Länge dreizehnfach, die Höhe des Hauptportales dreifach, für die Giebelhöhe sechsfach, zuletzt fünfzehnfach für die Thurmhöhe.

Die genannten Grund- und Höhenrichtungen mit ihrem Maassverhältniss liegen entweder mit der Kirche gleichlaufend oder sie rechtwinklicht kreuzend, während eine zweite Art mit dieser ersteren sich diagonal schneidet, und ihren Ursprung in der achtseitigen Kreuzungskuppel findet, so wie in den Seiten des Octogons, welche dem Chor zum Schlusse dienen, und nicht minder in dem oberen Achteck der Glockenthürme.

Wichtige Folgen zog diese diagonale Richtung dadurch nach sich, dass sie eine Menge Glieder des Bauwerks, entweder ganz und gar, oder mindestens mit gewissen Seiten in diagonale Stellung brachte; vom Achteck ins Zehn-, meist ins Zwölf-, zuweilen ins Vierzehneck hinüber führte, und zuletzt selbst die Maasse der Diagonale für verschiedene Grössen verwendete.

Die inneren Tragepfeiler der Kirche treten demnach in diagonale Stellung, und veranlassen die Gewölbe-Bögen zu gleicher Lage. Fenster und Portal-Gewandung befolgen dasselbe Gesetz, nicht minder die Gesimse mit ihrem Unterzug und der Aufschrägung, sowie in Uebereinstimmung mit den letzteren sämmtliche sogenannte Wasserschrägen; wie auch eine Menge Glieder, während sie die rechtwincklichte Richtung beibehalten, mindestens mit ihren abgefasten Ecken der diagonalen Flucht sich anschliessen, z. B. die Strebepfeiler der früh englischen Kunstperiode. Es ergiebt sich hierdurch ein vielseitiger Parallelismus, der Länge, Breite und Höhe, der liegenden und steigenden Diagonale nach, sowie zuletzt der steigenden Diagonale über der liegenden, z. B. über den schrägen Seiten des achtseitigen Chorabschlusses. Wesentlich trägt dieser Parallelismus dazu bei, dem Werke den so bewunderungswürdigen Ausdruck des einheitlichen Gusses zu sichern.

Complicirter wird die Zusammensetzung und die eben besprochene Richtung, sobald der Chorschluss wie an der Marburger Kirche, aus fünf Seiten des Zehnecks, oder, wie an den Domen zu Cöln und Amiens, aus sieben Seiten des Zwölfecks hervorgeht, und noch dabei mit einem Capellenkranz sich verbindet. Die verschiedenen Schlussseiten und Capellen verlassen alsdann natürlich die Flucht- und Diagonal-Richtung des Grundquadrats, jede Seite des Schlusses mit ihrer Capelle verfolgt indess dasselbe Gesetz für ihre Gliederung nach Lage ihrer eigenen Richtung, wie wir solches bei den Kirchenschiffen nach der normalen Flucht beobachtet haben. Wie in diesen reichen Kirchenchören die rechtwinklichte und diagonale Richtung mit der strahlenförmigen sich durchdringen, findet wieder in anderer Art eine verwandte Verschwisterung in Tragepfeilern, Gurten und meist allen übrigen reicher gegliederten Theilen statt. So sind meist die Axen sämmtlicher vorspringenden und eingezogenen Glieder der viereckigen, zuweilen auch mehr der Kreisform sich nähernden Tragepfeiler, nach dessen Mittelpunkt gerichtet, und nur bei länglicher Form dieser Pfeiler pflegen zwei Axen-Centra vorzukommen, wie am

Schluss des hohen Chores zu Cöln, XLVIII. 4. Eben so laufen die Gewölbegurte mit ihren Gliederaxen meist nach einem gemeinsamen Mittelpunkte.

Die Verwendung der Diagonal-Längen, sowohl des regelmässigen Grund-Quadrates als anderer verwandter Vierecke zu weiterer Maassbestimmung wird vielfältig behauptet, von Andern wieder bestritten.*) Sicher hat solche im späten Mittelalter nicht nur stattgefunden, sondern es wurden in dieser letzten Zeit durch Einschreibung mehrerer Quadrate über Eck in einander, dem sogenannten Achtort, selbst die Grössenmaasse für die kleinsten Formen und Profilirung somit auch für die Stärke aller Mauertheile gefunden. Ferner steht fest, dass durch die gesammte Kunst-Epoche minder nach Fussmaassen als nach Verhältnissen gebaut wurde, welchen eine bestimmte Einheit zum Grunde lag; eben so auch, dass die Ineinanderstellung von Achtecken in Quadrate, von Sechsecken in Dreiecke unter höchst berechneten Bezügen, ohne welche ein Thurm des Freiburger Münsters schwerlich Gestalt gewonnen hätte, seit dem dreizehnten Jahrhundert vorgekommen sind. Am klarsten treten in unserer Entwickelungszeit geometrische Raumvertheilungen in dem Sprossenwerk der Fenster zu Tage, welches eben hiervon den Namen des Maasswerks erhielt, auch musste selbst das angewendete Pflanzenwerk einer verwandten Berichtigung sich unterwerfen; ja sogar für die Form der Glocken galten ähnliche Bestimmungen, wie für die Architectur, indem solche dem Umfang wie der Höhe nach sich in dasselbe Quadrat mussten einschreiben lassen.

Die Symbolik.

So gründlich wohlgeordnet ein solches Kirchengebäude auch erscheinen möchte, würde doch seine ganze Gestalt unbestreitbar nur ein Curiosum sein, wenn nicht in demselben ein grosser Geist einer Unzahl kleiner und kleinster Geister sich mittheilen wollte. Die Sprache, welche dieses gegenseitige Geisterverhältniss ausdrückt, nennen wir kirchliche Symbolik. Das Christenthum, welches als göttlicher Gnadenstrom einer höhern Ordnung zu der niedern Naturordnung des Menschen sich herablässt, ladet die Menschheit ein, sich mit ihm zu verbinden, und in diese höhere Ordnung einzugehen. Der Mensch, von Natur aus sinnlich begabt und sinnlich beschränkt, muss für die Wahrnehmung dieses Höheren seine Sinnlichkeit berichtigen. Damit ihm dies möglich werde, hat die göttliche Barmherzigkeit ihm sinnliche Anknüpfungs-Momente geboten. Das Erlösungswerk besteht nämlich aus einem reich gegliederten Organismus. Wenn wir z. B. sagen, der Heiland hat uns durch seinen Kreuzestod erlöst, oder der Sohn Gottes ist für uns Mensch geworden, oder er hat uns den Himmel wieder eröffnet, so nehmen wir einzelne hervorragende Momente für das Ganze, werden aber durch jedes dieser Momente, vorausgesetzt, dass solches im richtigen kirchlichen Sinn erfasst wird, sicher in das Ganze eingeführt. Diese Momente sind nun die sinnlichen Zeichen und erzeugen die Symbole. Gleichwie aber der Mensch das Christenthum durch Symbole empfängt, in sich befestigt und nährt, so wird auch das, was er Gott zurück-

*) Friedrich Hoffstatt in seinem gothischen A. B. C., dem Ergebniss fast fünfundzwanzigjähriger fleissiger und begeisterter Studien, entwickelt die geometrische Construktion der gothischen Baukunst, und wird rücksichts seiner Zuverlässigkeit vielfach verdächtigt. Wir finden indess diese Verdächtigung um so weniger begründet, als der Verfasser stets höchst aufrichtig von Thatbeständen ausgeht, und selbst auf die Klippen aufmerksam macht, zu welchen Missverständnisse führen möchten. Ebenso spricht er selbst aus, dass die von ihm gewonnenen und benutzten Quellen sich meist nur bis ins funfzehnte Jahrhundert zurückführen lassen, behauptet aber, dass solche dennoch von höchster Wichtigkeit sind, weil diese spätere Zeit auf vollendete Ausbildung aller letzten Phasen des Styls mehr Mühe zu verwenden suchte, als die frühere, und eben hierin hat er Recht, weil das jüngste Mittelalter, wenn auch zu häufig klein im Grossen und gross im Kleinen, dennoch aller brauchbaren Entwickelungen nicht ledig war, und das gänzlich todte Zeitalter erst diesseits des Mittelalters beginnt. Geläugnet soll damit nicht werden, dass die Zeit um 1500 geometrische Verschraubung übertrieben hat, allein es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den beiden Verfahrungsweisen, von welchen die eine künstliche geometrische Verschlingungen entwirft, um daraus noch künstlichere Aufzüge zu erzwingen, während die andere Art ihre Massen zunächst zweckgemäss entwirft, und darauf geometrisch zu ordnen sucht. Hoffstatt hatte stets nur die letztere im Auge, während er vor der ersten irrigen Weise verwarnt. Grüber bearbeitete in dieser Richtung das erste verdienstvolle Werk, Hoffstatt das zweite weit umfassendere, und man kann versichert sein, dass dereinst noch gründlichere diesen beiden vorzüglichen Arbeiten nachfolgen und sich von Zeit zu Zeit überbieten werden, oder es müsste unsere mittelalterliche Kunst nicht unendlich höher stehen, als die griechisch-römischen vier Säulenordnungen, welchen doch Hunderte von Vermessungen und Lehrbüchern gewidmet wurden, nicht zu rechnen die schweren Opfer, welche diesen Studien aus Staatscassen zuflossen, während die Erforschung der vaterländischen Kunst aus gemeinsamen Kräften, verhältnissmässig erst eines geringen Zuschubs sich zu erfreuen hatte. Vor der Hand haben wir nichts Gründlicheres und Verlässigeres als dieses A. B. C. und wollen es in Ehren halten bis eine würdige Ablösnng erfolgt sein wird. Auch von der Anschuldigung des Dilettantismus wird man Hoffstatt gern freisprechen, wenn man weiss, dass nur mittelst seiner thätigsten Beihülfe die Kirche der Vorstadt Au bei München erstehen konnte.

giebt, jede christliche Handlung nämlich, sich wieder auf Symbole zurückführen lassen, also auch die christliche Kunst nicht nur symbolischer Beziehungen nicht entbehren können, sondern eben in ihnen bestehen. Dennoch möchten zur Zeit für unsere Kirchenbaukunst Symbole nur mehr im Allgemeinen sich aufstellen lassen, während mancherlei Bedeutungen, welche namentlich auf die untergeordneten Glieder sich beziehen, noch erst festerer Begründung bedürfen. Das grosse Ganze eines kirchlichen Tempels hat man fast zu allen Zeiten mit dem in der Apokalypse geschilderten himmlischen Jerusalem verglichen, und ihm nach der dort gegebenen Schilderung Gestalt zu geben getrachtet. Jedenfalls ist es ein Bild der geistigen Gesammtkirche, und wieder ein Opfer, welches die Gläubigen aus Dankbarkeit für das göttlich-menschliche Opfer Gott darbringen, und zwar in einer Weise, welche die gläubige in der Kirche versammelte Gemeinde mit diesem Dankopfer verbindet. Somit hat auch diese Gemeinde nach ihrer eigenen Gliederung das Gotteshaus gruppirt, der Geistlichkeit den Chor, der Gemeinde die Schiffe, den Eintretenden behufs würdiger Vorbereitung die Vorhallen angewiesen. Obgleich Geistlichkeit und Laien sich scheiden, befinden dennoch Kirchenschiffe und Chor sich unter verwandten, zum Theil gleichmässigen Formen, weil sämmtliche Christen zu einem allgemeinen Priesterthum berufen, und die eigentlichen Geistlichen zur Kirche alle Beziehungen theilen, unter welchen die Laien stehen. Der Eingang ins Kirchenschiff, mithin dessen westliches Schlussende, durch welches die Gemeinde eintritt, drückt deren Verlangen nach der Vereinigung mit Gott aus, der Schluss des Chores mit seinem Altare das Ziel und die Befriedigung dieses Verlangens, indem die Architectur sich vom Eingange nach der Centralstelle des Altars, und im Umschwunge wieder zurückbewegt. Das Mittelalter schon verglich die Länge der Kirche, also die Bewegung nach dem Altare hin mit dem Glauben, die Breite, welche alle Stände aufnimmt mit der Liebe, und die Höhe mit der Hoffnung. Weiter vergleicht man die Form dem Grundrisse nach mit dem Kreuzstamme, die Thürme mit den Füssen, das Chorende mit dem Haupte. Der Hochaltar nimmt hier die Centralstelle ein, und der Chorumgang mit den Capellen bildet eine Strahlenkrone, deren Perlen in den Altären und verklärten Schutzheiligen dieser Capellen bestehen. Die Richtung nach Osten bezieht sich auf das der Menschheit aufgehende Licht, die Richtung aller vier Seiten auf die vier Weltgegenden; die Totalität des Tempels auf die gesammte Christenheit, die Gliederung auf die Sonderung der Christen nach Ständen, Genossenschaften und Familien; die einander tragenden und stützenden Architectur-Glieder auf die gegenseitigen Dienstleistungen, zu welchen die Menschheit verpflichtet ist; besonders geschmückte und aufstrebende Glieder auf diejenigen Christen, welche durch kirchliche Tugenden sich auszeichnen. Die Fenster nebst ihren Glasmalereien kann man mit den Evangelien, oder die Fenster des Chores mit dem neuen, die der Schiffe mit dem alten Testamente vergleichen; auch das Steinwerk der Kirche und der Fenster mit der streitenden Kirche, das gemalte Glaswerk mit der diese erstere umstrahlenden, triumphirenden. Von jeher galten die innern Tragepfeiler als Symbole der Apostel und Propheten und wurden deshalb gern mit deren Bildwerken verbunden.

Die Thürme tragen das Gotteshaus in die Ferne, rufen mittelst ihrer metallenen Sprechorgane die Gläubigen zur Versammlung, und sinnbilden somit die Apostel und Kirchenlehrer. Das Portal vertritt den Heiland und ladet die mahnenden Gläubigen zur inneren Erbauung ein. Die Thürme sind aufs zierlichste ausgestattet, weil sie den Inhalt des Gotteshauses im Bilde zusammenfassen und zur Höhe hinaufleiten, während das mit Bilderwerk aufs reichste geschmückte Portal mehr auf die inneren Geheimlehren der Offenbarung hinweiset.

Das Aufstreben des ganzen Bauwerkes deutet auf die Sehnsucht des Christen nach dem himmlischen Vaterlande. Thürme, Thürmchen, Spitzen und Pflanzen athmen das christliche Gebet aus und erscheinen anderseits wieder als Herableiter der göttlichen Barmherzigkeit. Betrachten wir wieder die Kirche als Opfer und Opferstätte, so sind derselben abbildlich alle Reiche der Natur einverleibt; vierseitige Quadern lagern fest neben und aufeinander, Krystalle schiessen schroff und kühn himmelwärts; Pflanzen ranken in Hohlkehlen und klimmen längs sämmtlicher Schrägungen hin, zu oberst die sinnige Kreuzblume bildend; die Heiligen lassen sich bis zu den obern kühnen Regionen herab, während die Thierwelt über den mehr unteren festen Quadern ruht; und auch Wohlthäter des Bauwerks, wie andere zu ihm in besonderen Verhältnissen stehende Begebenheiten finden zuletzt irgendwo ihre schickliche Stelle.*)

*) Gleichwie erst die, durch das Christenthum erleuchtete Vernunft, den richtigen Standpunkt zur Erkenntniss und Beurtheilung anderer Religionspartheien einzunehmen im Stande ist, eben so auch befähigt erst die Kenntniss der christlichen Kunst zur richtigen Würdigung jeder ausserchristlichen.

Die Grundrisse.

Der Hauptsache nach bleiben die Grundrisse bei den Formen, welche uns der Uebergangsstyl finden liess, und nur einige innere Modificationen zog die neue Entwickelung nach sich. Vornehmlich kommt hier die An-

Weil wir nun, insoweit als unsere heutige Kenntniss es gestattet, einen Ueberblick der gothischen Baukunst vor uns haben, sind von hier aus Reflexionen über die griechische und altrömische nicht bloss ermöglicht, sondern rücksichts des ersten Ausgangspunkts abendländischer Baukunst überhaupt, auch wünschenswerth und nothwendig.

Dass unsere Darstellungsweise vielfältig Anfechtung erfahren wird, ist uns vorher bekannt und um so gleichgültiger, als die Kenntniss und Würdigung der altgriechischen Baukunst bisher so mannichfaltig und widersprechend ausfallen musste, als es ähnlichen Bemühungen um Begründung neuer Religionen und Christenthümer ergangen ist; indem Jeder das rechte Verständniss oder wenigstens den allein richtigen Weg zur Wahrheit gefunden haben wollte, wir aber von unserm Standpunkte um so weniger ein neues Princip beanspruchen, als wir uns nicht auf unsern eigenen, sondern nur auf den Standpunkt unserer christlichen Kirche stellen.

Unter den beliebten Erdichtungen, welche selbst zur statischen Begründung des griechischen Tempels führen sollten, steht obenan die Behauptung, dass derselbe von Hause aus ein Steinbau gewesen sei; so wenig hatte man noch Augen, Ohren und Vernunft für die Wahrheit. Vitruv, der älteste Architekt, welcher schrieb, berichtet, dass jener Tempel aus dem Holzbau sich entwickelte, und wer den dorischen Tempel betrachtet, wie er ist, muss diesem beipflichten. Weiter erzählt Vitruv, dass noch zu seiner Zeit Tempel mit bedeutenden Weiten zwischen den Säulen hölzerne Architrave zur Unterstützung hatten.

Die Wahrheit ist somit, dass der griechische Tempel aus dem Holzbau sich entwickelte, nur in Holz statische Begründung findet, erst später, nach der Bekanntschaft mit ägyptischen Bauwerken, dieser Holzbau in Stein wieder gegeben wurde und sich nun weiter entwickelte, obwohl es in dieser Entwicklung bei dem herkömmlichen Widerspruch verblieb. Oder liegt etwa in diesen massigen Säulen mit ihrem schwer herzustellenden Architrav, welche nur bestimmt sind, ein hölzernes Dach zu tragen, kein offenbarer statischer Widerspruch? Was den griechischen Tempel auszeichnet, ist nimmermehr sein Styl, denn er ist stylloser wie jeder andere Baustyl, und ohne Beweglichkeit, eine Stereotype; er zeichnet sich vielmehr aus durch seine mit grossem Geschmack ausgefeilten äusseren, dem Steinbau zufällig gewordenen Verhältnisse, eine saubere Technik und sein Material. Man nehme ihm sein Verhältniss oder allenfalls noch die saubere Ausführung und er ist ein Monstrum, wie alle übrigen Style nicht leicht eines gebären können.

Die bisher bewunderte ungeheure Mannigfaltigkeit jener Tempel beschränkt sich auf mehr oder weniger Säulen oder Säulenreihen, welche sein Aeusseres umstellen. Dieses blosse Zahlen- und Reihen-Maass der Säulen wurde schon so hoch angeschlagen, dass die Tempel darnach verschiedene Benennung erhielten.

Der Kern jedes Tempels, die Cella, ist ein vierseitiger Kasten, meist doppelt so lang als breit, oben mit einem flachen Dach versehen. Hat so ein Tempel nun vorn ein offene Vorhalle, welche zwischen den Eckwänden mittelwärts zwei Säulen unterstützen, so heisst er ein Tempel in Antis. Bilden eine oder zwei vollständig freistehende Säulenreihen einen Porticus, so heisst er Prostylos. Ein Amphiprostylos hatte vorn und hinten einen Porticus; ein Peripteros vorn und hinten je sechs Säulen und an jeder Langseite zwölf bis dreizehn, die Ecksäulen doppelt gezählt. Ein Octastylos-Peripteros zählte vorn acht Säulen, ein Dipteros vorn acht bis zehn Säulen, und rund um die Cella zwei, also doppelte Säulenreihen, wie am Tempel des olympischen Jupiters zu Athen. Je nachdem in dieser Art die Säulen wechselten, thun es auch die Benennungen, woraus einleuchtet, dass die geistreichen Verehrer jenes Styles ein bedeutendes Feld für ihr Gedächtniss vor sich haben mussten.

Wie alles Zeitliche war auch die Tempelform der Veränderung unterworfen und so zählt man drei alte Hauptstyle, den Dorischen ältesten, dem Holzbau am nächsten stehenden, von ernsten, strengen, schweren Formen; der Corinthischen durch Reichthum und Leichtigkeit vor jenem ausgezeichnet und mehr der Römerzeit angehörig, sowie drittens den Ionischen, welcher in Zeit und Haltung zwischen beiden steht. Einige Vergötterer jener Bauart halten es mit der alten dorischen Weise und erklären die corinthische für Ausartung, andere vergöttern die letztere und nennen die dorische unentwickelt, lebendig hat sie keinem werden wollen, denn bekanntlich bevölkerten die Wiederbelebungs-Versuche unsere modernen Städte nur mit Carricaturen, in welche das Licht mit Säcken hineingetragen werden musste. Symbolische Beziehungen, gleich unserer Kirchenbaukunst, hatte die Architectur jener alten Tempel nicht, sie steht vielmehr durchaus selbstständig da. Ebenso kennen die einzelnen Glieder auch nur ein Anlehnen an einander ohne jene inneren Bezüge und Verschmelzungen der mittelalterlichen Kunst.

Die einzelnen Theile aller drei Tempelgattungen bestehen in einem stufenweisen Unterbau von so colossalen Stufen, dass Menschen sie nicht ersteigen können; in der inneren meist lichtleeren Zella, zu welcher eine so grosse Thüre führt, dass der halbe Tempel hindurchgleiten könnte; in den verschiedenen Säulen nebst Capitälen; dem geraden Ueberbau, welcher in Architrav, Fries und Kranzleiste zerfällt, den flachen Giebeln an den Enden, und der Bedachung. Das Innere ist meist architekturlos und nur bei grösseren Tempeln stehen auch hier wieder Säulen umher, wodurch sich das Aeussere innerhalb copirt.

Tafel I. 1. geben wir einen Aufriss des Parthenons zu Athen in dorischer Ordnung. Die Weiten zwischen den Säulen dieser Ordnung betragen meist ein und ein halb Mal so viel als der untere Säulendurchmesser. Für die anderweiten Maassverhältnisse wird der untere Säulendurchmesser in hundert Theile oder Minuten getheilt. Die Höhe der Säulen enthält 408 bis 595 solcher Minuten, und die obere Verjüngung bei 15 Fuss Höhe 16,04 Minuten; bei 15 bis 20 F. 15,48 M.; bei 20 bis 30 F. 14,28 M.; bei 30 bis 40 F. 13,33 M.; bei 40 bis 50 F. 12,5 M. Meist sind diese Säulenstämme cannelirt, das heisst rund umher mit zwanzig flachen Rundhöhlungen versehen, welche in scharfen Kanten aneinander stossen, I. 2. a., und oben wie unten auslaufen ohne Unterbrechung. Diese Cannelirung belebt die todte Säulenrundung und lässt die letztere auch ins Auge fallen, weil die Rinnen nach der Seite hin schmäler erscheinen. Ein Untersatz fehlt den dorischen Säulen, während ein oberer Ring als Capitäl gilt. Dieser wulstige Ring, 2. b., Echinus genannt, vermittelt die Säulenstämme mit der oberen Deckplatte, dem Abacus c., und enthält mit ihm zusammen 40 bis 50 Minuten Höhe. Weil diese Vermittlung nicht hinlänglich befriedigen konnte, wurden unter dem Echinus noch mehrere Riemchen und etwas tiefer Einschnitte angebracht d. Um diese

ordnung der Kirchenschiffe in Betracht. In romanischen Kirchen nämlich, z. B. im Bamberger Dome, XXII. 1., wird das Mittel-Schiff in grosse Quadrate getheilt und vier stärkere Pfeiler stützen das Gewölbe jedes Quadrats,

Säulen mit der Architectur der Cella in Wechselbezug zu bringen, correspondiren mit ihnen längs der Mauer der letzteren flache Pilaster, doch wurde die Verwandtschaft dieser zu den Säulen wenig erreicht, denn die Pilaster verjüngen sich nicht und weichen auch ohnehin ab durch ihre Basen, welche den Säulen fehlen, wie auch mittelst eines durchaus anders geformten Capitäls. Von dem geraden Ueberbau über den Capitälen hat der dorische glatte Architrav 60—76 M. Höhe, und wird mittelst eines schmalen Bandes vom 65—82 M. hohen Friese getrennt, während Architrav und Fries in gleicher Flucht liegen und vor die Säulenaxe um 40—50 Minuten ausladen. Der Fries zerfällt der Breite nach in Triglyphen oder Dreischlitze und in die Zwischentiefen oder Metopen. Die ersteren sind mehr hoch als breit und stehen gerade über und zwischen den Säulen, während die quadratförmigen oder oft mehr breiten als hohen Metopen nicht allein als glatte Fläche die Zwischenräume füllen, sondern zuweilen auch mit Verzierungen versehen waren oder selbst kleine Fenster enthielten, das letztere aber nur, wo sie auf den Mauern neben Pilastern Platz fanden, also nicht in Verbindung mit Porticus-Metopen. Die Triglyphen e., welche noch an die Balkenköpfe im ehemaligen Holzbau erinnern sollen, springen vor der Metope 3—6 Minuten vor, enthalten zwei ganze und zwei halbe Schlitze, 2—3 Minuten tief, und zwischen den Schlitzen glatte Streifen oder Stege. Unter dem Bande nach dem Architrav zu f. setzt die Triglyphe gewissermassen sich fort, indem hier ein Riemchen anlehnt, unter welchem sechs Zäpfchen hängen, welche Tropfen genannt werden. Der Kranz, die Bekrönung, Cornische, beginnt mit den unterwärts schräg liegenden Dielenköpfen oder Tropfenträgern, welche über jeder Triglyphe und Metope mit achtzehn Tropfen in drei Reihen sich wiederholen g. u. 3. g. und wieder auf den Holzbau hindeuten. Der Kranzleisten, Corona, h., 12—18 M. hoch, ladet über die Säulenaxe um 69—105 M. vor und trägt als oberstes Glied den Ueberschlag.

Diese Darstellung des dorischen Tempels ergiebt, dass seine Construction lediglich dem Holzbau angehört; seine Ausbildung in Stein eine bloss äusserliche verblieb, welche Massen- und Ornamenten-Vertheilung in gefällige Gegenseitigkeit setzte; zuletzt alle Ornamente, der Hauptsache nach auf die hölzerne Herstammung deutend, rein willkürlichen Formen huldigen. Wie wollte man wohl die Gestalt der Tropfen unter den Triglyphen und den Dielenköpfen, welche Hoffstadt mit Schuhbürsten vergleicht, aus der Gesammtform des Tempels rechtfertigen? Wie die Triglyphen-Schlitzen oder die Cannelirung der Säulen? Zwar behaupten Viele, aus dem Gesetz der innern elastischen Einziehung, wie aber entsteht diese, also eine weiche Form, gerade im tragenden Theil, während im getragenen, dem Architrav, keine Spur davon? Sicher nur hat man die Plumpheit der Säulenflächen beseitigen wollen, ohne dabei ein Mehreres zu fühlen.

Die jonische Säule hat 800 bis 950 M. zur Höhe, die corinthische 900 bis 1100 M. Die Säulenweiten betragen $1\frac{1}{2}$ bis 3 Säulendurchmesser und die Verjüngung der Säulen bei der ersteren Art und 55 F. Höhe 9 Minuten, und für jede 5 Fuss Höhe mehr 1 M.; bei der corinthischen 10 bis 16 M. Bei beiden sind der Cannelirungen 24 und diese halbkreisförmig, mithin stärker eingetieft, als an der dorischen Säule, auch stossen die Canneluren nicht unmittelbar aneinander, sondern sind durch flache schmale Streifen oder Stege von der $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Breite der Canneluren getrennt, welche letztere oben und unten in Randungen auslaufen, ehe der Säulenschaft selbst zu Ende läuft I. 4. Beide Säulengattungen haben Basen. Entweder besteht dieselbe aus einem geradlinigten Untersatz, Plinthe 4. i., dem untern Rundstab oder Pfühl k., der Einziehung, einem Plättchen oder Riemchen, dem zweiten Pfühl l. und Riemchen, welche Base man die attische nennt; oder es wurde die jonisch genannte Base angewendet 5., welche nach unten hin stark eingezogen, gebrechlich und somit unschön erscheinen muss. Das jonische Säulen-Capitäl I. 6. hat Schnecken oder Voluten, welche an den Seiten Polster bilden 7. m. Die letzteren sind zuweilen mit Laubwerk verziert, und die Voluten bestehen aus Riemchen und zwischenlaufendem Canal und endigen in der Mitte mit dem Auge, einem Plättchen, Rosette oder auch einer Larve. Zwischen den Voluten-Fronten läuft eine Wulst mit Eiern und unterhalb der Voluten oft noch ein Band, Astragal, während alsdann meist Laubwerk den Raum zwischen diesem Bande, dem Eierstab und den Voluten ausfüllt. Eine architectonische Begründung dieser Voluten-Capitäle hat nie gelingen wollen. Vitruv nennt die dorische Säule die männliche, die jonische die weibliche und vergleicht die Voluten mit den aufgerollten Locken der Frauen, die cannelirten Säulen mit den weiblichen Falten-Gewändern. Der jonische Abacus, Capitäl-Platte, erscheint im Vergleich zum dorischen schmal, schwächlich und zerfällt in Kehlleiste und Riemchen.

Das corinthische Capitäl hat mehr Bedeutung und bessere Durchbildung als das jonische. Seine Voluten stehen über Eck, von einer nach der diagonal entgegengesetzten anderen um 200 M. auseinander, während 100 bis 118 M. zur Capitäl-Höhe gehören. Je zwei schwächere Stengel, Helicus, bilden zwischen den grössern Voluten kleinere, und drei Reihen Laubwerk, meist Acanthus, oft auch andere Blätter, umziehen den Hals des Capitäls I. 8. Die Capitälplatte, 12—16 M. hoch, ist an jeder Seite nach der Mitte hin eingezogen, und die Ecken über den Hauptvoluten sind abgekappt oder verschrägt.

Das jonische und corinthische Gebälk oder Architrav besteht aus drei Absätzen, von welchen jeder über den unteren etwas vortritt 6. n. und 8. n. und alle drei 57—88 M. Höhe enthalten. Die Friese o. sind 46 bis 82 M. hoch, durch ein Gesims vom Architrav gesondert und häufig mit Sculptur verziert, gleichwie die Kehlleiste dieses Gesimses mittelst Blattwerk. Der Kranz, 57 bis 104 Minuten hoch, ladet an jonischen Werken um 109—135 M., bei corinthischen um 113—155 M. über die Säulenaxe vor. Der jonische Kranz enthält häufig Zahnschnitte, 6—11 M. breit, 15—25 M. hoch mit Zwischenräumen von 12—15 M. Tiefe. Dem corinthischen Kranz sind die Kragsteine eigenthümlich, welche auch noch vorherrschend auf Holzbau hindeuten 8. p., und nur zuweilen kommen unter diesen oder auch mit Weglassung derselben die Zahnschnitte vor. Das jonische Gebälk in seiner Gesammtheit verhält sich zur Säulenhöhe wie 1 zu 3 bis 1 zu 4. Die dorische Dachgiebelhöhe steht zur Breite wie 1 zu 10; die corinthische wie 1 zu 5. Zuletzt verdienen die Stirnziegel, durch welche die Enden und der Rücken der alten Tempeldächer Einfassung erhielten, um so mehr noch einer Erwähnung, als unser mittelalterliches Zinnen- und Pflanzen-Werk auf dieselben zurückgeführt werden muss 9. 10.

Während unsere gothischen Kirchen ein organisches Ganze bilden, alle Theile einander durchdringen und bedingen, eine äussere, eine innere und eine obere Architectur nach ein und demselben Gesetz, dennoch höchst mannichfach sich gliedern, so dass der unwahrscheinliche Gewölbe-Schlussstein gleichsam über alle übrigen Theile bis zum Fundament hinab gebietet, tritt uns der griechische Tempel höchst armselig und geistlos entgegen. Nur Säulen und wieder Säulen, eine wie die andere, ein Aeusseres sich selbst genügend, kein Inneres, kein Oberes, und greift allenfalls ein Inneres Platz, so muss dieses wieder mit der Copie des Aeusseren sich begnügen. Im Gothischen

während in den Nebenschiffen zwei kleine Gewölbe auf die Länge eines grossen treffen und zur Unterstützung sich der kleinen Zwischenpfeiler bedienen. Die Pfeiler sind mithin abwechselnd von ungleicher Form und Stärke, und der Gewölbe im Hauptschiffe nur halb so viel, als in den Abseiten, die Gliederung der Schiffe also ungleichmässig und in der Mitte minder lebensvoll. Noch die romanische Spätzeit suchte Ausflucht mindestens für die Gleichmässigkeit der Pfeiler, und verwendete die Zwischenpfeiler, wie in der Kirche St. Trinité zu Caen, XX. 2., dazu, durch das Kreuzgewölbe noch rechtwinkelige Gurte zu leiten, wodurch jedes Quadrat desselben in sechs Dreiecke zerfiel. Diese Methode behielt nicht nur vielfach der Uebergangsstyl bei, z. B. in der Kirche zu Unserer Frau in Paris, sondern in Frankreich wurde seit 1250 auch noch die Frauenkirche zu Dijon, XXXVIII. 1., derartig angelegt. Sehr bald aber hatte auch der Uebergangsstyl diese sechstheiligen Gewölbe mit einfachen viertheiligen, dabei aber meist nur halb so tiefen Mittelgewölben vertauscht, z. B. in St. Etienne zu Caen, XXXI. 1., und diese neue Raumvertheilung, welche die Mittel- und Nebenschiffe in vollkommen gleiche Lebensthätigkeit versetzte, wurde vom gothischen Style beibehalten. In der Cathedrale von Chartres, geweiht 1260, sind die Gewölbe der Nebenschiffe fast quadratisch, und jedes Mittelschiffs-Gewölbe fast halb so tief als breit, XXXIII. 3. Dasselbe quadratische Verhältniss findet sich in St. Elisabeth zu Marburg, XL. 12., hier mit regelmässigen Quadraten, und eben so genau quadratisch in der Cathedrale zu Lichfield, XLV. 2. Meist aber beträgt die Tiefe der mittleren Gewölbe mehr als die halbe Breite, wobei auch die Nebenschiffe die quadratische Form mit der länglichen vertauschen. Im Schiff der Cathedrale von Lincoln ist die Tiefe der Gewölbe-Vierecke ein Drittel der inneren lichten Breite aller drei Schiffe, und dabei jedes Nebenschiff halb so breit als das mittlere, nach der Pfeileraxenweite gerechnet, XXXVII. 1. In den Cathedralen von Rheims und Amiens, XLII. 1. u. 2., sind die Vierecke der Nebenschiffe quadratisch, und das Rechteck der Gewölbe im Mittelschiff so gross, dass seine halbe Diagonale einer Seite im Nebenschiff gleich kommt. In der Cathedrale zu Meissen bilden je zwei mittlere Vierecke Quadrate, und eben so im Dome zu Köln. Hier hat jede der je doppelten Abseiten die Pfeileraxenbreite des Mittelschiffes, und die äusseren Nebenschiffe sind dabei etwa um so viel schmäler, dass sie erst mit Zurechnung der äusseren Mauerdicke den inneren Nebenschiffen an Weite gleichen. Die Kreuzflügel treten mit ihrem Mittelraum vor der Kreuzvierung um zwei Quadrate vor, und mit Einschluss ihrer Abseiten um ein Quadrat von der vierfachen Grösse jener kleinen.

Die Formverhältnisse der Schiffe finden sich auch in den Längetheilen des Chores wieder, doch weichen zuweilen Chor und Schiffe von einander ab, wie z. B. der jüngere um 1300 erbaute Chor der Lincolner Domkirche von den dortigen Kirchenschiffen, indem bei diesem Chore der Schlussstein a mit den Axen der nächsten Pfeiler gleichseitige Dreiecke bildet. Die vier Pfeiler des meist quadratischen Gewölbes in der Kreuzvierung sind jedesmal um so viel stärker als die übrigen Pfeiler, wie die Last des quadratischen Gewölbes zu der Last eines der schmäleren Gewölbe in Schiff oder Chor sich verhält, nur in England, und an einigen continentalen Kirchen, wo Centralthürme vorkommen, wird die Masse dieser vier Pfeiler um so bedeutender, als der Mittelthurm an Höhe und Gewicht in Betracht kommt. In der Cathedrale zu Siena XLIV. 2. sind ungeachtet der Kuppel sämmtliche Pfeiler von gleicher Bedeutung, der sechseckigen Kuppel jedoch auch sechs Pfeiler unterstellt.

Der polygone Chorschluss ist seit der Uebergangsperiode den vielfältigsten Formen unterworfen. Der Zuschluss-Arten lassen sich drei unterscheiden. Nach der einen wird das Chorende durch mehrere Seiten des Vielecks gebildet, von welchem zwei in die Richtung der Langmauern des Chores fallen, vielmehr dieser angehören, wie an der Cathedrale von Lichfield XLV. 2., mit Schluss aus dem Achteck. Bei der zweiten Art gehören dem Vieleck nur so viel Seiten unter gleichen Winkeln an, als die Halbkreisrundung in sich begreift, es ist also hier ein halbes Polygon den Chormauern angefügt unter grösseren Winkeln, als der Betrag einzelner Winkel in der Rundung, z. B. an der St. Elisabethkirche zu Marburg XL. 12. und der Cathedrale zu Rheims XLII. 1., und zwar an jeder Kirche ein halbes Zehneck. An der östlichsten Kapelle der Cathedrale von Amiens XLII. 2. befindet sich in gleicher Art ein Schluss mittelst eines halben Sechsecks und am Chor der Cathedrale von Chartres XXXIII. 3. ein halbes Vierzehneck. Wieder ähnlich und zwar mit vier Seiten des Achtecks, sind die

ist Alles Construction, und welche Mannigfaltigkeit, welche symbolische Sinnigkeit, im Griechischen Alles constructionswidrig, ohne Cyclopen-Felsen die Darstellung des Architravs auch ohne Zwang nie möglich, von Symbolik dabei keine Spur. Im Gothischen jedes Glied, jedes Ornament nach dem Grundgesetz des grossen Ganzen, im Griechischen die Nebenanderstellung durchaus beliebiger sinnloser Formen, z. B. jener Triglyphen-Schlitze, Tropfen, Eier-Stäbe, Voluten, u. s. w. Im Gothischen das Grössere aus mehreren Mittleren, die letzteren aus Kleinen und Kleinsten zusammengesetzt, wie die grosse für uns wahrnehmbare Schöpfung, im Griechischen das Kleine in denselben Formen ausgedehnt, um Grosses darzustellen, das letztere also nicht geistig, sondern nur nach dem Fussmaass erreicht.

acht kleineren Capellen an der Lieben-Frauen-Capelle zu Trier geschlossen, XL. 1., bei dieser Verwendung des Achtecks trifft aber jedesmal nicht eine Seite, sondern eine Ecke in die Mitte des Schlusses. Fünf schräge Schlussseiten gehören also, wie wir oben sahen, dem halben Zehneck an, können aber auch durch das Zwölfeck gebildet werden, von welchem dann die sechste und siebente Seite in die Richtung der Langmauern des Chores fallen. Die dritte Art, den Chor zu schliessen, finden wir ebenfalls aus dem Zwölfeck, wie an den Domen von Amiens XLII. 2. und zu Köln. Es wird nämlich die Chorrundung mit einem Radius gezogen, welcher der halben Chorbreite gleich ist, und nun kann das Polygon entweder ausserhalb um den Kreis geschrieben werden, in welchem Falle vom Zwölfeck zwei Seiten in die Langseiten des Chores fallen, oder das Zwölfeck wird innerhalb des Kreises construirt, in welchem Falle die Polygon-Wände ihrem Centrum näher liegen als die Chorlangseiten der Chor-Axe, in welcher sich dieses Centrum befindet. Um nun bei dieser Construction, welche bei den beiden letztgenannten Cathedralen angewendet ist, die Rundseiten mit den Chorlangseiten zu verbinden, sind noch zwei Anschräg-Seiten zu Hülfe genommen, und ausserhalb mit der sechsten und siebenten Capelle verbunden. Haben diese Anschrägungen fast so viel Länge als die Pfeiler-Weiten in den Chor-Langseiten, so wird der Gewölbe-Schlussstein dieses Theiles, wie zu Köln, weiter westlich gerückt, bis zum Mittelpunkt zwischen den Schrägseiten, und die Gewölbe-Rippen aus den Polygon-Winkeln wenden sich gleichfalls diesem Schlussstein zu, ignoriren mithin das eigentliche Centrum der Kreisrundung. Auch im Uebergangsstyl fand zuweilen eine dieserartige Verrückung des östlichsten Schlusssteins aus dem Centrum der Rundung statt, hier aber nach der östlichen Seite, also in die Fläche des Halbkreises hin, wie am Magdeburger Dome und der Kirche St. Etienne zu Caen.

Die Scheidewände der Capellen liegen der Regel nach vollkommen auf den Axen, welche nicht etwa in dem verrückten Schlusssteine, sondern in dem Kreis-Centrum beginnen und die Polygon-Winkel durchschneiden. Der Chorumgang hat im runden Umschwung so viel Breite wie an den Langseiten, nur am Kölner Dome nimmt die Rundung des Umganges um so viel an Breite zu, als die beiden Choranschrägungen am hohen Chore von der Flucht der Langseiten abweichen. Gleich wie der Chorschluss selbst, sind auch die Chor-Capellen auf verschiedene Weise vielseitig geschlossen. Zu Rheims an der Cathedrale sind sämmtliche Capellen, gleich dem Haupt-Chorschluss, ein halbes Zehneck mit vorgelegter paralleler Eintiefung; zu Amiens ein halbes Sechseck; zu Köln fünf Achteckseiten. Die Zahl der Capellen beträgt bei grossen Cathedralen meist sieben, und sind dieselben entweder von gleicher Grösse, oder unter einander verschieden, z. B. zu Amiens die mittelste bedeutend vorspringend; zu Chartres drei entschieden vortretende, und von den anderen zwei mittelst flachen Halbkreises, die übrigen zwei mittelst stumpfer Winkel geschlossen. Bei kleineren Kirchen legen sich oft nur je einzelne Polygone zu beiden Seiten des Hauptchores an, wie an der Notre-Dame zu Dijon kleine Chorschlüsse gleichsam für die Nebenschiffe, welche ähnliche Art an der Oppenheimer Catharinenkirche durch halbe, über Eck gestellte Sechsecke bewerkstelligt wird. In den früheren Perioden begegnet man häufiger, dass die Chorrundung auch auf den nördlichen und südlichen Schluss des Kreuzschiffes Anwendung fand, in der jetzigen dürfte dieses Vorkommen zu den Seltenheiten gehören und die Marburger Kirche als Beispiel dienen. Eine weitere sehr eigenthümliche Anordnung enthält die Lieben-Frauenkirche zu Trier, 1227—44. Ein gleichflügelichtes Kreuz aus fünf Quadraten liegt hier zum Grunde, drei Schenkel sind mittelst drei Achteckseiten geschlossen, und der allein verlängerte Chorschenkel mittelst eines halben Zehnecks; in die vier Kreuzwinkel legen sich kleine Quadrate von der viertel Grösse der mittleren, und je ein halbes über Eck gestelltes Achteck schliesst als eben so viel Capellen die acht übrig bleibenden Winkelöffnungen. Die Gesammtform des Schiffes bewegt sich auf diese Art kreisförmig.

In England bleibt der einfache gerade Schluss, meist in Verbindung mit der vorspringenden Marien-Capelle, vorherrschend, während in Italien, in der Kirche des heiligen Franziscus zu Assisi, 1218—30, XLIV. 5. und 6. noch die romanische Absis, und in der Cathedrale zu Siena 2. und 3. eine bloss flache absisartige Wandnische beliebt wurden.

Während in solcher Weise die Schiffe mit den Chören, im Ganzen wie im Einzelnen, in Zusammenhang und Beziehung standen, mussten auch die Vorhallen und namentlich die unteren Räume der westlichen Thürme, zum grossen Ganzen unter verwandte Verhältnisse treten, mit Aufgabe ihrer früheren, mehr abgeschlossenen und nur angefügten Stellung. Man erreichte diesen Zweck dadurch, dass die Kirchenschiffe gleichsam durch die unteren Theile der Thürme fortgesetzt und die Thürme meist in sehr kühner Weise innerhalb nur durch Tragepfeiler Unterstützung fanden. Wenig stärker als die übrigen Pfeiler des Kirchenschiffes sind diejenigen, welche an den Cathedralen von Lichfield und Rheims die Thürme unterstützen, in der Marburger Kirche hingegen und

im Kölner Dome ist die Masse der Thurmpfeiler bedeutend, somit auch gegen die Schiffe hin um so mehr abschliessend. Offene Vorhallen, wie z. B. an der Frauenkirche zu Dijon, XXXVIII. 1. und 5., gehören zu den selteneren Anlagen.

Die inneren Tragepfeiler oder Schafte.

Von dieser Pfeilerart haben wir drei Gattungen zu unterscheiden, welche alle drei auch den vorigen beiden Zeitabschnitten bekannt waren, nämlich Pfeiler, welche bis zu ihrem obersten Schluss von allen Seiten freistehen und mehrschiffigen Kirchen von gleicher Höhe angehören; Pfeiler, welche als Halb- und Viertelpfeiler längs den Wänden und in den Ecken emporlaufen; sowie zuletzt diejenigen Pfeiler, welche in Schiffen von ungleicher Höhe aus vollrunden und wieder blos anlehnenden Theilen, nach Art der zweiten Gattung, zusammengesetzt sind.

Im Verlauf des vorigen Kunst-Abschnittes fanden wir bereits, dass diese Pfeiler ihren inneren Kern mit leichteren Cylindern oder Gewölbe-Diensten theils umgaben, theils zu gemeinsamen Körpern verbanden. Wurde hierdurch dem allgemeinen Gruppirungssystem auch in Hinsicht der Pfeiler entsprochen, so bestand die dieserartige Gruppe doch nur durch Anlehnung der Glieder an den durchblickenden Kern, ohne lebensvolle Verbindung zu einem Ganzen. Die jetzige Kunst-Epoche befriedigte auch diese letztere Aufgabe dadurch, dass sie die verschiedenen vortretenden Theile mittelst zwischen gefügten Einziehungen zu einer einzigen belebten gleichsam elastischen Pfeilermasse verband. Zugleich wurde die Gliederung dermassen geordnet, dass stärkere und schwächere Glieder nach Massgabe der über ihnen lagernden Bogengurte mit diesen correspondirten, und die Gesammtform in ein über Eck gestelltes Quadrat mit verstutzten Ecken eingeschrieben werden konnte, wie z. B. der Pfeiler XXXVI. 17. von der Cathedrale zu Lincoln, wo die vier Haupt-Dienste auch noch mit einem nasenförmig vorspringenden Riemchen versehen sind. In noch reicherer Durchführung ziehen sich an den Stellen, wo die runden Glieder in die Kehlen übergehen, schmale flache Säume hin, oder es lehnt sich an diese Stelle des stärkeren Cylinders zunächst noch ein zweiter an, und führt alsdann erst in die Hohlkehle über. Ein in dieser Art, freilich sehr eigenthümlich, gegliederter Schaft ist der XLVII. 8. gegebene von St. Marien zu Mühlhausen in Thüringen, während an den inneren Eckpfeilern XL. 8. der Liebfrauenkirche zu Trier die Höhlungen zwischen den Cylindern in ihrer Mitte ein schmaler Steg in zwei Theile sondert. In den meisten Kirchen sucht man jedoch diese durchgebildetern Weisen vergebens, theils weil sie erst spät sich entwickelten, theils wohl Ersparniss halber. Die grossen Kreuzpfeiler und die Wandpfeiler der Marburger Kirche sind mit Hohlkehlen zwischen dem Dienste versehen, XL. 13., 16., und reicher noch die Pfeiler in den Schiffen des Kölner Domes gegliedert, an den Chorpfeilern des letzteren reihen sich indess noch die Dienste an den einfachen inneren runden Kern, XLVIII. 4. und 5. In der Westminster-Abtei XLV. f. sind vier Dienste mit dem Kernpfeiler verbunden und die vier übrigen selbst noch vollrund, angefügt, und es scheint, dass in England die oben beschriebene vollkommenste Gliederung weniger empfunden wurde, weil selbst die reichhaltigere Gliederung des Pfeilers XLV. 7. von der Cathedrale zu Bristol alle ihre runden Glieder nur zur Hälfte vortreten lässt. Ebenso begnügen sich französische Kirchen dieser Periode mit dem blossen Anschluss runder Dienste an einfachere Kern-Cylinder.

Die Zahl der Dienste, und somit die Regel der Hauptgliederung, wird bei den Pfeilern gleich hoher Kirchenschiffe, wie auch bei den Halbpfeilern, längs der Wände durch die Gurt- und Rippenzahl des aufliegenden Gewölbes bestimmt, indem die erste Pfeilergattung vier starke Dienste für die Scheidebögen und Gurtbögen, vier schwächere für die Gradbögen oder Diagonal-Rippen bedarf, während an den Wandpfeilern ein starker Dienst für die Gurtbögen, zwei schwächere für die Gradbögen und zwei noch geringere für den Schildbogen, welcher längs der Umfassungswand über dem Fenster zunächst das Gewölbe berührt, sich von selbst ergeben. Bei ungleich hohen Schiffen correspondirt der eine Theil der Pfeilergliederung mit dem gegenüberliegenden Wandpfeiler; der zweite, dem ersten im Rücken liegende Theil, gleichfalls aus fünf Diensten für Gurt-, Grad- und Schildbögen bestehend, läuft längs dem hohen Mittelschiff nach seinem Gewölbe empor, und die beiden übrigen Theile tragen den Scheidegurt der Arkade, auf welcher das Mittelschiff mit seinen Mauern lastet. Auch diese beiden Seiten des Pfeilers sind in der Regel wie die übrigen gegliedert, obgleich die aufliegende Gliederung der Arkade in einer Einzelgruppe besteht, während die übrigen Bögen, jeder für sich, schmälere Gruppirungen bilden. Noch ist hierbei zu beachten, dass je nachdem die nöthige Dicke des Scheidebogens und der Mittelschiffsmauer die Pfeilermasse mehr in Anspruch nimmt, auch die Gliederung sich nothwendig modificiren muss. Wenn z. B. in dem über Eck gestellten Pfeiler I. 11. das wiederum über Eck gestellte Quadrat a b c d der Mauerdicke

entspricht, würden zwischen a. e. b. die Dienste für das Mittelschiff, zwischen c. f. d. die für das Nebenschiff und in den beiden übrigen Dreiecken die Dienste für den Scheide- oder Arkadenbogen liegen, und mithin die Gliederung für alle vier Seiten gleichmässig sein können. Beträgt hingegen die Mauerdicke mehr, z. B. um ein Drittel der Entfernung e i., also von i. bis k., so müssten die Dienste für die Gewölbe sich auf den Raum des Dreiecks e k. beschränken, die Glieder der Arkaden im Dreieck l h. könnten jenen gleichen, und der Raum bei b., zwischen den Dreiecken e k. und l h. würde mit Zwischengliedern auszufüllen sein, welche gleichfalls noch unter den Arkadenbogen zu stehen kommen. Je mehr der Raum über den Arkaden von der Breite des Fensters eingenommen wird, also einem blossen Gitterwerk nahe kommt und der Seitenfüllung entbehrt, desto geringerer Stärke bedarf der Arkadenbogen, weil eben die Uebereckstellung des Pfeilers mit ihren vorspringenden Diensten, vorausgesetzt dass solche mit dem Pfeiler verwachsen und nicht wie im Uebergangsstyl blos vorgelehnt sind, dem Pfeiler die nöthige Masse und Tragefähigkeit sichern, während auf der andern Seite eben diese Pfeilergliederung und namentlich die tiefen Hohlkehlen, selbst dem stärksten Pfeiler noch das Gepräge von Leichtigkeit verleihen*). Auch die correspondirende Haltung zwischen Diensten und Gewölbebögen griff in dieser Entwickelungszeit erst nach und nach Platz, denn in der Marburger Kirche am Pfeiler XL. 14. befinden sich erst vier Dienste für Scheide- und Gurtbögen, während die Gradbögen über dem Gesammtcapitäl des Pfeilers ohne Dienst beginnen.

Die angemessenste Haltung der Dienste des Mittelschiffs-Gewölbes ist unstreitig diejenige, welche vom Sockel aufwärts ohne Unterbrechung bis zur Capitälkrone unterm Hauptgewölbe fortläuft, wie z. B. in der französischen Cathedrale zu Coutances, XXXVIII. 3., und im Kölner Dome XLVIII. 3. Zuweilen besteht die in dieser Art von unten bis nach oben hin laufende Gliederung nur aus einem einzigen Dienste, wie in der französischen Cathedrale von Seez XXXVIII. 4. und in der englischen Westminster-Abtei XLV. 5. Am beliebtesten, obwohl am mindesten organisch, war indess in England und Frankreich die Weise, dass der untere Arkadenpfeiler auf die Gewölbegurte noch keine Rücksicht nahm und erst über ihm, entweder auf einem vorspringenden Theile desselben oder über besondere Consolen die eigentlichen Gewölbe-Dienste ihren Anfang nahmen.

In den englischen Cathedralen von Salisbury, XXXV. 9., Lincoln XXXVI. 9. und XLVI. 4. beginnen die Dienste mittelst Consolen, während der Arkadenpfeiler mit den Mauern des Schiffes in gleicher Flucht steht. In den französischen Kirchen steht dagegen meist der Arkadenpfeiler an der Schiffsmauer vor, und über ihm lagern die Dienste nochmals mit eigenen Sockeln auf. So lagern in der Cathedrale von Paris die Dienste über einfachen Rundpfeilern, XXXII. 2.; in der Cathedrale von Chartres beginnen die Dienste ähnlich, während die unteren Pfeiler mit vier angefügten Cylindern verbunden sind, und in der Cathedrale von Sens wechseln verschiedene Pfeiler um einander ab, wobei je ein starker reich gegliederter fünf ununterbrochene Dienste nach dem Gewölbe emporsendet, während die aus je zwei starken Säulen bestehenden Zwischenpfeiler einen besonderen Dienst aufsitzen lassen, welchen nur ein einzelner das Gewölbe rechtwinklicht durch den Schlussstein schneidender Gurt trägt, wie in der romanischen Kirche St. Etienne zu Caen.

Die normale Durchbildung des Pfeilersockels erfordert, dass dieser, ungerechnet die obere Umringelung durch Pfühl, Einziehung und Plinthe, in drei Höhen-Absätze zerfällt, deren oberster jedem Dienst und sonstig vortretenden Hauptgliede ein achtseitiges Polygon unterstellt, von welchen Vielecken so viel ganze und halbe Seiten sichtbar bleiben, als ihre Zusammendrängung erlaubt, während sämmtliche Vielecke in gleicher Flucht liegen müssen. Der mittlere mehr vorspringende Absatz vereinigt die Polygone mehr zu einer einzigen Masse, indem sie an seinen Flächen sich nur noch mehr markiren als förmlich gestalten, und führt somit die obere aus Vielecken reich zusammengefügte Abtheilung in die dritte und unterste hinüber, welche aus einem einzigen über Eck gestellten Quadrat mit abgeschnittenen Ecken besteht. In höchst sinniger Weise wird hier die compacte Fundamentalmasse crystallisationsartig in den gegliederten Pfeiler hinübergeleitet, und zugleich dem Sockel des sonst weich und rund gegliederten Pfeilers die eckige entschiedenere Formation gegeben, welche sonst vorzugsweise am Aeusseren Anwendung fand. Wirkliche Ausführungen dürften diesem Normal-Sockel indess selten vollkommen entsprechen, doch finden wir viele, welche seinem Gesetze mindestens in der einen oder andern Rücksicht nachkommen, während die meisten sich mit einfachern Formationen begnügen. In England verblieben die einzelnen Dienstsockel bei der gerundeten Form mit Vermeidung des Vielecks, steigen aber meist in mehreren Absätzen aufwärts, oft mit vielfach reicher Zwischengliederung, so in der Cathedrale von Lincoln XXXVII. 16.,

*) Der Durchmesser der Schafte im Kölner Dome verhält sich zur lichten Weite des Mittelschiffes wie 1 zu 6.

Beverley-Münster XXXVI. 13. Einfacher bestehen die Pfeiler-Sockel in der Westminster-Kirche aus einem mässig hohen Achteck, welches die Pfeilergliederung in runder Bewegung umzieht, XLV. 5. f. In dem noch jüngeren Chor der Cathedrale von Lincoln gleichen die Pfeiler-Basen den eben bezeichneten des mehr frühenglischen Styls, XLVI. 4. An deutschen Werken stellt die vieleckige Behandlung sich schon zeitig ein, so an der untersten Platte der Pfeiler in der Lieben-Frauen-Kirche zu Trier XL. 8., an den beiden obern Absätzen in der Marburger Kirche 15., während die unterste Stufe noch kreisrund verblieben ist. Im Kölner Dome sind die Sockel bereits dreistufig, die obern Stufen aus Polygonen zusammengesetzt, ebenso die Pfeiler-Basen im Dome zu Halberstadt. Auch in den französischen Cathedralen steht diese Entwickelung gegen die deutsche zurück. Zu Chartres ist die äusserste Pfeiler-Sohle achtseitig, über dem Achteck erhebt sich ein mittlerer Cylinder mit vier kleineren, und diese letzteren stehen wieder auf viereckigen Basen in zwei Absätzen; in Beauvais besteht der ganze Sockel aus einer einzigen hohen Stufe und ist rund für den Kernpfeiler, sowie rund in den Füssen der Dienste, Sockel also wie Pfeiler-Schaft von gleicher Form, nur der erstere um weniges vorspringend; zu Amiens bestehen die Sockel für jeden Pfeiler-Cylinder in zwei Polygonen über einander, kommen also der deutschen Weise nahe, entbehren aber der gemeinsamen vier- oder achtseitigen untersten Stufe. In der italienischen Kirche zu Assisi ist der unterste Theil der Wandpfeiler ein halbes Achteck, und jedem Cylinder-Theil stellen sich Würfelformen unter, XLIV. 7. 8. Ein Beispiel von geometrischer Construction eines Pfeiler-Profils bietet Fig. 9. XXXVII. aus der Cathedrale von Wells. In ein Achteck ist ein Quadrat a b c d gestellt und ein zweites Quadrat diesem über Eck gelegt nach den Punkten e u. f berührt auch die Winkel g h. Die Grösse der Polygone h i und g k ergiebt sich von selbst.

Die Pfeiler-Capitäle, besonders insoweit sie den Diensten angehören, bauen sich nach oben mehr oder weniger kelchförmig aus, sind in England vielfach blätterlos, wobei denn aber die hohe Deckplatte sich reich und kräftig gliedert, z. B. zu Westminster XLV. 1. Der Umfang jeder Capitäl-Platte bleibt hier rund wie der Sockel, geht hingegen in Deutschland noch allgemeiner als die Sockel-Glieder in so viele an einander stossende Achtecke über, als Cylinder und Capitäle den Pfeiler umkreisen. In deutschen Werken umkreisen Capitäle und Platten den Dienst unter dem Arkadenbogen, lassen aber die Dienste des Hauptgewölbes frei, so dass diese erst unter ihren eigenen Gurten mit Capitälen versehen werden. In den französischen Cathedralen zu Chartres, Amiens, Sens sind die Deckplatten vierseitig, zu Dijon und Rheims achteckig, und laufen hier zu Anfang der Arkadenbögen die Capitäle rund umher, weil die Dienste für das Hauptgewölbe erst höher beginnen.

Die Gewölbe und inneren Bögen.

Die gothischen Capitäle theilen nicht mit den griechisch-römischen gleiche Abgeschlossenheit, sondern erscheinen vielmehr nur als ein Blätterkranz, welcher die im Pfeiler-Schaft aufstrebende Masse an der Stelle bezeichnet und schmückt, wo selbige ihren Umschwung ins Gewölbe beginnt. Die sämmtlichen Gewölbe-Gurte als fortgesetzte Bewegung des Pfeilers, und zugleich auch als wesentliche Theile des Gewölbes, setzen dieses letztere durch die vollendetste Weise zu den Schaften in Beziehung.

Unter diesen Bögen bilden die Arkaden- und Scheidebögen die grösste Gruppe, die Schild- und Gradbögen die schmälste und die Gurtbögen übertreffen die letzteren mehr oder weniger an Stärke. Wesentliches Erforderniss dieser sämmtlichen Bögen ist, dass sie die ihnen unterstellten Dienste nicht an Umfang übertreffen und dabei wieder über jedem einzelnen Dienst in mehrere Glieder sich zertheilen, damit die emporlaufende Masse mit ihrem Eintritt in den Gurt an Auflösung und Leichtigkeit zunimmt. Die Scheidebögen in den Arkaden correspondiren mit so vielen Gliedern des Schaftes, als unter ihre Breite treffen, im geringsten Falle mit dem vierten Theile des Schaftumfanges. Wenn das letztere Verhältniss zutrifft, würde dem Scheidebogen die Masse von einem Gurt-, zwei Schild- und zwei Gradbögen zufliessen, meist aber ist derselbe von grösserer Masse, seine Gliederung also auch eine gehäuftere, als die jener fünf Gewölbe-Bögen zusammen, indess dennoch minder zertheilt als die Gewölbe-Bögen, weil er ungefähr um die Hälfte niedriger liegt, als das obere Gewölbe und dabei der Mauerlast des Mittelschiffes zur Unterstützung dient. Gleichwie der ihm zugehörige Schafttheil mehr oder minder mit einem rechten Winkel vortritt, setzt auch der Scheidegurt in der Lage eines halben über Eck gestellten Quadrates seine Bewegung fort, während seine beiden Schrägseiten die Gliederung enthalten. Am reichsten führte die englische Architectur diese Gliederung aus, indem schon im frühenglischen Styl, z. B. am Beverley-Münster, XXXVI. 13., neunzehn runde gleich bedeutende Wulste durch schmale Hohlkehlen getrennt werden. An späteren Werken macht sich zwar mehr Abwechselung geltend, so am Bogen von St. Albans, XXXIX.

13., wo grössere und kleinere Wulste zum Theil mit Unterhöhlungen und rechtwinklichten Vorsprüngen wechseln, auch kommen birnförmige Glieder vor nach Art des Profils bei XXXIX. 6., es behält indess diese englische Gliederung zu sehr den Eindruck einer blos cannelirten Fläche. Der deutsche Scheidebogen dagegen ist mehr darauf bedacht, seine Glieder in grössere und kleinere Gruppen zu theilen. Der Bogen XLII. 13., welcher im Magdeburger Dom das Mittelschiff von der obern Thurmhalle trennt, gruppirt sich in rechtwinklichten Stufen und wechselt in jeder Stufe mit birnförmigen Wulsten, Hohlkehlen und über Eck stehenden Plättchen. Der Bogen XLVII. 19. vom Dome zu Halberstadt wechselt mit stärkeren und schwächeren Gliedern, ohne auf die Stufenreihe des Pfeilers, welche mehr noch dem Uebergangs- und romanischen Styl angehört, einzugehen. Aehnlich dem Magdeburgischen sind die Bögen, welche in der Marburger Kirche über den grossen Mittelpfeilern das Kreuzvierungsgewölbe stützen, nämlich die beiden grösseren bei XL. 13. In französischen Cathedralen behauptete sich, wie es scheint, vorherrschend die mehrfache rechtwinklichte Abstufung mit eingebundenen runden Wulsten, wie in den Cathedralen von Rheims und Dijon.

Die Gurt- und Gradbögen sind bei weit geringerem Durchmesser ungleich zarter gegliedert als die breiten Scheidebögen und nehmen auch eine mehr herabhängende, also weit mehr zugespitzte Form an, als der rechte Winkel zulassen würde. Ihre geringe Breite erlaubt dabei nur wenige Glieder. Von dem Profile der Lieben-Frauen-Kirche zu Trier, XL., erinnert 2. noch stark an die schwere massige Form der vorigen Periode, während 3. und 7. sich der neuen Weise nähern. Die diagonal liegenden Profile bei 13., 14. und 16. von der Kirche zu Marburg sind dem letztern noch sehr ähnlich; während der Gurtbogen XLII. 15. und der Gurt- und die beiden Gradbögen 14., sämmtlich vom Dome zu Magdeburg, bereits theils reiche, theils durchgebildete Profile enthalten. Die am meisten vollendete Form zeigt uns endlich ein Schwibbogen vom Dome zu Köln XLVIII. 12. Der Gurt- und Gradbogen von der Westminster-Abtei, XLV. o., ist von so gedrückter Form, dass er sich in einen rechten Winkel einschreiben lässt und correspondirt vermittelst seiner zarten Hohlkehlen mit den Profilen der dortigen Scheidebögen. Die Schildbögen theilen gewöhnlich die Form eines halben Gradbogens. Die Form dieser sämmtlichen Gurte dient dem Gesetz der Spannung des Bogens unter dem Eindruck eines inneren Zusammenziehens und des Widerstandes gegen die Last der andrängenden Gewölbe.

Zahlreichere Gewölbe-Reihungen als diejenigen, welche aus Gurt- und Gradbögen und dem dritten Bogen bestehen, welcher in französischen Kirchen rechtwinklig das Gewölbe durch den Schlussstein schneidet, brachte man in dieser Zeit nur in englischen Kirchen zur Durchführung. In den Cathedralen von Lincoln, XXXVII. 1., und Lichfield, XLV. 2., sehen wir Sterngewölbe, in welchen alle Bögen von gleicher Stärke auch gleiche Bedeutung theilen, so dass im Mittelschiff der letzteren Kirche selbst die eigentlichen Gurtbögen fehlen. Mit dieser complicirten Art entwickelten sich zugleich die schönen sternartigen Palm-Gewölbe für vielseitige Räume, welche sehr schlank und kühn mit allen Hauptgurten zugleich aus dem dünnen Mittelpfeiler emporwachsen, wie im Capitel-Saal der Cathedrale von Lincoln XLVI. 7. Der Grundriss, ein Zehneck, ist auch für die Gurte von sehr regelmässiger Form, indem der mittlere Kreis gleichweit vom Centrum wie von den Winkel-Ecken sich bewegt, auch jede Linie des einen Strahls stets mit einer Linie eines andern in gleicher Flucht liegt. Wie zugleich in den Cathedralen sämmtliche Winkel mit Schlusssteinen versehen sind, berührten wir bereits früher, wie auch nicht minder die Stellung der Gurte in den Chorschlüssen.

Die Schlusssteine wurden jetzt fast ausschliesslich mit dem Laubwerk verziert, welches dieser Periode eigenthümlich gehörte, z. B. die schönen Schlusssteine vom Dome zu Meissen, XLIII. 6., 7. u. 8., und der Cathedrale zu Wells, XXXVII. 3.

Die Form der einzelnen Gewölbe-Vierecke lässt sich in vier Gattungen theilen. Nach der ersten liegt der oberste Theil des Gewölbes in gerader Linie, sowohl der Länge nach, also in einer Flucht durch die ganze Kirche, wie auch der Breite nach, nämlich rechtwinklicht durch jeden Centralschlussstein. Diese Haltung ist in englischen Kirchen, die dem frühenglischen Styl angehörige Cathedrale von Salisbury ausgenommen, fast typisch, z. B. in der Westminster-Abtei, XLV. 5., in den Cathedralen von Lincoln und Lichfield XLVI. 4. u. 5. In Deutschland kommt sie vor in der Frauen-Kirche zu Trier, XL. 5., und im Dome zu Magdeburg. Die zweite Gattung behält die geraden Linien bei, lässt diese aber in jedem Gewölbe-Viereck von der Spitze des Gurt- und Schildbogens nach dem Schlussstein schräg an steigen, wie in den Nebenschiffen des Kölner Domes, XLVIII. 3. c. Die dritte Art wölbte jede Kappe von der Spitze des Schildbogens und wieder von der Spitze des Gurtbogens, nach dem Schlussstein hin in Segmentform, 3. d. Die vierte Weise, in Deutschland wohl die gebräuchlichste, gab jedem Gewölbe-Viereck nach dem Schlussstein hin eine segmentartige Erhöhung, welche wir auch in der Cathedrale zu Siena, XLIV. 3., finden.

Bei der ersten und dritten Gattung sind die Spitzbögen, welche Gurt-, Schild- und Gradbögen bilden, von gleicher Höhe, bei der zweiten und vierten hingegen die Spitzbögen der Grade höher als die übrigen. Der Spitzbogen der Gurtbögen ist jedesmal der Normalbogen des Gewölbes, der Schildbogen, vorausgesetzt, dass die Vierecke minder tief als breit sind, bedeutend spitziger als der erstere und der Grad- oder Diagonal-Bogen der weiteste und stumpfeste.

Gurt-, Grad- und Schildbögen, auch selbst die übrigen Bögen eines Stern-Gewölbes sind nach ein und derselben Zirkelöffnung construirt. Vorausgesetzt, das Spitzbogengewölbe enthält Gurtbögen nach der Form des gleichseitigen Dreiecks und die Scheitel in allen Bögen sind von gleicher Höhe, so ergiebt sich die Lage der übrigen Bögen folgender Gestalt:

In Figur I. 12. u. 13. ist bdb im Grundriss und fdf im Aufriss der Gurtbogen aus dem gleichseitigen Dreieck. Die Grundriss-Distancen a c u. d werden auf die wagerechte Linie a des Aufrisses bis c u. d angemerkt, aus c u. d Lothe nach i u. g herabgefällt, die Grundrissdistance a b von f nach e getragen, mit der Zirkelöffnung f d aus a u. e der Kreuzschnitt h gefunden, und nun mit der nämlichen Spannung aus h von a nach e der Gradbogen a b des Grundrisses gezogen. Die Grundrissdistance c b wird von i nach k, und mit der obigen Spannung aus c u. k der Zirkelschnitt l markirt, aus l zuletzt durch c u. k der Bogen c b gezogen. Gurt- und Schildbögen sind in diesem Beispiel als ein und dasselbe angenommen, während in den Mittelschiffen und im Chorschluss die letzteren geringere Breite theilen, wobei denn die Nothwendigkeit sich zeigte, die Bogen unterhalb senkrecht nach dem Pfeilercapitäl hinablaufen zu lassen. Betrüge nämlich die Spannung des Schildbogens so viel, als die halbe Diagonale aus dem Quadrat der Gurtbogen-Spannung, nämlich die Grundrissdistance m n b, so ist die Entfernung n b von q bis b' zu tragen, die Lothrechte r q zu errichten, von r u. b mit der Zirkelspannung der übrigen Bögen der Kreuzschnitt o zu suchen und aus o durch r b hin der Schildbogen zu construiren, dessen unteres Ende p bis b senkrecht herablaufen muss.

In gleicher Art werden die Bögen für diejenigen Gewölbe gefunden, welche nach dem Schlussstein hin überhöht sind, deren Bogen-Scheitel also ungleiche Höhe haben. Bestimmt nämlich das Segment z a d in 14. die Ueberhöhung nach dem Schlussstein hin, so werden die Grundriss-Entfernungen a c d auf die Linie f f getragen, die Lothe über f f errichtet, welche das Segment in c u. d berühren, und nun ganz wie oben verfahren.

Noch ist zu bemerken, dass die untersten Theile des Gewölbes und seine Bögen über der Capitäl-Platte noch aus mehreren wagerechten Steinschichten in fester Verbindung mit der Hauptmauer bestehen und erst in gewisser Höhe die schiefen Lagen der Steine beginnen. Es erlangt hierdurch das Gewölbe nicht nur die nöthige Festigkeit, sondern auch ein Gewicht nach Innen, welches, in Verbindung mit den äussern Strebepfeilern, dem Seitenschub des übrigen Gewölbes begegnet. Diese feste Herstellung der Gewölbe-Anfänge ermöglichte zugleich, dass im Magdeburger Dome, XLII. 14. u. 17., über einem einzigen Dienst eine ganze Gruppe von Gewölbebögen aufsitzen und nach oben hin sich entwickeln und auseinander theilen durfte.

Die äusseren Strebepfeiler.

Die äusseren Strebepfeiler und die mit ihnen verbundenen Schwebe- oder Schwibbögen hatte schon die vorige Periode erfunden; die jetzige verlieh beiden mehr Geltung und anpassendere Durchbildung. Zunächst treten die grossen Pfeiler an freistehenden Hochchören, an Kreuzschiffen und Thürmen entweder noch sehr schwer oder wenn sie Zierlichkeit suchen, sehr unsicher und willkührlich auf. Von der letzteren Art sahen wir Beispiele in der Regensburger Dominikaner-Kirche, XXX. 6.; von der ersten Weise am Chor der Altenberger Kirche, XL. 10., an dem Kreuzschiffe von St. Aegidien zu Braunschweig, XLI. 13., und noch an den Thürmen von St. Elisabeth zu Marburg, XLVII. 4. Vornämlich an hohen Pfeilern ist die Tiefe weit beträchtlicher, als die Breite, weil sie durch diese Gestalt mehr Strebekraft und den nöthigen Raum für die obere mehrmalige Einziehung gewinnen.

Das Verhältniss der Tiefe zur Breite ist verschieden, zuweilen beträgt die Tiefe die Diagonale des Quadrats der Breite, auch die Breite zwei- und mehrmals. Ferner wurde diese Stärke der Streben nicht stets durch die Höhe allein bedingt, sondern dieselbe musste auch im Verhältniss zur geringen Höhe bedeutend zunehmen, sobald die Streben der Nebenschiffe und des Chorumganges die Aufgabe erhielten, mittelst der Schwibbögen selbst den Seitenschub der Gewölbe im hohen Schiff und hohen Chor zu compensiren, eine Einrichtung, welche so allgemein wurde, dass besondere senkrechte Strebepfeiler neben den Wänden des hohen Schiffes, wie z. B. am Dome zu Magdeburg, XLII. 5., zu den Seltenheiten gehören. Zuletzt verdrängten die sich immer mehr erweiternden Fenster die Umfassungsmauer bis auf ganz geringfügige Füllungswände, und die frühere Tragkraft der Wände fiel somit gänzlich den Streben zur Last.

Bildeten die ersten grössern Strebepfeiler dieser Zeit eine meist unbeholfene schwerfällige Masse, so hätte dieses Missverhältniss in späterer Zeit, nachdem die Haltbarkeit des Gebäudes fast ganz allein diesen Pfeilern zugemuthet wurde, sich um so mehr herausstellen müssen, wenn nicht zugleich mit der Bedeutsamkeit der Pfeiler auch Abhülfe für ihre Schwerfälligkeit sich entwickelt hätte. Diese Abhülfe wurde einmal sehr wirkungsreich in der Art gefunden, dass man die stufenweis zurückgezogene Masse zuletzt an ihrem, dem Inneren der Kirche zugekehrten oberen Ende bedeutend belastete, und durch diesen Druck nach Innen, ähnlich wie wir bei den Gewölbeanfängen gesehen, einen bedeutenden Schub der Gewölbe compensirte, so dass diesem um so viel minder durch Vorsprung des Pfeilers nach Aussen begegnet werden durfte. Eine zweite mehr scheinbare Beseitigung der Pfeilermasse bestand darin, dass man die einmal nothwendige Masse ornamentirte und dadurch in jedem Pfeiler, für sich ein der Natur unsers Styls entsprechendes Gruppengebäude erhielt, wobei zugleich die mehr starren Theile bekleidet wurden. Die Bekleidung erfolgte entweder durch Nischen- und Giebelwerk wie an der Cathedrale von Lincoln XLVI. 1., oder durch Thürmchen und Heiligenhäuschen, welche theils auf die obern Staffeln vornehmlich aber auf den Schluss des Pfeilers gestellt wurden, wie am Thurme des Freiburger Münsters XLVII. 1., oder es wirkten auch beide Verzierungsweisen nebeneinander, wie an den Façaden der Cathedralen von Amiens XLII. 3. und Coutances XXXVIII. 2. An deutschen Kirchen dieser Zeit beschränken sich die Pfeiler allein auf die Bethürmelungen, ohne jene Verzierung der flachen Seiten, und wurde auch dieses Thurmwerk bei weitem bedeutsamer dadurch, dass es die Pfeiler mit den Hauptthürmen in verwandte Beziehungen setzte, ja zuweilen wurden diese Pfeiler, namentlich an Hauptecken, dadurch, dass sie Wendeltreppen in ihrem Innern bargen, zu wirklichen Thürmen. Nur an den Ecken geringerer Bauwerke stehen die Streben diagonal wie am Thurme der Heilbronner Kirche XLIII. 11.; an grossen Werken hingegen stets zwei Pfeiler rechtwinklicht, entweder, dass sie nach älterer Weise einander berühren, wie an den Thürmen der Kirche zu Marburg, oder nach der jüngeren ausgebildeteren Art, von der Ecke um ein Weniges zurückgezogen, um diese frei zu lassen, und als Stufe zwischen sich zu benutzen, wie am Thurme des Freiburger Münsters.

Die Schwibbögen verbinden eine doppelte Bewegung, nämlich zu unterst den Bogen, welcher unterhalb in die Rückseite des Strebepfeilers eingreift, und zu oberst eine gradlienigte Schräge, welche das Austreten des Bogens nach obenhin verhindert. Seine obere Stützkraft trifft an die Stelle, wo innerhalb der Gewölbe-Anfang beginnt, mithin der ganze Schub des Gewölbes sich concentrirt. Zuweilen sind diese Bögen mehrfach, so an der Notre Dame zu Paris ein grosser und ein geringerer Bogen darunter für ein kleines Gewölbe; an der Westminster Abtei zweimal übereinander für ein und dasselbe Gewölbe, XLV. 6.; am Cölner Dome ebenfalls zweifach und hier noch, der weiten zu überspannenden Distance halber, durch einen stehenden Mittelpfeiler in der Art gesondert, dass je vier Schwibbögen nach ein und demselben Pfeiler sich bewegen, XLVIII. 3. Gleiche vierfache Schwibbögen kommen vor an den Cathedralen von Rheims und von Bordeaux; an der letztern jedoch in der Art, dass die übereinanderstehenden Bögen durch ein Gitterwerk verbunden werden, wodurch am untern Bogen nur die Biegung, am obern nur die Schrägung nothwendig wurden, beide Bogen mithin zu einem einzigen zusammen wachsen. Am Chor der Cathedrale zu Chartres stehen zu innerst drei Schwibbögen übereinander, von welchen die beiden untern Gitterwerke verbindet, während in der vordern äussern Hälfte des Pfeilerwerks nur ein einzelner Bogen den mittelsten von jenen drei inneren unterstützt. Ohne diese Schwibbögen würden die hohen Theile des Chores und Schiffes, zum Widerlager gegen ihre Gewölbe, auch ihrer eigenen senkrechten Streben, gleich dem Schiffe an der Magdeburger Domkirche, bedürfen, diese Streben aber auf den Schaftpfeilern, welche die Schiffe trennen Auflager finden, und deshalb die Schafte um den doppelten Durchmesser verstärkt werden müssen. Diese starken Pfeiler würden ungleich mehr die innere heitere und freie Raum-Verbindung beeinträchtigen als die jetzigen Pfeilerschafte, welche gerade nur so stark sind als der senkrechte Druck aller über ihnen lagernden Massen es erfordert, während der gesammte Seitenschub des Gewölbes mittelst der Schwibbögen zu den untern Pfeilern der Abseiten Herableitung findet. Es müssen somit diese Schwibbögen, welche gleichsam als die Fortsetzung der sämmtlichen innern, zu einer einzigen Masse vereinigter Gewölbe-Bögen, erscheinen, als eine höchst sinnige und zweckmässig constructive Erfindung betrachtet werden. Um ihrer Verbindung mit den Mauern der hohen Theile mehr Sicherheit zu gewähren, und dabei eine massige Verstärkung dieser Mauern zu vermeiden, wurden die Bögen zu oberst unfern den Mauern zwischen den Fenstern, mittelst Säulchen unterstützt, wie z. B. am Cölner Dome XLVIII. 3. bei f. und 10., sowie bei der Cathedrale zu Amiens XXXIII. 8. Zuletzt gewährt die Theilung der Schwebebögen, die z. B. für die meisten Fensterpfeiler des Cölner Doms viertheilig gegeben wurde, für kühne und gewagte Werke grössere Sicherheit. Zwei Schwebebögen mit einem Pfeilerthurm in ihrer Mitte stehen ungleich sicherer, als ein einziger für die nämliche Aus-

dehnung; und ebenso sind die Vortheile bei der Erbauung, Sicherung und Unterhaltung des Werks um so günstiger, wenn auch die Schwebebögen je doppelt über einander liegen. Vorausgesetzt, dass die untern Widerlager halten, ist es nicht leicht möglich, dass die vier Schweben eines Cölner Pfeilers zugleich zusammen brechen könnten, während bei der Concentrirung der ganzen Last auf eine Schwebe, mit deren Bruch das Ganze in Gefahr gerathen würde, wie auch schon ein einzelner Bogen, sei er immerhin von beliebiger Stärke, eher dem Verschieben ausgesetzt bleibt, als solches bei zwei und mehreren zugleich denkbar ist.

Schliesslich ist noch zu bemerken, dass die inneren Halbschafte die Kehrseite der äusseren Strebepfeiler, und in weiterer Höhe die Fenstergewandung mit diesen Schaften und ihren Strebepfeilern kreuzförmige Verbindungen formiren.

Das Fenster-Werk.

Bei der Entwickelung der Fenster-Architectur kommt zweierlei in Betracht, die Einrahmung des Fensters und seine Ausfüllung.

Im Uebergangsstyl schrägten sich die Fenster-Wände meist glatt ein, in zierlicher Weise vorn an der Fronte mittelst Rundstäbchen umsäumt, und seltener nur wiederholten diese Stäbchen sich in mehrfachen Stufen, wie an der französischen Kirche St. Peter zu Lisieux XXXI. 13., an der Cathedrale zu Laon XXXIII. 2., am Beverley-Münster XXXVI. 11. Während im normännischen Styl die Fenster, ausserhalb enge, sich allein nach innen erweiterten, verlegte der frühenglische die Oeffnung mehr nach der Mitte der Mauer und bewirkte die Ausschrägung wie es in Deutschland stets gebräuchlich war, nach beiden Seiten hin; so am hohen Kreuzschiff der Cathedrale zu York XXXVII. 12.

Weil die Gliederung der inneren Pfeilerschafte und der Bögen eine innere reichere Formation erreichte, durften natürlich die Fensterwände nicht zurückbleiben, und befolgten namentlich in England das nämliche Gliederungs-Gesetz wie die Arcaden, nur mit dem Unterschiede, dass die Glieder zarter gehalten wurden, als an jenen Pfeilern und Bögen. Es zerfiel nämlich an diesen Fenstern die Gewandung in zweierlei Gliederung. Soweit die Fenster senkrecht aufsteigen, in Einstufungen mit Winkelsäulchen, wie am Capitel-Hause von Salisbury XXXIX. 15, 16, hingegen im Fensterbogen in mehrfache Abwechselung von Höhlungen und Plättchen, 19. An den Fenstern der Westminster-Abtei ist der Fensterbogen mannichfacher ausgestattet mit runden und birnförmigen Stäben, Hohlkehlen und platten Gliedern, XLV. 4. e. Erst an der Cathedrale von Lincoln correspondirt die senkrechte Gliederung mehr mit der des Fensterbogens, während Capitälchen bloss die Umschwung-Stelle bezeichnen. XLVI. 1.

Auch an französischen Kirchen sind die senkrechten Rundstäbe stärker als die Gliedertheile des auflagernden Bogens, wie im grossen Fenster zwischen den Thürmen der Cathedrale zu Coutances, während in Deutschland schon frühzeitig Seitenwände und Bögen ein und die nämliche Gliederung theilen, wie an den Domen von Strassburg und Magdeburg XLII. 4. 5. 7.; am Dome zu Cöln XLVIII. 9. und 11.

Doch finden wir diese letztere Durchführung ausnahmsweise auch in England, z. B. an der Cathedrale von Salisbury an den Fenstern des niedern Kirchenschiffes, XXXV. 3.

Weil die Fenstergewände mit den Arcaden-Bögen verwandte structive Aufgaben theilen, nämlich einen weiten offenen Raum mit der nöthigen Sicherheit zu umschliessen, weil ferner die Arcadenöffnungen gewissermassen auch theils mit den über ihnen stehenden Fenstern des hohen Schiffes, theils mit den zur Seite gelegenen Fenstern der Abseiten correspondiren, musste es, neben der eben besprochenen verwandten Gliederung beider Theile auch eben so nahe liegen, der Fenster-Einschrägung behufs Uebereinstimmung mit den Schaften diagonale Richtung zu geben. Dieserartige sehr reiche Gliederung enthält die Kirche St. Marien zu Mühlhausen, XLVII. 9. und 10., jedoch mit der Massgabe, dass einzelne Glieder vor die Diagonale um Weniges vorspringen, andere wieder zurük stehen, eine Anordnung, welche einen lebendigeren Wechsel erlaubte, als die strenge Richtung in gleicher Flucht. Vor der Gliederung der englischen Fenstergewände haben diese deutschen ausserdem noch den Vortheil voraus, dass sie in ihrem vorderen, ohnehin dem Licht mehr zugekehrten Theile mit tiefen, Schatten wirkenden Hohlkehlen versehen sind, mehr nach Innen dagegen die Profilirung zarter und flacher gehalten ist, wobei auch zuweilen die Einbiegung der ganzen Gliederrichtung nach der Mauerdicke hin, wie an der obigen Seite von 10., sehr vortheilhafte Wirkung bezweckt. Noch ist zu bemerken, wie alle diese Fenster-Profile gleichsam auf ihre diagonale Hauptrichtung dadurch hindeuten, dass ihr erstes an der Mauerfläche beginnendes Glied mit einem diagonalen Plättchen beginnt, zu welchem an den Fenstern des Cölner Domes noch eine über Eck eingetiefte Rinne sich gesellt, wodurch das erste

Stäbchen des Profils eine quadrate Uebereckstellung gewinnt, XLVIII. 12. Am Dome zu Magdeburg beginnen die noch minder ausgebildeten Fenster ohne diagonales Plättchen mit einer breiten Aushöhlung in Form eines Viertelkreises, XLII. 7., 8.

Die Entwickelung der Fenster-Ausfüllung verliessen wir in der vorigen Periode an der Stelle, wo die Hauptfenster durch mehrere neben einander gestellte Oeffnungen und Zugabe von Kreisen oder Pässen sich gruppirten, die zwischen diesen Oeffnungsgruppen erübrigten Steinflächen aber noch undurchbrochen verblieben, wie die obern Fenster in der Pariser Cathedrale, XXXII. 3. a. Die Rundfenster hatten daneben sich schon reicher gestaltet, erübrigten aber auch noch viele unbezwungene Zwischenräume, wie die Radfenster von der Cathedrale zu Chartres, XXXIII. 4. und 7., oder im Fall ihnen eine Raumvertheilung durch Sprossenwerk zu Theil wurde, wie an der Cathedrale zu Laon, fiel dieses in sehr magerer Form aus, fast nur durch Kreistheile und Säulchen zusammen gefügt.

In der jetzigen Epoche hatte die fernere Entwickelung dieser Fensterfüllung demnach zweierlei Ziele zu verfolgen, eine passende Figuren-Gestaltung und die organische Verbindung sowohl dieser Figuren unter sich, als mit den Fenster-Gewänden, somit auch zum grossen Ganzen der Gesammtarchitectur. Beide Richtungen wurden gleichmässig nebeneinander vorbereitet und gefunden.

Die Figuren-Gestaltung bemüht sich die Spitzbogenöffnungen mit Kreis, Drei-, Vier- und Mehrpass in immer reichere und mannigfachere Verbindung zu bringen. An der Regensburger Dominikaner-Kirche XXX. 6. schliesst sich allein ein einzelner Vierpass über zwei Spitzbogenöffnungen an; eine einfache Zusammenstellung, welche mehrfach auch an der westlichen Façade der Cathedrale zu Salisbury sich wiederholt, XXXIX. 1.

An der Frauenkirche zu Trier tritt in sonst gleicher Weise in Stelle des Vierpasses ein Sechs- oder Achtpass, XL. 4. 5.; am hohen Chor der Altenberger Kirche ein Dreipass, 10., am niedern Chore dieser Kirche und an St. Elisabeth zu Marburg ein Kreis anstatt der Pässe. Ansehnlicher wird diese Verbindung schon, wenn zu den untern zwei Spitzbogenöffnungen noch eine dritte kommt, und auch zu oberst die Anzahl der Füllungsformen sich verhältnissmässig vermehrt, wie an den Fenstern von Kloster Nienburg XLI. 3., St. Aegidien zu Braunschweig 13.; am Dome zu Magdeburg, XLII. 5.; an der Cathedrale zu Siena XLIV. 3. Zum Abschluss aber gelangte diese Richtung erst dadurch, dass zu den drei Spitzbogenöffnungen sich eine vierte oder auch mehrere noch gesellten, weil es jetzt möglich wurde die Fensterpfosten in starke und schwächere, oder nach dem alten Ausdruck in alte und junge Stöcke zu theilen, die alten Stöcke durch grössere Spitzbögen, und die jungen zwischen den alten wieder durch kleinere Bögen zu verbinden, die Ausfüllungspässe aber nicht bloss über den Hauptbögen, sondern auch zwischen diese und die jungen Bögen einzuspannen; z. B. am Hauptfenster der Cathedrale von Coutances XXXVIII. 2.; am Fenster des Capitelhauses von Salisbury XXXIX. 15.; am Strassburger Münster XLII. 4.; an den Fenstern der Cathedrale zu Pr. Minden XLIII. 1. 2. u. 3., wo am mittleren Fenster, gleich wie am Fenster der Kirche zu Schulpforte anstatt vier, fünf Oeffnungen gegeben sind. Ungewöhnlich breite Fenster, welche sowohl anstatt der Rundfenster über den Portalen, wie auch in England als Ausfüllung des östlichen geradlienigten Abschlusses vorkommen, bestehen meist aus mehr als vier Oeffnungen, so das Fenster der Cathedrale von Lichfield aus sechs, XLV. 1., das der Cathedrale von Lincoln aus acht, hier durch drei alte und vier junge Stöcke gesondert. Durch diese vermehrte Stockzahl erhielt die Formirung der obern Ausfüllung mannigfachen Spielraum, und veranlasste oft reiche Versuche, ehe feste Resultate erreicht wurden. Sehr klar und gelungen verbinden sich für diesen Zweck im grossen Fenster der Lincolner Cathedrale blosse Kreise mit Drei-, Vier-, Fünf- und Sechspässen, wozu noch am obersten Giebelfenster ein doppelter oder gekuppelter Achtpass sich gesellt.

Das Fenster von Lichfield, XLV. 1., wird dagegen durch einen wagerecht theilenden Stab beeinträchtigt; und die noch frühen Fenster von der Mindener Cathedrale enthalten zwar sehr erfindungsreiche, aber dennoch unbefriedigte Versuche für complicirtere Verbindungen dieser Richtung, XLIII. 1. 2. 3. Wir finden hier nämlich das Radfenster in die obere Füllung eingeflochten, doch sind die Formen im ersten und dritten Rade noch sehr willkührlich, und an den Uebergangs-Styl erinnernd durch die halben Zwölfpässe im ersten und die Halbkreisbögen über Säulchen im inneren Theile des dritten Rades; zum andern schneiden die untern Spitzbögen aus den Rädern ganze willkührliche Stücke heraus. Die vollkommenste und reiche Vertheilung der Figuren sowohl im Verhältniss zu einander als zu dem Raum, welchem sie angehören, enthalten die Fenster von Coutances, XXXVIII. d. u. e.; von der Marburger Kirche XLVII. 4.; vom Cölner Dome XLVIII. 9. Im letzten sowie im Marburger Fenster sind die gekuppelten Vier- und Fünfpässe von schöner Wirkung. Am Kreuzschiff-Fenster der Meissener Cathedrale bestehen die Stöcke aus gleicher Stärke, und sind derartig gestellt, dass ihre Bögen

sich schneiden, ein Motiv, welches in späterer Zeit zu reichen Entwickelungen führte, XLI. 4. Noch finden wir zu bemerken, dass in den mehr primitiven Fenstergittern die Spitzbögen der Hauptöffnungen ohne Einsatz blieben, wie zu Strassburg, XLII. 4., nach und nach aber die Form eines halben Vierpasses hier als Einsatz benutzt wurde, um Beziehung der untern Theile zu der oberen Ausfüllung zu erreichen, wie am Magdeburger Fenster 7. Beide Arten mit und ohne diesen Einsatz bewegen sich eine geraume Zeit lang neben einander, bis die erstere die Oberhand behält; auch benutzt die englische Architectur oft statt des halben Vierpasses die Hälft eines länglichen Achtpasses wie an dem Fenster der Abseite zu Lincoln, XLVI. 4.

Die organische Verbindung dieser Fenster-Figuren unter sich selbst, mit den Stöcken und zuletzt mit den Fenstergewänden gehört zur zweiten Seite der Entwickelung unserer Fenstermaasswerke. An den englischen Fenstern wurde diese allgemeine Verbindung lange Zeit hindurch nur theilweise erreicht, weil die Fensterstöcke mit Säulchen sich verbanden, deren bedeutendere Stärke von den Gliedern im Bogen sich unabhängig erhielt.

In der deutschen Entwickelung hingegen hatte schon der frühere Uebergangsstyl für eine mehr organische Fenster-Behandlung sich Bahn gebrochen, indem der innerste Theil der Fenster-Gewandung meist mit Rundstab, sich zugleich vor dem Fensterstock, den Spitzbögen und den oberen Füllungs-Figuren hinzog, unter gleicher Einschrägung den Durchbruch aller Theile begleitete, und dadurch ein überall gleichmässiges Gitterwerk erzielte, welches mit der Gewandung verwachsen erschien; so z. B. am Fenster über dem Portal der Stadtkirche zu Andernach XXX. 17. Deutlicher und entwickelter noch erscheint dieser Organismus am Fenster XLII. 7. 8., wo der Rundstab a. als oberstes Gitterglied die Figuren umläuft, die Schrägung b. aber diesen Rundstab mit dem Fensterdurchbruch verbindet, dennoch gehört auch dieses Fenster nebst dem Fenster von Strassburg 4., und an der Façade von Coutances XXXVIII. 2., noch nicht zu den vollkommen durchgebildeten. Die Theilung des Fensters nämlich durch alte und junge Stöcke erforderte, dass die jungen Stöcke nebst ihrer Seitengliederung noch zu beiden Seiten der alten sich wiederholen, und diese vermehrfachte Gliederung der alten Stöcke nicht nur am Fenstergewande, sondern auch um die Hauptfiguren der obersten Füllung sich fortzusetzen hatte, während das Profil der jungen Stöcke allen denjenigen Figuren dienstbar wurde, welche in den inneren Räumen der Hauptgliederung des alten Stocks sich befanden. Anschaulich wird diese Ineinanderstellung bei den Fenstern der Cathedralen von Köln und Lincoln. Im Kölner Fenster XLVIII. 9. umläuft das vorderste Glied, nämlich ein Rundstäbchen die Gewandung, den Mittelstock, die beiden Hauptspitzbögen und darüber den Hauptvierpass; die Gliederung der jungen Stöcke hingegen aus Plättchen, Einschrägung und rechtwinklichtem Durchbruch bestehend, umzieht die vier kleineren mehr inneren Spitzbögen, die beiderseitigen Nasen in denselben, die Kreise über den kleinen Spitzbögen, die gekuppelten Fünfpässe in diesen Kreisen, den gekuppelten Vierpass inmitten des oberen einfachen, und zuletzt auch noch mit Plättchen und Schrägung aller Theile der Fensterfigur, welche schon durch das Rundstäbchen des alten Stockes vorgezeichnet wurden, nämlich den alten Stock selbst, und alle Theile der Gewandung, der grösseren Spitzbögen und des oberen Haupt-Vierpasses, insoweit nämlich alle diese Theile für diesen innersten Umzug noch frei liegen. Am grossen Lincolner Fenster XLVI. 1. sind die Stöcke von dreierlei Stärke. Die geringsten, vier an der Zahl, bilden acht Spitzbögen und vier Kreise mit Vierpässen, die stärkeren Stöcke, zwei der Zahl nach, vier Spitzbögen und die Sechspasskreise darüber, der stärkste, mittelste Stock zwei Spitzbögen und den oberen Hauptkreis, in welchem die Gliederung der dünnsten Stöcke die inneren sieben Kreise umläuft. Die Gliederung des schwächeren Stockes wächst auch hier stets dem stärkeren zu, und weil der mittelste Pfosten mit den beiden Hauptspitzbögen und dem Hauptkreise von bedeutender Tiefe sind, correspondiren sie zugleich mit dem grössten Theil der Glieder des nicht viel tieferen Fenstergewandes.

Diese vollkommenste Durchführung bildet somit das Fenstergitter nach demselben Gesetz, welches die innersten Glieder der Fenster-Gewandung, und nicht minder im Inneren der Kirche die Pfeiler und Bögen beherrscht, und derselbe lebensvolle Organismus, welcher im Inneren die Hauptmassen ordnete, wob sich somit netzartig über die Fensterräume hin, um auch sie zu gruppiren, architectonisch zu beleben, ihre grosse Fläche zu theilen und der Verglasung Haltpunkte zu bieten.

Wie die Profile des Fenstermaasswerkes übrigens verschieden ausfallen dürfen, immer aber den innersten Gliedern ihres Gewandes gleich sein müssen, zeigen uns die Fensterprofile von St. Marien zu Mühlhausen XLVII. 9. und 10. mit ihren Stöcken a. und b., von welchen nur der letztere auf einer Seite sich mit einem Rundstab verbindet. Augenfällig ist dabei die bedeutende Tiefe der Stöcke, im Verhältniss zu ihrer Breite, ohne welche Tiefe die kräftige und dauerhafte Einspannung unmöglich sein würde.

Zuletzt haben wir noch das Form- und Grössen-Verhältniss der Fenster selbst in Betracht zu ziehen. Zu Anfange des Pfeilerbaues herrschten an Klosterkirchen die Mauermassen noch vor, an reicheren Werken aber,

namentlich in England und in der Normandie liebte man ihre Nacktheit nicht, und vergitterte bis zum Uebermaass nicht blos die Hauptmauern, sondern auch die Wände der Strebepfeiler, z. B. am Central-Thurm von Salisbury XXXV. 1. und den Façaden von Coutances XXXVIII. 2., Salisbury XXXIX. 1., Amiens XLII. 3. und Lichfield XLV. 1.

Es hatte aber, namentlich an den englischen Kirchen, diese starre Wiederholung, etwas Ermüdendes, theils ging der strengere keusche Eindruck verloren, für welchen die einzelnen Glieder geschaffen, auf solche Art aber wieder verschleiert wurden.

Empfehlender musste deshalb die Breitenausdehnung der Fenster selbst sein, doch nur bis dahin, dass noch ein schmaler Mauersaum zwischen ihnen und den Strebepfeilern erübrigte, weil ohne dies wieder die Fenstergewandung unmittelbar mit den Pfeilern zusammen wuchs, wie am Strassburger Münster, während der Abstand der Fenster am Dome zu Magdeburg vorzüglicher erscheint XLII. 5., weil durchaus kein Grund vorliegt, die Umfassungsmauer, welche ohnehin unter- und oberhalb des Fensters noch reichlich zu Tage tritt, neben dem Fenster gänzlich zu verläugnen.

Es war solchemnach die Fensterform durch die Pfeilerweite wie durch die Höhe der Kirchenschiffe bedingt, und je nachdem diese gestreckt oder gedrückt aufgeführt wurden, theilt auch die Streckung der Fenster dieses Verhältniss. In englischen und französischen Kirchen waren noch dabei die geräumigen Emporen über den Nebenschiffen beliebt, wodurch denn für die Fenster der hohen Theile meist so wenig Raum übrig blieb, dass sie kleiner ausfallen mussten als die Fenster in den Abseiten. In den Cathedralen von Coutances und Seez haben die oberen Fenster kaum die Höhe der unteren, XXXVIII. 3. und 4.; in der Westminster Abtei sind die unteren wenig höher als die oberen XLV. 4. und 5.; ähnlich im Chor der Cathedrale von Lincoln XLVI. 4., wogegen in der Cathedrale von Lichfield zu oberst nur noch dreiseitige Fenster vorkommen, 5. Während bei dieser Raumvertheilung die oberen Theile unter dem Eindruck der Schwere ein freies, ungehemmtes Aufstreben entbehren, gestaltet sich in deutschen Kirchen dies Verhältniss weit günstiger. An der Marburger Kirche sind die oberen und unteren Fenster gleich hoch (doch ist hier von niedrigen Abseiten nicht die Rede), an der Altenberger Kirche überragen die oberen die unteren Fenster unbedeutend, dagegen an den Domen von Magdeburg, Strassburg und Köln mehr oder minder beträchtlich, weil einestheils in deutschen Kirchen anstatt jener Emporen ein mehr untergeordneter und dem Ganzen besser angepasster Umlauf in der Mauerdicke Einführung fand, wie an den Domen von Strassburg und Köln, anderntheils die deutschen Cathedralen überhaupt in schlankerem Verhältnisse, zum Theil auch zu wirklich bedeutenderer Höhe empor geführt wurden als die englischen.

Die Portale.

Bei der von 1227—1244 erbauten Lieben-Frauen-Kirche zu Trier ist das Hauptportal rundbogig, während um diese Zeit der Regel nach nur spitzbogige Portale vorkommen. Kleinere Portale sind auch jetzt zuweilen noch mit dem Durchgang bis in den Spitzbogen geöffnet, meist jedoch die Thüröffnung geradlinigt geschlossen und darüber ein Tympanum angeordnet. Bei Hauptportalen ist der Durchgang regelmässig gedoppelt und in der Mitte durch einen Pfeiler geschieden. Durch diese Doppelthüren und die Zugabe von Nebenportalen an grossen Cathedralen wird dem Gruppirungs-Gesetz auch hier Rechnung getragen. Die Einschrägung zu beiden Seiten nimmt, wie überhaupt der Gesammtbau des Portales dieser Zeit, an Dimensionen bedeutend zu. Die Richtung der Schräge ist der Regel nach die Diagonale, zuweilen die Eintiefung geringer oder beträchtlicher, wobei an französischen Kirchen auch der Pfeiler-Vorsprung noch zur Portaltiefe gezogen und der Ueberbau mit seiner Flucht bis zur Vorderseite der Pfeiler vorgerückt wird. Dieser Ueberbau der Portale besteht in Giebeln, welche anfangs noch sehr gedrückt sind, später aber immer spitzer emporsteigen. Die letztere Art wird dann gewöhnlich nur zum Ziergiebel, mit Maaswerk versehen oder auch durchbrochen, mehr oder minder mit Bildwerk ausgestattet, eine Bedachung fehlt ihr indess, während eine solche mit den älteren, flacheren Portalgiebeln noch verbunden wurde. Wie durch diese Bedachung der Eindruck einer Vorhalle entstehen musste, so kamen auch zuweilen Vorhallen von verschiedener Form zur Anlage, deren Vorderbau mit dem eigentlichen Portal nur mittelst der Wölbungen in Verbindung trat.

Die westliche Fronte der Cathedrale von Salisbury enthält ein grosses Mittelportal und kleinere zu beiden Seiten, XXXIX. 1. Das mittlere tieft sich zuerst rechtwinklicht und dann mit Schrägung ein, und ist über jeder Thüröffnung mittelst eines halben länglichen Vierpasses geschlossen, welcher in das Tympanum einschneidet. Nischenwerk ziert dabei das Tympanum, als auch die Wände zu beiden Seiten des Portals, und eine Vorhalle,

vorne auf zwei vollen und zwei Halbpfeilern ruhend, 2. a., verbindet über drei Spitzbögen Spitzgiebel mit Dächern, welche sowohl von der Façade herwärts als auch in der Flucht der Giebel herunter laufen. Die kleinen Portale ohne Vorhallen, nur mittelst Säulchen eingetieft, haben im Spitzbogen eine ungemein vielfältige, zarte Gliederung und zu oberst Bedachung, weil über ihnen die Mauern bedeutend zurückspringen.

Am Hauptportale der Cathedrale von Lichfield LXV. 1. 2., ist eine mehr breite als tiefe Vorhalle in die Mauerdicke eingefügt, und zu oberst mittelst eines Kreuzgewölbes geschlossen, während die kleinen Portale sich nur tief einschrägen, und mit Spitzgiebeln verbunden sind, welche auf der Hinterwand aufliegen. Am Portalprofil XLVI. 3. von der Cathedrale zu Lincoln enthält die Einschrägung vier Säulchen, welche hinterwärts frei stehen und zu beiden Seiten der dritten Säule runde Wulste mittelst Hohlkehlen verbinden, an welchen im Aufriss in gewissen Absätzen Blätterbüschel angeheftet sind; der Bogen über den Säulen enthält eine reiche Gliederung aus runden, birnförmigen und schmalen, flachen Stäben, durch mehr oder weniger runde Hohlkehlen verbunden. Weiterer Schmuck kommt an diesem Portalbogen ausser jener Gliederung nicht vor. Reicher hingegen ist das Bogenwerk an einem andern Portal derselben Kirche mittelst verschiedenem Blattwerk ausgestattet XXXV. 9., gehört indess noch der Frühzeit dieser Kunstperiode an. Wie meist an den Fenstern theilte auch an den englischen Portalen dieser Zeit die Gliederung der Seitenwand mit der Gliederung der Bögen nur die gleiche Einschrägung, nicht aber einzelne, beiden gemeinsame Glieder.

An deutschen Portalen trifft man längere Zeit hindurch ebenfalls diese mindere Beziehung zwischen Einschrägung und Bogen; so am Hauptportal der Marburger Kirche, dessen Bogen die Gliederung XLVII. 6. enthält, deren beide grosse Hohlkehlen ein reiches Laubwerk ausfüllt; wohingegen in der Seitenwand unter den im Grundriss bezeichneten vier rechtwinklichten Stufen vier Säulen stehen. Ein ähnliches sehr einfaches aber doch niedliches Portal mit hohen Spitzgiebeln über dem Portalbogen und zu den Seiten, von St. Marien zu Arnstadt XLIII. 5. enthält dieselbe Selbstständigkeit zwischen Säulen und Bogengliederung. Zu Schulpforte läuft die Schrägung nicht stufenweis, sondern durchweg in einer Hauptfläche einwärts, und ist nun durch Stabwerk in drei Hauptabtheilungen gesondert, in der Art, dass diese Stäbe gewissermassen mit den darüber treffenden Stäben der Bogengliederung correspondiren, während jede der drei Abtheilungen durch Maass- und Nischenwerk ausgefüllt wird. Am Kreuzschiff von St. Aegidien zu Braunschweig umläuft ein und dasselbe aus Stäben und Hohlkehlen zusammengesetzte Profil, sowohl die Seite als den Bogen des Portals, und nur die stärksten Wulste sind in ungleicher Höhe mit Capitälen bezeichnet XLI. 13., eine Anordnung von zu grosser Eintönigkeit, weil Schrägewände und Bögen zwar ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse ausdrücken müssen, hingegen auch ihre verschiedene Aufgabe, indem die Schräge in die Thüröffnung leitet, der Bogen diese Leitung nur überdeckt, nach diesen Beziehungen abweichende Gestaltung als Ausdruck verlangt. Dieser Aufgabe entsprechender erscheint schon das südliche Portal in St. Marien zu Mühlhausen. Die Gliederung XLVII. 7. begleitet hier den Bogen, ist der Hauptsache nach auch bis zum Sockel der Schrägwände herabgeführt, an diesen Wänden jedoch, das zunächst um die Punkte a. gelegene Stabwerk fortgelassen, weil hier Bildsäulen mit Statuen und Baldachinen stehen. Zwischen diesen Bildwerken und ihrem Zubehör laufen die übrigen Glieder des Bogens bis zum Sockel herab, eine Anordnung, welche die Verwandtschaft aller Theile sehr vollkommen ausdrückt, unbeschadet ihres Ausdrucks sich jedoch an der Stelle des Bogen-Beginns gern mit Capitälchen bezeichnet, welche an diesem Portale zu Mühlhausen fehlen. Die Portalsäulchen der Arnstädter Kirche stehen auf achtseitigen Sockeln, deren eine Fläche unterhalb in die Hauptsockel der Portalsprünge sich verlaufen. Bei der Marburger Kirche enthält jedes Säulenbasament zwei Achtecke stufenweise über einander, ohne das solche einer gemeinsamen Unterlage entwachsen. Am Freiburger Thurm-Portal beginnt die Schrägung mit einer gemeinsamen glatten Fläche, auf deren Wasserschlag so viele Vierecke über Eck stehen, als darüber Säulchen zur Aufnahme kommen. Die Vierecke steigen dann in verjüngten Staffeln aufwärts und mit dieser Steigung nimmt die Verschrägung der Staffel-Ecken zu, um mehr Uebereinstimmung mit den runden Säulen zu erlangen. Die vollendetste Behandlung des Portal-Sockels ist unstreitig diejenige, welche darin den inneren Schaft-Sockeln gleicht, dass die Bildsäulen auf grösseren, die Glieder dazwischen auf kleineren Polygonen, jedoch von gleicher Höhe ruhen, während diesen vorspringende weitere Vielecke untergesetzt sind, welche sich theils in den Wasserschlag, theils in die Flucht des allgemeinen Portalsockels verlaufen.

Das Portal der französischen Kirche zu Coutances, welches zu beiden Seiten eine Nische mit Kleeblattbogen und Bildsäule begleitet, nimmt eine einfache Wiederholung dieser Nische auch in jede Seite seiner Einschrägung auf. Ueber diesen Nischen bildet die Schrägewand und auch der Sims eine gerade ununterbrochene Flucht, gleichwie am deutschen Portal zu Schulpforte. Die Bogengliederung ist von der Einschrägung nur in soweit abhängig, als die Hauptflucht beider eine gleiche Richtung hält. Das Tympanum wird in drei Abtheilungen über

einander mit bildlichen Darstellungen, jede Portal-Seite mit fünf, die Mitte durch eine Statue ausgefüllt. Ein Giebelwerk ist hier nicht vorhanden.

Ein kleines Portal an der Notre-Dame zu Paris zeichnet sich aus wegen seiner gediegenen Durchbildung neben grosser Einfachheit. Die Sockelwand der Einschrägung ist mit einer Art Teppichmuster verkleidet, wie an der Cathedrale zu Amiens, XLII. 3.; die Einschrägung selbst enthält ein schlankes Säulchen zwischen zwei blattverzierten Hohlkehlen und setzt über dem Säulencapitäl in dieser Begleitung auch durch den Bogen fort. Darauf folgt eine sehr breite Bilderblende mit Baldachin, für stehende Figuren, und über den Baldachinen zu jeder Seite aufsteigend, noch drei Bilderblenden in der Hohlkehle des Bogens, jede Blende von der anderen gleichfalls durch Baldachine gesondert. Hinter der Bildwerk-Höhlung schliesst die Portaltiefe unten wieder mittelst schlanker Säulchen und oben durch Kehlung und Stäbchen. Ein mässig hoher durchbrochener, mit Blattwerk besetzter Giebel, dessen Schenkel an Strebepfeiler mit Thürmchen stossen, dient dem Ganzen zur Einrahmung. An den Hauptportalen der Cathedralen zu Paris, Laon, Rheims und Amiens, von welchen Haupt- und Nebenportale der drei letzteren, soweit zwischen den westlichen Pfeilern vorgezogen sind, dass sie mit ihrer Ausstattung auch selbst die Vorderseite der Pfeiler verkleiden, wiederholen sich dergleichen Bilderblenden in jeder Schrägwand des Portals vier bis sechsmal, und laufen in gleicher Zahl auch durch die Bögen. Die Blenden in der Schrägwand sind stets, wie solches auch in Deutschland z. B. am inneren Portal des Freiburger Münsters vorkommt, für stehende Statuen, die mehr quadraten Räume der Bogenblenden nur für sitzende eingerichtet. Der innerste Bogen nimmt wegen seiner geringen Ausdehnung auch wenigere Blenden auf als die übrigen, und der äusserste Bogen die meisten, so dass an diesem etwa sieben, an jenem nur vier Bildwerke Platz finden. Die Eingänge, oben geradlinig geschlossen, verbinden sich in den Winkeln mit Consolen, und die vorderste Stirn der Portale meist mit Giebeln, welche an den Cathedralen von Laon und Chartres noch sehr gedrückt sind, zu Amiens sich schon mehr strecken und mit Blätterwerk schmücken, und an der Kirche zu Rheims, bei noch leichterer Streckung sich mit Durchbrechungen und Bildwerk verbinden.

An den Kreuzschiffen der Cathedrale zu Chartres, lehnen sich vor die dreifachen Portale Vorhallen, welche mit ihren spitzbogigen Tonnengewölben auf vier Hauptgruppen von Säulen ruhen, deren jede wieder in Nebengruppen zerfällt und neben den Säulen durch Bildsäulen und Statuen geschmückt sind.

Verwandte Ausstattung durch Einschrägung, Bildwerke und Giebel, enthält auch das spanische Portal zu Toledo.

Die Theilung des Aufrisses durch horizontale Gesimse und Umgänge.

Mit Ausnahme vieler Backsteinkirchen wird auch das einfachste Bauwerk mit Sockel und Dachgesims versehen, zu welchem sich meist noch das Kaffgesims gesellt, welches unter den Fenstern umläuft, wie am Chore der Regensburger Kirche XXX. 6. Steigen Capellen, Chor und Schiffe staffelförmig aufwärts, so erhält jeder Absatz sein eigenes Schlussgesims. Bei der Marburger Kirche zieht sich auch unter der oberen Fensterreihe ein Simswerk umher, obgleich deutsche Kirchen der Regel nach, mit mehr Gesimsen nicht versehen wurden, weil jene drei hinlänglich waren, die Zueinandergehörigkeit aller Theile auszudrücken und ihre Vervielfältigung nur den Eindruck der aufstrebenden Bewegung behelligen musste. An englischen Kirchen kommt ausserdem noch jedesmal das Ueberschlagsgesims über den Fenstern vor, welches deren Zuspitzung entweder begleitet oder mittelst spitzgiebelichter Form überschreitet. Ferner kommen noch regelmässig wagerechte Gesimse beim Beginnen der Dachgiebel vor, und wenn die Mauer zwischen Portal und Giebel, Fenster und Nischenreihen mehrmals über einander enthält, auch zur Trennung dieser Reihen, nicht minder längs der Giebelschrägung. Ausserdem begleiten noch Gesimse jeden Pfeilereinzug zu unterst des Wasserschlages, und kleine Gesimse die kleinen Architecturen und ihre Giebel, an Fialen, Baldachinen, Bilderhäuschen, Schwibbögen u. s. w.

Im Inneren laufen Gesimse, ausser denjenigen, welche die sämmtlichen Basamente begleiten, unter den Umgangsöffnungen und unter den Fenstern hin, sowie an den Schlusswänden der Kreuzschiffe oft mehrfach nach Massgabe ihrer Fenster und Nischenvertheilung. Ausser diesen Gesimsen treten mit der horizontalen Theilung der Massen auch verschiedene Umgänge in Verbindung.

An romanischen Kirchen liefen dergleichen Umgänge, wenn sie vorkamen, in kleine Säulen-Arkaden unter den Dachgesimsen hin. Diese Art sie anzubringen, gab die gothische Entwickelungs-Epoche auf, und konnte mit ihrer neuen Anordnung erst allmälig ins Reine kommen, nach manchen vergeblichen, später wieder aufgegebenen Versuchen. Anfangs verband man durch Ausladung des Kaffgesimses mit dessen Oberfläche einen Umgang, welcher

unter der Fenstersohle umlief und durch die Pfeiler mittelst Oeffnungen fortsetzte, später aber gänzlich aufgegeben wurde; dergleichen kommen vor am Chore der Regensburger Dominikaner-Kirche, an der Sohle jeder Fensterreihe zu St. Elisabeth in Marburg, vor dem Hauptfenster von St. Aegidien zu Braunschweig und an den Chören von St. Marien zu Arnstadt und St. Ursula zu Köln. Zweckmässiger griffen Platz dergleichen Umgänge über den Dachgesimsen der verschiedenen Absätze des Chores und der Schiffe, wo sie auch meist mittelst Ballustraden Einfassung fanden. Die drei Höhenstufen des Chores von St. Etienne zu Caen sind mit Mauern eingefasst, welche oben und unterhalb Gesimse begleiten, XXXI. 2., 3., 4. An den Schiffen zu Magdeburg, Freiburg, Strassburg und am Chore zu Köln, krönt dergleichen Umgang, mittelst durchbrochener Gallerie, die hohen und niederen Theile; desgleichen an der Westminster-Abtei, wo statt der Gallerie eine Zinnenmauer als Brustwehr dient, XLV. 4. An den Kreuzgiebelwänden laufen zuweilen auch dergleichen Umgänge hin, so zu Schulpforte am Beginn der Giebelschräge, zu Chartres über den Portalen vor der Fenstersohle, an den Domen zu Magdeburg und Meissen aber verdeckte Durchgänge zwischen den Doppelgiebeln, XLI. 4. Ausser diesen gewöhnlichen Umgängen führt an grossen Cathedralen noch ein dritter an der Stelle umher, wo die Zudeckung des inneren Umlaufs zwischen den Arkaden und oberen Fenstern endigt. Am Kölner Dome befindet sich der innere Umgang XLVIII. 3. bei e. und dieser äussere bei f. wo die Säulen aufstehen, welche die Schwibbogen unterstützen helfen, und ganz ähnliche Anlage ergiebt sich auch an der Cathedrale zu Amiens, XXXIII. 8. An der Marienkirche zu Dijon machen zwei Gänge über einander, zwischen hohen Säulen mit Spitzbogen den Hauptschmuck der Façade aus, XXXVIII. 5., stehen indess mehr zu der südländischen, romanisirten Weise in Beziehung als zu der unserigen.

Das Profil der Gesimse.

Das Profil der Gesimse erstrebte zunächst eine tiefere Unterschneidung mittelst Hohlkehle, zum anderen eine den Grundbedingungen der neuen Architectur vollkommen entsprechende Gesammtform, welche es in der Hälfte eines diagonal auf die Spitze gestellten Quadrates fand. Doch ladet es zuweilen minder aus, indem es mehrere Quadrate in Absätzen untereinander zu seiner Grundform wählt, zuweilen spitziger, indem es sich in ein gleichseitiges Dreieck oder dessen Spitzbogen eintragen lässt. Mit seinem geraden Wasserschlage, welcher natürlich den Dachgesimsen fehlt, gehört das Gesims der schroffen äussern, mit den Gliedern seiner Unterschrägung der weichern inneren Architectur an.

Das Gesims von St. Etienne zu Caen XXXI. 5. wird bereits von tiefen Hohlkehlen unterschnitten, gehört indess auch noch mit seinem gerundeten Wasserschlage der weichen Formation an; eben so auch das Profil XLII. 11. vom Giebel 10., und die Gesimse 12., welche den Durchschnitt der Gallerie 6. darstellen, und sämmtlich dem Dome zu Magdeburg angehören. Hingegen sind die Gesimse XLI. 9. vom Dome zu Naumburg ein Kaffgesims; XLII. 16. ein spitzes Gesims von den Abseiten des Domes zu Magdeburg; XLVII. 20. und 21. von der Kirche zu Schulpforte, deren geometrische Construction die Durchzugslinien nachweisen; und die Gesimse XLVIII. 13., 14. als vollkommen entwickelte Formen zu betrachten.

Dass Hauptgesimse, z. B. das Dachgesims stärker sind als die andern, und damit grössere Gliederzahl verbinden, versteht sich von selbst. Die englischen Gesimse sind von weicherer Form als die deutschen, selten zu oberst gerade angeschrägt wie das Zinnengesims von Salisbury XXXIX. 5. g., sondern mehr gerundet, fein unterschnitten, und oft mit eigenthümlichen wulstigen Gliedern verbunden, wie der Ueberschlagssims bei 19., der Kaffsims bei 16., ferner die Simse bei 17., 9., 6., wo hingegen die von der Westminster-Abtei XLV. bei b., c. und d. wenigstens mit geraden Wasserschlägen versehen sind.

Die grösseren englischen Wasserschläge, namentlich bei der Pfeilereinziehung und am Sockel, z. B. an der Westminster-Abtei 4. a. und b.; ferner bei XXXIX. 15. und 17. und an den Seitenthürmen von Wells XXXVII. 2. steigen stufenförmig anwärts, zuweilen in Begleitung eigenthümlicher, gleichsam wie herausgepresster Wulste. Bei den englischen Säulen und Pfeilerbasen wechseln das attische Profil, XXXIX. 6.; ferner drei Polster übereinander, wie bei 2., oder auch eine sehr freie Zusammenstellung von Wulsten, Plättchen und Schrägungen XLV. bei i. mit einander ab. Die deutschen Fundament-Gesimse werden meist einfacher als die älteren romanischen angewendet, auch unterliegt ihre Composition, aus Schrägung, mässiger Einziehung und Rundstäbchen, einer grossen Freiheit, nur dürfen die runden Einziehungen durch Tiefe nicht zu Wasserbehältern werden. Noch ist hier bei Gelegenheit der Basamente darauf aufmerksam zu machen, dass die Cylinder-Sockel an den Fenstern des Kölner Domes mit runden Untersätzen versehen sind, XLVIII. 11., der Regel nach jedoch später in Deutschland, wie

wir schon an den inneren Pfeilerschaften und an den Portalen gesehen haben, in achteckiger Form vorkommen, so am Fenster vom Dome zu Magdeburg, XLII. 7., an den Eckthürmen von Freiburg XLVII. bei 2. In England verblieb es bei der Rundung, während an Säulchen der Cathedrale von Chartres XXXIII. 9. und 10. polygone Füsse vorkommen.

Das Dach- und Giebelwerk.

Die Dachhöhe fiel nach den verschiedenen Gegenden und Zeiten sehr verschieden aus, so dass eine feste Norm sich nicht leicht annehmen lässt. An der Gelnhausner Pfarrkirche bildet der senkrechte Durchschnitt des Chordaches, ein gleichseitiges Dreieck; an der Pariser Cathedrale beträgt die senkrechte Höhe etwa zwei Dritttheile der Breite. Ein gleiches Verhältniss haben die kleinen Giebeldächer am Gelnhäusner Chore; desgleichen das Dach der Kirche zu Colomby in der Normandie. Die Dächer des englischen Münsters zu Beverley, des Domes zu Magdeburg und der Cathedrale zu Salisbury sind wieder gleichseitige Dreiecke; die Dächer von St. Elisabeth zu Marburg um Geringes niedriger und das Dach des Kölner Domes von gleicher Höhe und Breite. Die Mannigfaltigkeit der Bedachung geht wieder ins Unbegrenzte, sobald die Seitenschrägungen der blossen Giebel und der Thürmchen, in Betracht gezogen werden, welche die grossen Bedachungen mindestens der Form nach im Kleinen wiederholen. Wirkliche Dächer mit Dachgespärren kommen indess ausser dem Hauptkreuzdach der Schiffe und des Chores, auch in so verschiedener Lage und Gestalt vor, dass wir nur die gebräuchlichsten hier berühren können, welche den bedeutsameren Theilen des gegliederten Gesammtraumes, als besondere obere Abschlüsse dienen. Zunächst gehören hierher die Dächer der Abseiten neben dem Kirchenschiff und Chor. Zuweilen überdeckt jede Abseite ein gemeinsames langes Pultdach, zuweilen jeden Abschnitt von Pfeiler zu Pfeiler ein besonderes kleines Dach mit Giebel, wie am Schiffe des Magdeburger Domes, oder ohne Giebel wie am Kölner Dome. Zuweilen laufen auch diese kleinen Giebel nebst Bedachung längs des hohen Schiffes, auch wohl um die Seiten des Chores hin, wie an mehreren Kirchen zu Braunschweig. Je mehr die Capellen und Vorhallen der Gesammtmasse gegenüber sich geltend machen, desto selbstständiger wird auch ihre Bedachung sich zeigen. Den Dächern der Thürme werden wir später begegnen,

Hauptgiebel und Nebengiebel kommen als Begleiter der Dächer jedesmal an der Stelle vor, wo das Dach senkrecht abschliesst. Ausser diesen Dachgiebeln giebt es noch zwei Arten, von denen die eine der vollen Steinmasse angehört, wenn solche mit ihrer Endigung oder mit den Absätzen eine dachartige Abschrägung nach zwei Seiten verbindet; während die andere Gattung in blossen freistehenden Ziergiebeln besteht, welche sich auch unmittelbar an Wände anlehnen. Die erstere Gattung dieser Giebel, nämlich die mit kleinen Steindächern kommt vor, als Endigung der äusseren Strebepfeiler, ferner über deren Höheabsätzen; über den Seiten der Thürmchen, Fialen, Bilderhäuschen und Baldachine. Sie verhält sich zu dem grossen Hauptdach nebst Giebel der Kirche, wie der Wasserschlag etwa zum Pultdach der Nebenschiffe, und wie die Fiale nebst dem übrigen kleinen Thurmwerk zu den Glockenthürmen. Wo die oberwärts auslaufende Masse zu viel Bedeutung hat, um mit dem blossen Wasserschlage auszureichen, und wieder zu viel Breite im Vergleich zum inneren Kern, um Thurmwerk auszusenden, greift dieses Giebelwerk als zweckmässig Platz. Die Höhe dieser Giebel ist gleich den grossen Giebeln meist sehr verschieden und der Regel nach bedeutender als die der einseitigen Wasserschläge, welche meist nur diagonal steigen.

Die letztere Giebelgattung, die der Ziergiebel, hört zuweilen auf, blosser Ziergiebel zu sein, in sofern als sie wirklich mit Dächern sich verbindet; auch ging sie ursprünglich von dieser Verbindung aus, nämlich von den Dächern der vorgerückten Portale. Zur Gesammtarchitectur wie zu den Hauptdächern, Thürmen u. s. w. steht sie ganz in dem nämlichen Verhältniss als die oben betrachtete Giebelart, welcher sie zuweilen in dem Maasse sich nähert, dass die Unterscheidnng schwer fällt. Vornehmlich rechnen wir zu dieser dritten Giebelart alle diejenigen Giebel, welche mit und ohne Durchbrechung meist als freistehende Wand vorkommen, ferner diejenigen, welche noch theilweis eine hintere Mauer berühren, oberhalb aber überragen, zuletzt diejenigen, welche unmittelbar auf einer, an sich höheren Mauer aufliegen; mithin alle diejenigen Giebel, welche ihrer selbst halben für ästhetische Zwecke da sind, am wenigsten bedingt durch einen hinterliegenden dachartigen Körper.

Zunächst gehören hierher die fast völlig freistehenden und meist reich durchbrochenen Giebel über den Kirchenportalen der Dome zu Köln, Strassburg, Rheims, Beauvais, Auverne, Troyes, Rouen, Nantes, Evreux; ferner die auf der Rückwand aufliegenden Giebel der Portale zu Toledo, Siena, Orvieto, und Freiburg, an den beiden Nebenportalen zu Lichfield, dem Hauptportal zu York.

Hervorgerufen wurden diese Ziergiebel zunächst durch die Vorsprünge der tiefen Portal-Hallen, wie an den Cathedralen zu Laon und Chartres, wo sie noch geringe Höhe mit gedrückten Verhältnissen theilen, und den nothwendigen dahinterliegenden Dächern zum Abschluss dienten. Erst nach und nach werden sie schlanker, bis sie am Freiburger Münster die Form eines gleichseitigen Dreiecks, zu Köln ungefähr eine Höhe zur Breite erreichen wie 4 zu 3. Als die Nothwendigkeit dieser Giebel nicht mehr von hinterliegenden Dächern abhing, erhielt ihre Verwendung mehr ästhetische Begründung. Einmal war die Architectur der gesammten Portaleintiefung eine durchaus innere, nach Aussen gekehrte, und bedurfte des schützenden Wetterdaches, welches hier der Giebel vertritt; zum andern bedurfte die innere mehr oder minder kräftig vortretende Portalstirn, nach obenhin ihren aufstrebenden auswallenden Abschluss, welchem die blosse Wasserschräge widersprach. Der Giebel allein konnte, gegenüber den Massen, welche zu den Seiten des Portals als Pfeiler aufsteigen und in Thurmwerk verenden, die durch das Portal gespaltenen und in Spitzbogen vereinigten Massen unter pyramidaler Aufstrebung, welche doch alle Theile des Hauptkörpers befolgen, nur folgerecht zum Abschluss führen.

Weil die Architectur der Fensterwände mit der der Portale sich unter gleichen Gesetzen befindet, lag auch die Uebertragung dieses Ziergiebels auf die Fensterschlüsse sehr nahe, und wir finden solche schon sehr früh eingeführt über den Fenstern der Chor-Capellen an der Cathedrale zu Bordeaux aus dem dritten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts; ferner über den Fenstern des Central-Thurmes zu Salisbury, XXXV. 1.; des Giebels von Wells, XXXVII. 2.; am Baptisterium von Pisa, XLIV. 4.; am Central-Thurme von Lincoln, XLVI. 2.; zuletzt in schönster Ausbildung am Zwischenbau der Thürme von Marburg, XLVII. 4.; an den Fenstern des Thurm-Achtecks zu Freiburg, 1., und am hohen Chore des Kölner Domes, XLVIII. 2. u. 9. Wenn höhere Fenster mit diesen Giebeln verbunden sind, entbehrten die niedriger gelegenen meist derselben, um noch horizontale Verhältnisse als niedrigere mehr tragende Glieder auszudrücken. Jedesmal erhielten die Schenkel dieser Giebel als untere Stütz-Punkte und Widerlager kleine Thürmchen oder Fialen, und wurden in Verbindung mit den letzteren nach Einigen Wimberge, Weinberge, nach Andern Windberge genannt. Dass diese Fialen-Verbindung erst allmälig entstand, sieht man an den Portalen von Laon und Chartres, am Giebel von Wells und am Thurme der Kirche zu Heilbronn, XLIII. 11., wo die Fialen noch gänzlich fehlen, während am Portal 5. zu Arnstadt nur der Mittelgiebel dergleichen besitzt.

Auch andere Durchbrechungen, welche eben nicht Fenster waren, wurden zuweilen mit diesen Giebeln verbunden, XXXIII. 8., XLVIII. 10.; zuletzt auch vielfältig blosses Nischenwerk, dessen Haltung ganz die Natur der Fenster theilt, den Durchbruch allein abgerechnet. So die Nischen am Zwischenbau der Thürme von Coutances, XXXVIII. 2., und an den Strebepfeilern der Cathedrale zu Lincoln, XLVI. 1.

Weitere Verwendung des Fenstermaasswerks auf Mauern und zu durchbrochenen Gittern.

Wie die äussere, sowohl senkrechte, als auch schräg anwärts steigende, der Witterung entgegen gerichtete Seite unserer Gesammt-Architectur in geraden Flächen besteht, die Ecken aber rechtwinklig oder stumpf, das Ganze sich entschieden schroff bewegt, so quillt die weiche, gerundete, innere Natur augenblicklich nach Aussen hin, wo ein Durchbruch der Mauer es gestattet, wie an Portalen und Fenstern, obwohl es sich nicht weiter hervor wagt, als es durch das Aeussere gleichsam noch Schutz zu erwarten hat. Man muss indess diese von Innen nach Aussen sich bewegende Quellung nicht allein im Innern der Kirche, sondern auch zugleich im Innern der Mauermassen selbst suchen, aus welchen es vortritt, sobald die äussere Schaale Einschnitte erhält. Das Nischenwerk, welches durch diese Zerschneidung der Rinde entsteht, gleicht somit der Fensterarchitectur in Umfassung und Ausfüllung, nur entbehrte es den Fensterdurchbruch, an dessen Stelle sich eine neue, harte, glatte Fläche ansetzt; häufig aber wird es eben auch, wie wir unten sehen werden, den Fenstern gleich durchbrochen.

Den Anklang zum Nischenwerk fanden wir bereits in den frühchristlichen Baudenkmälern Ravennas, und seine reichliche Anwendung in Verbindung mit Säulchen als Hauptschmuck der romanischen und Uebergangs-Periode. Die Frühzeit der gothischen Entwickelung schien über seine fernere zweckmässige Anwendung anfangs in Verlegenheit zu sein, doch erhielten sich Nischen-Reihen unausgesetzt im Innern der Kirche unter den Fenstern der Chöre und Nebenschiffe, um hier die glatte Mauer zu beseitigen. So im Uebergangsstyl an der Gelnhäusner Kirche, XXX. 2. bei a., im Schiffe und Chor von Lincoln, XXXVI. 9., zu Seez, XXXVIII. 4., in der Westminsterabtei, XLV. 5. bei n., und zugleich an der Lincolner Cathedrale auch ausserhalb unter den Fenstern angewendet bei XLVI. 1. Wie der Augenschein lehrt, halten diese Nischen mit der gleichzeitigen Fenster-Entwickelung Schritt.

Je mehr das Fenstermaasswerk sich ausbildete, desto beugsamer wurde es auch für die Ausfüllung der Nischen, und somit das Nischenwerk selbst für alle Flächen, welche des Schmucks und der Erleichterung bedurften. Zuweilen wurde eine dergleichen Maasswerk-Anordnung, wo man nur kleinerer Fenster bedurfte, auch nur theilweis durchbrochen. Oft wechseln auch Fenster mit gleichausgestatteten Nischen, z. B. am Central-Thurme zu Canterbury. Sehr ausgebildetes fensterartiges Nischenwerk bildet die Krönung zwischen den Thürmen zu Coutances. Nach Art der gewöhnlichen Nischenreihen wird die Zinne des Capitel-Hauses zu Salisbury ausgeschmückt, XXXIX. 15. u. 17., und sowohl mit ähnlichen Reihen mehrmals übereinandergestellt, als auch mit breiten Maasswerk-Friesen die Westfronte der dasigen Cathedrale. Am Portale von Arnstadt, XLIII. 5., füllt Maasswerk sowohl das Tympanum als den Raum der Spitzgiebel aus; am Pisaner Baptisterium gleichfalls die Fenster-Giebel; bei der Cathedrale von Lichfield die gesammte westliche Fronte; und im Innern der Cathedralen von Lichfield, Lincoln, XLVI. 5. 4., und Seez, XXXVIII. 4., werden die Zwickel zwischen den Arkadenbögen und den Emporen wenigstens theilweis durch Rosetten und ähnliche vereinzelte Figuren ausgefüllt. Nischenwerk an den Strebepfeilern entwickelt sich erst um 1300 und kommt am frühesten in England vor, z. B. an der Cathedrale zu Lincoln am Chorende. Gleichsam als Fortsetzung der Fensterarchitectur erscheint es an den Wimbergen über den Fenstern, XLVIII. 9., und mit vieler Pracht in den Portalgiebeln. Eben so sind die Seiten der Thürme und Thürmchen stets mit Nischen verbunden, die kleineren mit einfachen Spitzbogen-Nischen, dessen Innerem sich die bekannten Nasen anschliessen, die grösseren schon mit complicirterem Maasswerk, wie beides an den Pfeilerfialen des Kölner Domes vorkommt, XLVIII. 3.

Eine sehr folgenreiche weitere Verwendung entstand dadurch, dass man an die Form der Reihen-Nischen anstatt der verlängerten senkrechten Schenkel Consolen anfügte, und so den Fries gewann, der namentlich in England an Stelle unseres romanischen Rundbogenfrieses trat, XXXIX. 12. 15. u. 17. Ferner wurde dieser Fries zu unterst anstatt der Consolen mit der bekannten Dreiblatt-Lilie, XXIX. 10., verbunden, auch unterhalb eines Gewölbebogens mit durchbrochenen spitzenartigen Gliedern frei herunterhängend befestigt, wie an den Portalen der Cathedrale zu Amiens.

Sehen wir auf solche Art das Maasswerk zur Nischenbelebung vielfach verwendet, so ahmt es auch nicht minder die Fenster vollends nach, und gewährt vollkommen durchbrochene Durchsichten, zur Vermehrung des Reichthums und der Leichtigkeit.

Vielfältig und frühzeitig kommt es in durchbrochener Art an den Gallerien der Umgänge in Betracht, welche sich schon nach der Möglichkeit herzurichten suchten, bevor Maasswerk ihnen zu Gebote stand. An der Cathedrale von Chartres kommen sehr frühzeitige durchbrochene Gallerien, noch vor Erfindung des Maasswerks, zur Anlage, welche theils aus Oeffnungen in Form der Thüren des Uebergangsstyls, XXXIII. 11., theils aus der Bewegung der gleichzeitigen Nischen unter den Fenstern, 10., hergerichtet waren. Am Magdeburger Dome, XLII. 6., sind nicht mehr Säulen, sondern Verschrägung der Kanten, Abfasungen, und dazu gesellt sich die Dreipassform welche auch ähnlich zu Chartres theilweis vorkommt. Förmlich durchgebildetes Gallerien-Maasswerk zeigt uns der Kölner Dom, XLVIII. 9.

An der Gelnhäusner Kirche, XXX. 3., läuft vor den oberen Fenstern ein sehr luftiger Umgang her, nach Art der geringfügigeren Arkaden-Umläufe an romanischen Kirchen. Diese Composition führte später zu den ungemein reichen Doppelgittern, welche wir, namentlich an der Façade der Strassburger Thürme, neben fast übertriebenem Aufwande, mit mehr Recht wohl in der gemässigteren Haltung an den Giebeln vieler Kirchen bewundern. Am Kreuzschiffgiebel der Cathedrale zu Meissen, XLI. 4., wurden dergleichen durchbrochene Gittergiebel schon in einer Zeit errichtet, als das Fenstermaasswerk noch nicht Vollendung hatte, weshalb sie noch sehr einfach erscheinen. Am Magdeburger Dome ist die Durchbildung schon etwas weiter gediehen; am weitesten in St. Blasien zu Mühlhausen in Thüringen. Giebel dieser Art sind indess Seltenheiten; nicht minder freistehende durchbrochene Giebel längs der oberen Mauern statt der Gallerie, so dass ein Giebel stets ein Feld von Pfeiler zu Pfeiler überspannt. Letztere befinden sich auch zu Mühlhausen an der schönen Kirche zu St. Marien aus der Zeit um 1300. Durchbrochene Gallerien wurden weiter mit den Schwibbögen des Pfeilerwerks verbunden, entweder wie am Cölner Dome, wo sie über der geraden Schräge auflagern, XLVIII. bei 2. 3. u. 10.; oder wie an der Kirche zu Amiens, XXXIII. 8., wo das Gitterwerk zwischen die Schräge und den Schwibbogen eingespannt erscheint.

Endlich von höchst umfassender Wirkung tritt das Maasswerkgitter in die durchbrochenen Seiten der Thurmhelme, wie an dem Münster zu Freiburg und dem Cölner Dome. Doch wollen wir hier nur seine gebräuchlichste und hervorragendste Verwendung angegeben haben, weil es unmöglich ist, alle einzelnen Modificationen

dieses Styls zu beschreiben, deren auch sehr viele ohnehin uns noch unbekannt sein möchten, weil erst ein sehr kleiner Theil von der grossen Menge der vorhandenen Kunstdenkmäler, und von diesen wieder sehr wenige genügend bekannt geworden sind.

Das Maasswerk am Freiburger Thurmhelm liegt mit seiner vierseitigen Umrahmung, also dem eigentlichen Körper in der nämlichen Flucht, ohne vorher für jedes Feld eingetieft zu sein. Der Regel nach findet jedoch eine Eintiefung statt, so dass jede Maasswerkgruppe, gleich der Gruppe eines ganzen Fensters, nicht nur aus dem eigentlichen Maasswerk besteht, sondern auch mit einer ringsumlaufenden mehr oder weniger tiefen Einrahmung versehen ist, welche mit der Fenstergewandung gleiche Bedeutung theilt. Ferner umgiebt nothwendiger Weise diese Einrahmung eine zweite, welche als ein Theil der glatten eigentlichen Kernmauer stehen bleibt, weshalb Anlagen noch unentwickelt sind, welche an Mauerecken unmittelbar schon mit der Nischengliederung beginnen, wie z. B. die Westseite der Cathedrale von Salisbury XXXIX. 1. 6. b., 9. e.

Ebenso dürfen die Schafte oder Eckpfeiler durchbrochener Thürme und Bilderhäuschen am wenigsten aus blossen runden Säulen bestehen, wie z. B. die Bilderhäuschen am Freiburger Thurme, XLVII. 2. bei a., sondern die Eckpfeiler müssen scharfe Ecken, die mittlern vorne ein Plättchen theilen, und dann erst eine Gliederung einwärts erfolgen aus Kehlen und Rundstäben.

Zuweilen kommt es vor, dass an Werken, welche diesen Ansprüchen entsprechen, dennoch wieder die Ecken selbst geöffnet und mit Rundstäbchen versehen sind, diese Behandlungsart lässt sich indess schon rechtfertigen, weil sie von dem Nischenwerk, welches erst in gewisser Entfernung beginnt, unabhängig bleibt. Noch ist zu bemerken, dass sowohl bei dem Fenster- wie dem übrigen Maasswerk, die vortretenden runden Glieder meist oben, wo ihr Umschwung in Bögen beginnt, mit kleinen Capitälchen und dann auch unterhalb mit Sockeln versehen sind, wie durchgängig am Cölner Dome; zuweilen aber auch Capitälchen und Sockel wegfallen, welches meist alsdann stattfindet, wenn Rundstäbchen gänzlich fehlen oder wenig in Betracht kommen, wie am untern Maasswerk vom Freiburger Münster XLVII. 2.

Die Fialen, Thürmchen, Baldachine und der Hauptthurm.

Die kleinen Thürmchen, in welche die Pfeilermassen auslaufen sind viereckig, oder achtseitig, wie neben den Thurmspitzen der Marburger Kirche, XLVII. 4., oder auch sechsseitig wie die obern Hauptthürmchen über den Eck-Pyramiden des Freiburger Thurmes, 2. Entweder stehen sie je einzeln, oder in Begleitung von zugefügten kleinen Thürmchen wie oben am Beginn des Freiburger durchbrochenen Helmes, bei 1.; oder das Thürmchen trägt über sich ein kleines Mittelthürmchen und wieder noch geringere an dessen Seiten, in welcher Weise die Fialen des Cölner Domes ausschiessen bei 9. XLVIII. Die kleinen Thürmchen stehen dabei auf den grössern über Eck, und die kleinsten wieder über Eck gegen den mittleren. Sehr reiches und complicirtes Pfeilerthurmwerk enthält der Chor desselben Domes als Widerlager gegen die Schwibbögen, 3. Die Mittelpfeiler g. steigen in Kreuzform und vier Abtheilungen empor, zu oberst Fialen tragend; die Seitenpfeiler mehrfach zusammen gesetzt, auf der Vorderseite dreimal bedeutend zurück gezogen, und zweimal mit Fialen verbunden. Die sechs mit i. bezeichneten Pfeiler verbinden, weil sie mit auf den Scheidewänden der Capellen stehen, den innern Kreuzpfeiler mit dem äussern, dessen Kern aus einem Sechseck mit viereckigen Ansätzen an drei Seiten und einem niedrigeren vierten an der Fronte besteht, 6. k. u. 7. An der reicheren südlichen Hälfte des Aufrisses 2. ist zu erkennen, wie jeder Pfeilerabsatz mit Giebelchen, zu oberst mit Thurmspitzen endigt, und an den Ecken dieser Thurmspitze wie auch der Giebelchen sich mit kleinen Thürmchen verbindet.

Im Anfange gestalteten diese Pfeilerthürmchen sich noch sehr unbeholfen, z. B. am Lincolner Schiff XXXVI. 10. wo die Pfeiler mit blosser Zuspitzung versehen sind, und an der Westminster-Abtei, wo diese Spitzen über einer blossen Verlängerung des eigentlichen Pfeilers ruhen, XLV. 4. u. 6.

Allmälig erst entwickeln sich die Fialen zu schlanker, gefälligerer und bestimmter Form, deren untere senkrechte Hälfte Leib, und deren pyramidale Spitze Riese genannt wurde. Am Chor der Regensburger Kirche stehen achtseitige Fialen, welche indess die Chormauern noch nicht überragen auf vierseitigen Strebepfeilern, XXX. 6, am Dome zu Magdeburg viereckige Fialen, noch ohne Maasswerk oder Nischen, XLII. 5. u. 6.; am Lincolner Chore starke thurmartige und achtseitige Fialen, welche je zwei Pfeilern zugleich angehören, XLVI. 1.; sechsseitige Fialen mit Nischen und mässig gestreckten Riesen am Freiburger Thurme über den Eck-Pyramiden; vollständig durchgebildete, endlich mit steilen Riesen, Maasswerk, nebst der sehr wesentlichen Stellung über Eck, zu oberst am Freiburger Thurme wie auch am Dome zu Cöln.

Früher als die Fialen hatten sich die Thürmchen von grösserem Umfange entwickelt, welche an den Ecken der Hauptthürme, der Kreuzschiffe, zwischen Giebeln, an Chorecken oder zugleich auch als Treppenthürmchen vorkommen, z. B. am Beverley-Münster und der Cathedrale zu Peterborough; an den Ecken der Central-Thürme von Lincoln und Salisbury, am Kreuzschiff-Giebel des Meissener Domes und St. Elisabeth zu Marburg. Theils mit diesen Thürmchen, und mit den Fialen verwandt, anderer Seits wieder in die Maasswerkblenden hinüber leitend, gewissermaassen also die Natur der Thürme mit dem Maasswerk der Wände verbindend, sind die sogenannten Bilder-Häuschen.

In England beschränken sich diese Gehäuse im 13. Jahrhundert fast ausschliesslich auf Wand- und Maasswerk-Nischen, und ziehen sich vielfach über ganze Mauern und Façaden hin, wie an den Cathedralen zu Peterborough, Wells, Salisbury, Lichfield, und an den Pfeilern des Chores wie am Central-Thurm zu Lincoln. Auf dem Continent hingegen waren die freistehenden Häuschen beliebter, als jene Blenden, es wechseln jedoch zuweilen, besonders in Frankreich auch beide Arten mit einander ab, wie an der Fronte der Cathedrale zu Amiens, XLII. 3. Die freistehenden Häuschen behalfen sich Anfangs mit sehr unförmlichen Massen, umsomehr als ihre Entwicklung mit der gleichzeitigen der Fialen Hand in Hand ging. An der Cathedrale von Chartres tragen vier Säulen ein blosses Giebeldach, XXXIII. 4. u. 9.; an der Cathedrale von Laon verbindet die nämliche Form bereits die Säulen mit dem Spitzbogen, und vertauscht das Giebeldach mit dem von vier Seiten aufsteigenden mehr thurmartigen Walmdach; die Bilderhäuschen an der Cathedrale von Rheims sind mit achtseitigem Helm, und an dessen vier Seiten mit kleinen Spitzen versehen, XLII. 18.; sowie vier dergleichen Häuschen an den Thürmen von Amiens statt dieser Spitzen vier kleine Fialen an den vier Ecken des vierseitigen Helms aufsteigen lassen, XXXXII. 3. a. Vollständig entwickelte Gehäuse finden wir endlich zwischen den Giebeln des Pisaner Baptisteriums, über den Pfeilern der Abseite am Münster zu Strassburg XLII. 4. a.; und über den 12 Pfeilern des Cölner Chores, von welchen im Grundriss 1. zwei mit k. bezeichnet sind.

Von den Fialen unterscheiden sich diese Häuschen meist durch mehr Breite, stets jedoch dadurch, dass sie im Innern hohl sind und dieser innere Raum nach drei Seiten hin sich offen und zugänglich zeigt, um die in ihnen aufgestellten Bildwerke sichtbar zu machen.

Die Baldachine der romanischen und Uebergangsperiode bestehen in symmetrischen Gruppen von Gebäuden und Thürmen, unter dem Gesammteindruck kleiner hoch empor gestapelter Burgen. Diese Gattung erstreckt sich noch bis ins dritte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts; wie mehrere Baldachine in der Cathedrale von Minden darthun. Vollständig durchgebildet hat jeder Baldachin acht Seiten, jede Seite besteht in einem Spitzgiebel mit innerem Spitzbogen, kleine kurze Thürmchen sitzen an den Ecken, und diese Ecken auf Consolchen. Meist kommen diese Baldachine in den Hohlkehlen der Portale vor und überdecken alsdann ein Bildwerk, während sie dem nächsten darüber zur Unterlage dienen, weshalb ihnen hier auch jede Spitze fehlt.

An französischen Kirchen würde man ihre stufenweise Entwickelung finden können, wir kennen aber nur diejenigen von den Kreuzflügel-Portalen der Cathedrale von Amiens, welche noch sehr an die vorige Periode erinnern, XXXIII. 12.

Während am Körper der gothischen Kirche, obwohl solcher aus schmalen und hochgestreckten Theilen zusammengesetzt ist, dennoch die Gesammt-Länge über die Höhe vorherrscht, schiesst der Haupt-Thurm mit Macht in die Lüfte, und bringt die Länge des ganzen Gebäudes, sein System und seinen Zweck hier nochmals wie im Abbilde, nur in der Richtung aufwärts zur Anschauung. Alle Formen und Bewegungen der Kirche wiederholen sich hier, nur ist ihre Ausdehnung, ihre Zahl, ihre Aufeinanderfolge eine andere, und gleichsam zu höherer Pracht verklärte. Das vierseitige mehr lange als hohe Schiff, findet im Unterbau der Thürme, sich wieder, nur hier mehr hoch als breit und tief; der halbpolygone Chor, ganz polygon und wieder mehr hoch, im Oberbau des Thurmes. Die gegliederten Arcaden treten in den ungemein reicheren Portalen zu Tage; die Fenster im Hauptfenster über dem Portal und in den weiten Durchbrechungen des Thurm-Achtecks; die Strebepfeiler gliedern sich am Thurme in Bündel, streben um so höher aufwärts, und die über die Kirche zerstreuten mehr vereinzelten Thürmchen und Fialen, gruppiren sich über den Strebepfeilern neben den vier Seiten des Achtecks zu reich gegliederten hohen Spitzpyramiden; das Maasswerk, welches an der Kirche die Fensteröffnungen, die Gallerien und Schwibbögen luftig überspannt, webt in ähnlicher nur weit kühnerer Art den obersten Helm himmelwärts. Was somit an der Kirche sich findet, zeigt auch am Thurmbau sich wieder, nur ist Gestalt und Zusammensetzung zu höherer Potenz entwickelt.

Bei dieser verschiedenartigen Verwendung derselben Stoffe zu ungleichen Hauptformen, bekundet dennoch der Thurm auch in der Anordnung der Maasse selbst seine engste Angehörigkeit zum Ganzen. Seine Höhe

zerfällt nämlich in Absätze, und die horizontale Höhenvertheilung der Kirche mittelst Gesimse, Umgänge und Gallerien, zieht sich auch gleichmässig um die Thurmseiten her. Zugleich hat es nicht bloss bei dieser mehr äussern Ausgleichung sein Bewenden, sondern Thurm und Kirche sind auch im Innern aufs Innigste verwachsen so dass bei einem einzigen Thurm, das Mittelschiff in dessen Körper eindringt und sein Hauptfenster als westlichen Schluss sich aneignet; bei Doppelthürmen dagegen die Nebenschiffe in die Thürme enden, und das Mittelschiff als Zwischenbau die Thurm-Facade ausfüllt.

Diese Gegenseitigkeit zwischen Thurm und Kirche wurde indess nur unter günstigen Umständen vollkommen erreicht, in den meisten Fällen nur theilweis, weil oft die Thürme andern Zeiten angehören als ihre Kirchen, viele Bauwerke auch unvollendet blieben. Sodann galt auch die Verbindung der Kirche mit westlichen Hauptthürmen nicht als durchgängige Norm, sondern selbst prinzipiengemäss blieben anderweitige Stellungen der Thürme zur Kirche in Gebrauch. So wurden in Italien die abgesonderten, oder an die Kirchwände doch nur angelehnten, von unten bis obenhin gleich starken Glockenthürme, beibehalten. In England, obwohl westliche Thürme, mehr oder minder bedeutsam, fast nie fehlen durften, zuweilen auch westliche hohe Spitzthürme nach deutscher Art vorkommen, behielt der Central-Thurm dennoch die bedeutendste Höhe, eine Anordnung, welche sich eben sowohl rechtfertigen lässt, als jene erstere der deutschen Kirchen. Wenn nämlich an letzteren die Massen-Bewegung in den westlichen Vorhallen beginnt, das Mittelschiff entlang nach dem hohen Chore sich fortsetzt, dort einen Umschwung nimmt, durch die Seitenschiffe zurückkehrt, und nun erst der höchste Aufschwung für die Thürme beginnt; so setzt an englischen Kirchen diese höchste Kraft in der Kreuzesmitte bereits sich in Thätigkeit, einer Stelle, welche auch die deutschen Kirchen, ohne Spuren verstärkter Kraft, nämlich ohne die bedeutend stärkeren inneren Tragepfeiler, mit einer durchaus gleichmässigen Bewegung ihrer Schiffe nicht zu durchdringen vermochten.

An französischen Kirchen blieben steinerne Central-Thürme gleichfalls noch in Gebrauch, doch schien dort keine bestimmte Regel vorzuherrschen, während in Deutschland Mittelthürme nur dann zur Anlage kommen durften, wenn die westlichen ohnehin für vollkommen entsprechende Bedeutsamkeit sich nicht mehr gewinnen liessen, wie z. B. am Dome zu Mainz, und der St. Catharinen Kirche zu Oppenheim, wo westliche romanische Thürme von geringem Umfang vorhanden waren, beibehalten wurden, und deshalb höhere Central-Thürme im gothischen Styl zugegeben wurden.*) Ausserdem griffen an deutschen Kirchen über der Kreuzesmitte nur kleine, schlanke, hölzerne Dachreiter-Thürmchen Platz.

Die deutschen Klosterkirchen, von welchen jetzt namentlich die der Cisterzienser, mehr aber noch die der Dominikaner und Franziskaner zur Ausführung kamen, entbehrten der steinernen Thürme fast gänzlich, namentlich in Verbindung mit der westlichen Façade, weshalb am Westende die Kirchenschiffe mit ihrem Durchschnitts-Profil endigen, z. B. bei der Kirche zu Schulpforte, XLIII. 4., und unter zahllosen anderen an den grossen Kirchen der Dominikaner und Franziskaner zu Regensburg und Erfurt. Kommen allenfalls steinerne Glockenthürme vor, so schweben sie auf einer Seitenmauer des Chors oder stehen von der Kirche abgesondert.

An der noch frühzeitigen Lieben-Frauen-Kirche zu Trier erlaubte der eigenthümliche Grundriss ohne Beeinträchtigung seiner Form keine Verbindung mit Thürmen, weshalb hier ein Glockenthurm über die Kreuz-Vierung gestellt wurde, in dessen untere Hälfte der Einblick aus der Kirche, gleichwie in die früheren romanischen Kuppeln, frei gegeben wurde, XL. 1. 4. u. 5.

An Thürmen der vorigen Periode wurde die Masse des Vierecks bei dem Uebergang ins Achteck durch blosse Aufschrägung beseitigt, wie an der Freiburger Stadtkirche, XLI. 1., als indess die Bewegung aller Theile lebensvoller wurde, durfte diese Abstufung nicht ferner verbleiben, und man verband zunächst bereits im Uebergangsstyl durchbrochene achtseitige Thürmchen mit dem mittlern Achteck, wie an den Thürmen zu Bamberg, Naumburg und Laon. Weil der gothische Styl jede neue Formbewegung erst am Körper der Kirchen zu einem gewissen bewussten Abschluss entwickeln musste, bevor die Uebertragung auf die Thürme stattfinden konnte, so sind die Thürme stets um etwas in der Ausbildung zurück, wie z. B. am Bamberger Dome schon weit durchgebildete Rundfenster Platz fanden, während die westlichen späteren Thürme ausser dem Spitzbogen noch durchaus romanische Elemente enthalten. Die Fortentwickelung der romanischen, zu oberst achtseitigen Thürme, bereitete zu Anfange auch wirklich dermassen Schwierigkeiten, dass man vielfach wieder zu vollständig vierseitigen

*) Der von Boisserée projectirte Centralthurm für den Cölner Dom ist demnach durchaus ungehörig, und hat auch an und für sich ein höchst geschmackloses Verhältniss, nicht daran zu denken, wie er die Längenbewegung der Kirche, und das Aufstreben der Hauptthürme, dem Eindruck nach total vernichtet, und die Kirche in einen unförmlichen burgartigen Klumpen verwandelt.

Thürmen zurückkehrte, wie zu St. Elisabeth zu Marburg, wo erst die Spitzhelme ins Achteck überspringen, und kleinere Thürmchen die Ecken vermitteln.

Erst um 1300, nachdem inzwischen das Fialen-, Bilderhäuschen- und Gruppirungssystem sich durchgebildet hatte, wurde es möglich die abfallenden Dreiecke, wie am Freiburger Münster, mittelst selbstständiger Spitzpyramiden, und das innere Achteck nebst dem Helm mittelst des gleichzeitig zur Reife gediehenen Maasswerks, mit einer Selbstständigkeit und dennoch wieder harmonischen Gegenseitigkeit zu behandeln, wie wir solche am Thurm von Freiburg bewundern, XLVII. 1.

Die untern Stockwerke erscheinen hier tragend, belastet, also noch gedrückt, werden von den verschiedenen Höhen-Abtheilungen der Kirchenschiffe umzogen, und nur der Portal-Giebel und die Bilderhäuschen drücken eine selbstständige Auswallung ihrer abgezweigten Massen aus.

Erst mit der Abzweigung der Dreiecke neben dem Octogon zeigt der freiere und nun gegliederte Aufschwung des Thurmes sich folgenreich. Zunächst lehnen die Dreiecke sich dermaassen an die Mitte, dass alle Theile, obgleich schon gegliedert, dennoch eine einzige Masse bilden, auch besteht ihre Verzierung nur in undurchbrochenem Maasswerke; bald aber thürmen die Dreiecke sich abgesondert, und zertheilt in immer weitere Gliederung bis zur letzten Fiale aufwärts, während die Mitte, im Verhältniss zu ihrer grösseren Masse und Kraft, diese Ecken überflügelt, und einen progressiv um so höheren Aufschwung erreicht. Dennoch musste die Haltung dieser Mitte von jener der Eckthürme abweichen. Die letzteren nämlich bilden mehr eine compacte Masse ohne innere Aushöhlung, der Mittelthurm hingegen umspannt von unten auf einen inneren hohlen Raum, steigt mithin als Hülle empor, setzt zwar eine Krone von Thürmchen und Giebeln ab, bewegt sich aber innerhalb und oberhalb derselben auch wieder nothwendig als eine einzige Hülle im Spitzhelm empor. Dieser empfängt seine Masse von den acht Wänden des Achtecks und bringt solche in der obern Spitze zum gemeinsamen Abschluss, webt aber, weil er der untern Stärke nicht mehr bedarf, in netzartig luftigem Maasswerk sich auseinander. Vorbereitet wurde diese luftige Auswallung im Achteck schon mittelst der weiten schön durchbrochenen Spitzbogen-Fenster. An verschiedenen Orten der Thurmhöhe lagern im Innern Gewölbe, um die Mauern des Thurmes innerhalb zu stützen und zu verbinden, das höchste Gewölbe in der Basis der Pyramide.

An der französischen Cathedrale zu Senlis, welche fast durchgängig noch dem spätern Uebergangsstyle angehört, überragt der südwestliche Thurm den Zwischenbau mittelst zweier Stockwerke. Das untere ist noch vierseitig, das obere achteckig, und neben dem Achteck stehen an den vier Ecken dreiseitige Bilderhäuschen, aus Säulen mit Spitzbögen und spitzen an das Achteck angelehnten Helmen. Die acht Seiten des mittlern Haupthelms sind mit schmalen hochgestreckten, erkerartigen Aufsätzen verbunden. An den Cathedralen zu Paris und Amiens endigen die Thürme durchaus vierseitig und ohne Spitze. An der Cathedrale zu Rheims bestehen die Thürme aus vier Stockwerken. Erst das vierte oberste wird achtseitig, und kleine achtseitige Thürme von der Höhe des mittlern Achtecks, verbinden sich mit diesem an den vier Ecken. Die Seiten des mittlern öffnen sich durch hohe, zweigetheilte Fenster, und jede freie Seite der Eckthürmchen durch eine noch schmälere Oeffnung von der nämlichen Höhe. Giebelchen und Bedachungen machen den obern Schluss ohne Spitzen. Die Art, wie die Eck-Polygone neben dem mittleren aufsteigen, erinnert an die der westlichen Thürme des Bamberger Domes, mit dem Unterschiede, dass zu Rheims nur gothisches Stabwerk und Maasswerk vorkommen. Auf der Kreuzung der Cathedrale zu Dijon steht ein viereckiger Centralthurm mit schmalen Eck-Cylindern, und auf der Cathedrale zu Autun ein viereckiger Centralthurm von einem Stockwerk, in dessen Mitte sich zuerst ein niedriges Achteck mit Spitzgiebeln, und darüber ein hoher spitzer undurchbrochener Helm erhebt. Auch auf der Cathedrale zu Coutances befindet sich ein Centralthurm mit Eckthürmchen, doch fehlt diesem die hohe Spitze. Dagegen nähern unter den französischen Thürmen, die westlichen dieser Kirche sich am meisten der deutschen Durchführung. Auf zwei hohe untere Geschosse von vierseitiger Form, folgt ein drittes achtseitiges mit spitzem Helm, während die Ecken nach Aussen hin wieder mit einem schlanken Mittelthurm und noch dünneren Eckthürmchen, die Ecken nach der Mitte hin mit einfachen viereckigen Thürmchen besetzt sind, XXXVIII. 2.

In England breitet sich an der Westseite ein besonderer Querbau aus, welcher die Kirchenschiffe nördlich und südlich an Ausdehnung überragt, und mit dem Mittelschiffe sich innerhalb verbindet, wie an den Cathedralen zu Salisbury, Lincoln, Wells und Peterborough. Meist enthält derselbe oberhalb drei Giebel, an den beiden Flanken Thürme von mässiger Ueberragung, und zwischen den Giebeln kleinere Thürmchen, alles dieses Thurmwerk mit spitzen Helmen. Der vierseitige hohe Centralthurm, wie zu Salisbury XXXV. 1. und Lincoln XLVI. 2. verbindet sich an den vier Ecken mit schlanken achtseitigen Thürmchen, welche nur mittelst ihrer

Spitze überragen. Den Thurm der ersten Kirche krönt noch ein hoher spitzer achtseitiger Helm mit kleinen Thürmchen an den vier Ecken, der Central-Thurm zu Lincoln entbehrt indess solcher Zuspitzung.

Abweichend von der normalen Anordnung der westlichen Façade, verbindet dieselbe an der Cathedrale zu Lichfield nach deutscher Weise sich mit zwei hohen Spitzthürmen. Dieselben sind indess bis zum Beginn des Helmes vierseitig, an der westlichen Nord- und Südecke mit achteckigen Treppenthürmchen, und behelfen sich mit so schweren Massen, dass die Plattform an Höhe das Kirchdach nur um Geringes überragt. Auf den Ecken der Plattform erheben sich sodann kleine Thürmchen, und in der Mitte ein hoher achteckiger Helm, welchem in Absätzen übereinander kleine Erker aufsitzen. Mit der complicirten und durchdachten Behandlung der deutschen Thürme des Freiburger Münsters und Cölner Domes, halten diese Thürme natürlich nicht Vergleiche aus. Auf Italien äusserte die tiefsinnige deutsche Entwickelung noch weniger Einfluss, indem hier westliche Façaden mit Thürmen nicht vorkommen. Die Kirche St. Anton zu Padua, 1231—1307 hat durchaus das Gepräge des nördlichen Uebergangsstyls, und verbindet sich zudem noch mit runden Kuppeln und cylinderförmigen Thürmchen, XLIV. 1. Ueberhaupt wurden in diesem Lande die romanischen Grundformen beibehalten, und nur ein beliebiges Maass gothischer Ornamente mit ihm verbunden, wie an dem Baptisterium zu Pisa, 4, und der Cathedrale zu Siena, welche gleichfalls eine sechsseitige oben gerundete, mit altrömischen Formen geschmückte Kuppel trägt, 3.

Das Pflanzenwerk.

Das Pflanzenwerk des Uebergangsstyls fanden wir vorzugsweise in runden knollenartigen Knospen an abgeneigten Stengeln. In England theilte sich dies Knollenwerk in zahlloses gekrümmtes Stengelwerk mit fleischigen, meist gewundenen, manirirten Blättern, nnd nur Zahl und Lage dieser Blätter gab die Abwechselung; dennoch erhielt diese Gattung dort bis fast zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts Anwendung.

Der Continent scheint auf diese Richtung nicht eingegangen zu sein, denn so weit unsere Kenntniss reicht, behielt der Uebergangsstyl jene Stengelknospen bei, und als die Entwickelung der germanischen Form überhaupt vorherrschend wurde, entfalteten sich jene Knospen gleichsam, und an ihre Stelle trat prächtiges heimisches Blätterwerk, meist derartig, dass mehrere Blätter eine Gruppe bildeten, und zwei Reihen solcher Gruppen das Capitäl umziehen. Zuweilen kommen nur eine Reihe Blätterbüschel vor, oder auch nur einzelne Blätter, oder Blumenblüthen statt der Büschel. Der Natur sehr getreu nachgebildet, beschränken diese Blätter sich nicht auf eine flache Lage, sondern sie sind einwärts oder auswärts gewölbt, während die Blattheile zwischen den Hauptrippen wieder ihre besondere Wölbung theilen, wodurch jedes Blatt abwechselnde Aufnahme von beleuchteten und beschatteten Theilen zugleich gewinnt. Mehr noch musste diese Wirkung durch die malerische Gruppirung mehrerer Blätter zu Büscheln, und durch die weite Abhebung der Büschel vom Capitäl-Kerne, vermittelst des dadurch gewonnenen bedeutenden Schlagschattens gewinnen. Blätter von Eichen, Wein, Rosen und Disteln sind vorherrschend, eine Menge anderen Blattwerks dabei nicht ausgeschlossen. Die Capitäle vom Meissener Dome XLIII. 9. u. 10. zeigen die Gruppirung solcher Blätter zu Büscheln, und ihren Anschluss an die Capitäle, und XLVIII. 17. je einzelne Blätter von Capitälen im Dome zu Cöln. Bei der Anwendung zu Blätterfriesen, und bei Ausfüllung der Schlussteine, Zwickel und anderer Flächen mit Pflanzenwerk, wird dieses mehr in geometrische Anordnung und die Blätter in regelmässige Lagen gebracht, um dadurch der übrigen geometrischen Architectur zu entsprechen. Die Schlussteine XLIII. 6. 7. 8. vom Meissener Dome geben hiervon schöne Beispiele. Bei 6. u. 7. bilden je acht Blätter einen Kranz und je vier die innere Ausfüllung, während Ranken die sämmtlichen Blätter malerisch verbinden. Noch strenger geometrisch ist die Gruppirung der Blätter bei 8. angeordnet. Aehnliches Laubwerk enthalten die Zwickel aus der Pariser Cathedrale, XXXII. 6. u. 7. Wie in dieser Beziehung die Laubfriese sich gestalten, zeigen die schönen Exemplare aus den Cathedralen zu Paris und Rheims XXXIII. 5. u. 6.; zu Meissen XLI. 5. 6. 7. und zu Naumburg 8. u. 9., von welchen der letztere mit unentfalteten Knospen in die Frühzeit unserer Periode fällt, während die entfalteten Blätter etwa der ganzen zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angehören.

Während dieses schöne Blattwerk höchst malerische Wirkung gewährte, befriedigte es dennoch nicht, weil es zu sehr den Charakter des von Aussen Angefügten theilte, und dadurch jeden Antheil an der allgemeinen Bewegung der architectonischen Totalität entbehrte. Um diesen nach Möglichkeit zu gewinnen, musste es, wenn nicht

aus der lebendig bewegten Masse herausquellen, doch diese schwellende Bewegung durch seine Formen ausdrücke. Eine mehr massige Knollen- und Wellenform, dabei eine dichtere Uebereinanderlage der einzelnen Blätter, kurz die Unterordnung der natürlichen Blatt-Umrisse unter eine manirirte Total-Gestalt, brachte darauf diese Pflanzenwelt in engere Beziehung zu der Steingestaltung, indem es dieselbe an die letztere enger anschloss, vermöge der Kraft aus dem Steinwerk aber gleichsam wieder in Buckeln abtrieb. Blattwerk dieser neuen Art hatte vereinzelt nicht nur die Frühzeit dieser Periode, mehr zufällig, wohl durch das Trachten nach grösserer Mannigfaltigkeit erzeugt, wie z. B. an einem Capitäl vom Naumburger Dome XLI. 10.; sondern höchst auffallender Weise findet es sich auch bereits an den romanischen Capitälen im Kreuzgange des Klosters St. Theodor zu Bamberg XXI. 7.

Um 1300 entwickelt es sich mit mehr Entschiedenheit, wie am Capitäl vom Dome zu Magdeburg XLII. 9., an den Fialen von St. Marien zu Mühlhausen XLVII. 11. 12., am Kölner Dome XLVIII. 15., 16., 18., 19., 20., 21. Auch in England, wo noch lange Zeit das frühenglische manirirte Laubwerk sich behauptete, wie an der Westseite von Salisbury XXXIX. bei 2., ging dieses um 1300 in ähnliche Knollenform mit Verwendung natürlichen Laubwerks über, ohne jene strenge Nachbildung des letzteren berührt zu haben, welcher wir in der deutschen und französischen Architectur begegneten, doch verräth das englische jetztzeitige Blattwerk, wie z. B. am Capitäl von der Cathedrale zu Lichfield XLV. 3., seine Abstammung von der früheren manirirten Gattung, im Gegensatz zur deutschen, von der Natur hergeleiteten Weise. Gleichwohl lag die Entwickelung der gothischen Bossen und Kreuzblumen dem frühenglischen Pflanzenwerk ungleich näher als unserm deutschen naturgetreuen.

Ausser der Gliederung bildet dieses Pflanzenwerk fast den alleinigen Schmuck, und seine Anwendung ist deshalb eine höchst mannigfache. Capitälartig bildet es die Krone der inneren Pfeiler-Schafte, und meistentheils sämmtlicher Rundstäbe des Maasswerks. Als Fries begleitet es sowohl innerhalb als aussen die reichen Gesimse, wo es vielfältig auch in Hohlkehlen eingelegt erscheint. Ganz besonders die Friese von breiterer Gattung, wie auf Taf. XXXIII. und XLI., boten dem frühgothischen Laubwerk Gelegenheit zu seiner herrlichsten Entfaltung, während später die Friese schmäler und einfacher wurden, so dass z. B. das Blatt XLVIII. 19. in Zwischenräumen sich wiederholend, als befriedigend gelten durfte. Ferner wurden Zwickelfelder, Gewölbe-Schlusssteine, und auch die Consolen für Standbilder mit Blattwerk verziert.

Seine wichtigste Aufgabe fand indess das Pflanzenwerk als Bossen der Schrägen an Giebeln, Thurmhelmen und Fialen-Riesen, sowie als oberste Kreuzblume für alle zugespitzten Theile.

Im Uebergangsstyl nahm man für die oberste Krönung der Giebel und Thürme zu mancherlei willkührlichen Formen seine Zuflucht, und die Schrägen wurden mit Häckchen besetzt; in der gothischen Entwickelung kommen darauf als Kronen noch vielfältig künstlich zusammengesetzte Kreuze vor, z. B. auf dem Dome zu Meissen, XLI. 4.; und der Cathedrale zu Salisbury XXXIX. 7. i.; bis zuletzt Krone und Schrägen sich mit reinem Pflanzenwerk bekleiden. Am Magdeburger Dome XLVII. 10. sind die Schrägen noch mit Stengelknospen besetzt; an den Fialen-Riesen von St. Marien zu Mühlhausen XLVII. 11. und 12. finden wir fleischige Blätter, welche den spätern Bossen oder Krabben schon näher stehen; am Dome von Köln XLVIII. 20. sehr reiche Blätter-Bossen über den Schwibbögen, und 21. einfache Bossen über den Giebeln. Am Lincolner Centralthurme begleiten diese Bossen auch die senkrechte Fenster-Gliederung, während auf den Schrägen des Chores der Cathedrale nur Stengelknospen statt der Bossen vorkommen. Vier dergleichen Bossen in Kreuzform um Thurm- oder Giebel-Spitze gruppirt, bilden die, zuletzt fast allgemein eingeführte Kreuzblume. An den Fialen XLVII. 11. und 12. von Mühlhausen sind dieselben noch von sehr primitiver Form, von schönster Durchbildung hingegen am Dome zu Köln. Als Doppelkrone sehen wir diese Kreuzblume über dem Fenster-Giebel bei XLVIII. 9., und zwei einzelne sehr schöne Flügel von zwei verschiedenen Kreuzblumen bei 15. und 16. Mit dem Maasswerk und Stabwerk in unmittelbare Verbindung tritt vom Pflanzenwerke vorzugsweise die Dreiblattlilie, welcher wir schon in der vorigen Periode begegneten, so im Innern des Fensters von Köln bei 9., und an den Kreuzenden zu Salisbury XXXIX. 7. u. 10. Wenn das Laubwerk an Friesen, selbst an Capitälen entbehrt werden kann, so sind jene Bossen und Kreuzblumen ungleich wichtiger, weil sie die aufstrebende Bewegung verklingen helfen, und Giebel und Thürme ohne sie durchaus zu leer erscheinen würden.

In England bleibt die Ballenblume des Uebergangsstyls als Hohlkehlenschmuck in Gebrauch z. B. am Chore zu Lincoln; wie auch in diesem Lande, und theilweise auch in Frankreich, über die flachen Wände eine Art

Tapetenmuster sich verbreitet, welches aus geometrischen Figuren zusammengefügt und eingravirt erscheint, z. B. XLV. m. von der Westminster Abtei, und von anderer Zeichnung an verschiedenen Theilen der Lincolner Cathedrale, z. B. an deren Central-Thurm. Sowohl dieses Teppichmuster wie auch die Bossen an senkrechten Stäben, nicht minder die Ballenblume, so wie überhaupt eine vielfach buntere Haltung, müssen hier noch als Nachklang des bunten normännischen Styls betrachtet werden.

Die bildende Kunst.

Neben der Architectur wurde die bildende Kunst keineswegs vernachlässigt, die letztere musste jedoch mehr oder minder ihre Selbstständigkeit aufgeben. Das christliche Leben kennt nur Erscheinungen, welche im Dienst der christlichen Kirche sich bewegen, oder solche, welche von der Kirche sich trennen, und ihr alsbald anfeindend gegenüber stehen. Je christlicher also die Kunst, desto mehr mussten alle ihre Theile sich an einander fügen, sich durchdringen, und ein Ganzes bilden. Keineswegs wird dabei die Individualität aufgegeben, wohl aber dieselbe stets als Glied einer Genossenschaft, und durch die Genossenschaft wieder als Glied des grossen Ganzen betrachtet.

Je grossartiger die Baukunst sich entwickelte, um so mehr gab sie auch der Schwesterkunst zu gleichartigem Aufschwunge Gelegenheit*), nur ging im Mittelalter die Baukunst als die nothwendigere voraus, während die Zweigkünste erst nachfolgten, und bei der Kürze des Mittelalters bald von dem nacheilenden Heidenthum eingeholt und erdrückt wurden. Dennoch hat ihre Stellung und Verwendung sich aufs Entschiedenste ausgeprägt, weil die Baukunst, ohne ihnen solche anzuweisen, nicht als eine vollendete zu betrachten sein würde.

Die reife Grossartigkeit der gothischen Architectur besteht darin, dass sie jeglichen Ansprüchen, welche man an sie gemacht hat und noch machen wollte, aufs vollkommenste nachzukommen im Stande ist, also in ihrer unbegrenzten Beugsamkeit. Mittelst der letzteren wusste sie sich selbst zu genügen, ebenso auch wieder die Schwesterkünste in sich aufzunehmen, zuletzt auch, wo die letzteren, sei es im Verbande oder je einzeln eine Bewegung beanspruchen durften, ihnen als Hülle und Einrahmung zu dienen.

In einem dieserartigen mehr dienenden Verhältniss finden wir unsere Baukunst beispielsweise in den italienischen Kirchen des Spitzbogenstyls, wo sie grosse Räume für Wandmalereien gewähren musste; sowie in den tabernakelartigen Pyramiden, welche auf Strassen und Plätzen zu Gehäusen für Standbilder bestimmt wurden.

Ganz auf sich selbst beschränkt, ohne Anwendung der Sculptur und Malerei kommt die Kirchenbaukunst um so sicherer aus, als sie einmal die Mittel besitzt, alle ihre Theile durch Gliederung lebendig zu machen, zum andern selbst schon vermöge ihrer symbolischen Natur, als ein Abbild der geistigen Kirche betrachtet werden muss.

Wie man indess ein Bild, obgleich der Gegenstand seiner Darstellung vollständig verständlich ist, mit passenden Worten verbindet, um dem Eindruck, den es gewähren soll, zu Hülfe zu kommen, ihn selbst nach Möglichkeit zu erhöhen, so öffnet auch die gothische Baukunst die Reihen ihrer Glieder und nimmt die Sculptur und Malerei auf, um die allgemeine Sprache nach bestimmter Richtung hin augenfälliger und vernehmlicher zu machen.

Der westliche Thurmbau bildet z. B. die Schauseite der Kirche, sein Portal ladet durch äussere Breite und innere Verengung zum Eintritt ein, und um die Bedeutung der Kirche, die Wichtigkeit ihres Besuchs noch lesbarer zu machen, öffnet das Portal seine Hohlkehlen in Wänden und Bögen, der Portalgiebel seine Gliederung, damit hier Sculpturen Platz greifen, welche den Ausdruck seiner Architectur erhöhen. Ferner sinnbildet jedes Detail des Gotteshauses die Glieder der geistigen Kirche, Thürmchen und Fialen vornehmlich die hervorragenden glorreichen Persönlichkeiten, sprechender wird indess diese Idee dadurch, dass das Thurmwerk sich seines inneren Kerns entäussert, sich zu Bilderhäuschen ausdehnt, und wirklich Bildwerke von Heiligen und Märtyrern in sich aufnimmt.

Soll die Geltung einzelner Bildwerke gesteigert werden, so lässt die Architectur sich auch herbei zu deren Aufnahme in Consolen und Baldachinen gleichsam Seitenzweige auszutreiben, in welcher Art gewöhnlich an den inneren Pfeilern der Kirche die Apostel-Bilder ihre Stellung finden.

*) Wer wollte wohl den armseligen Püppchen, welche die moderne Kunst, meist wie verlorene Söhne, auf unseren Plätzen und Strassen errichtet, vor der Bildnerei eines gothischen Portales den Vorzug geben?

Weil im Laufe der Entwickelung der Kirche ihre Grund- und Nebenanschauungen sich zu klarerem Bewusstsein und geregelterer Ordnung entfaltet hatten, machten diese wie in der Kunst, so auch in der Symbolik sich geltend, und eröffneten der nordischen Sculptur wie der italienischen Wandmalerei ein Feld für förmliche encyklopädische Gedankenfolgen.

Genossenschaftliche Figuren werden dabei in Reihen gestellt, relative Gleichheit oder Gegensätze einander gegenüber; gesteigerte Bedeutung über die mindere aufwärts, und die beugsame Architectur weiss den ihr geleisteten Dienst durch passende Raumvertheilung wie Einrahmung und architectonische Ausstattung jedes Raumes, aufs dankbarste zu begegnen.

Die figürliche Ausstattung jedes Portales bildet dabei ein Ganzes, und wenn zu Seiten des Hauptportales Nebenportale vorkommen, stehen alle zu einander in Beziehung. So enthält das linke Portal des Strassburger Münsters die Frühzeit des Christenthumes, nämlich die Jugendgeschichte Jesu und gekrönte Tugenden; das Mittelportal die eigentliche Heilslehre und das dritte das jüngste Gericht, so wie die weisen und thörichten Jungfrauen. An der Cathedrale zu Amiens enthält das erste Portal die Prophezeiung und die Geschichte der heiligen Jungfrau; das mittelste das Erlösungswerk; das dritte die erlöste Kirche in der Legende eines Ortsheiligen.

Fragmentarische und mehr untergeordnete Ereignisse der Erlösungsgeschichte durften für sich allein nicht zur Ausführung kommen, weil sie keinen abgeschlossenen Begriff enthalten, sondern nur solche, welche das ganze Erlösungswerk umfassen, als: Christus auf dem Throne sitzend, oder am Kreuzesstamm hängend, oder auf dem Schoosse der heiligen Jungfrau sitzend, oder zuletzt auch als Weltrichter.

Für die specielle Ausstattung eines Figurenportals möge das sehr reichgehaltene des Freiburger Münsters dienen, zu welchem noch Figurenreihen an den Wänden der Halle vor dem Portale sich gesellen. Von diesen letzteren Reihen enthalten die südliche die sieben freien Künste und die fünf thörichten Jungfrauen; die nördliche das sehnsuchtsvolle Judenthum, nämlich Aaron, Maria Jacobi, Johannes den Täufer, Abraham und Maria Magdalena, dann die fünf klugen Jungfrauen und als elfte Figur dem Portal am nächsten, Christus den Bräutigam. In der südlichen Portalschräge stehen die Synagoge mit Binde und zerbrochenem Stabe, die Heimsuchung in der Doppelfigur der heiligen Jungfrau und heiligen Elisabeth; als dritte Figur wieder die heilige Jungfrau und als vierte der Verkündigungsengel. Gegenüber in der nördlichen Portalschräge stehen als erste Figur das Christenthum, als zweite, dritte und vierte die drei Magier, von welchen der letzte kniet. Am Mittelpfeiler der Thüröffnung die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde. Das Portal-Tympanum enthält drei Stockwerke, und deren unteres zwei Figurenreihen übereinander, wobei die Mitte getheilt wird. Im unteren Stockwerk rechts befindet sich die Geburt des Heilandes mit den Hirten und in der Reihe darüber die Auferstehung der Sünder; im unteren Stockwerk links Geschichten aus der Passion und in der zweiten Reihe die Auferstehung der Gerechten. Das zweite Stockwerk enthält in der Mitte Christus am Kreuze, zu den Füssen die Mutter Jesu und Johannes, hinter ihnen Kriegsknechte und Soldaten, auf der anderen Seite Selige, welche nebst den Kriegsknechten auf die Seligen und Verdammten des unteren Stockwerks sich beziehen. Das dritte Stockwerk enthält Christus als Weltenrichter. Im innersten Portalbogen befinden sich 12 Engel, 6 mit Kronen, 6 mit Rauchfässern, welche mit dem knieenden Magiern und dem Verkündigungsengel in den Portalwänden correspondiren. Der zweite Bogen enthält 14 Propheten, der dritte 16 alttestamentliche Könige, von welchen der eine unterste, nämlich David über der heiligen Elisabeth, der entgegengesetzte über einem gekrönten Magier sich befinden. Die vorderste Bogenreihe enthält 18 Patriarchen und trifft über die Bildwerke der Synagoge und des Christenthumes.

Gott der Vater und Christus sind oft in der Darstellung nicht zu unterscheiden, ersterer wird aber häufig nur als eine aus den Wolken reichende Hand bezeichnet, und in ganzer Figur seit dem dreizehnten Jahrhundert mehr bezeichnend abgebildet. Das Christuskind sitzt Anfangs frei auf dem Schoosse der heiligen Jungfrau mit der Rechten segnend, in der Linken die Weltkugel haltend; seit dem dreizehnten Jahrhundert wird es von der Mutter gehalten. Der Heiland, die Apostel und Propheten tragen die lange Tunika, Haupt und Füsse bleiben unbedeckt. Hält der Heiland ein offenes Buch, so spricht er die Worte aus: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, während ein verschlossenes Buch die Apokalypse bedeutet.

Die Kreuzigung wird an grösseren Domen meist mit dem Weltgericht in Verbindung gebracht. Bei einfacher Darstellung stehen am Kreuze die Mutter und der Evangelist, oder die Symbole des Judenthums mit verbundenen Augen und die des Christenthums mit Kreuz und Kelch. Die ältere Form gebrauchte vier Kreuznägel,

das Mittelalter ging zu dreien über. Die frühere lange Tunika wird durch das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert immer kürzer und im vierzehnten zur kurzen Schürze. Wenn die apokalyptischen Evangelisten-Symbole Christus begleiten, stehen Engel und Adler oben, und zwar die Zeichen des Matthäus und Marcus zur Rechten. Zuweilen wird Christus um das Haupt mit meist sieben Tauben umgeben, als den sieben Gaben des heiligen Geistes. Der heilige Geist kommt in menschlicher Figur selten, sonst häufig als Taube vor. Die Propheten tragen lange Bärte und Schriftrollen, die Apostel Bücher.

Die klugen und thörigten Jungfrauen sind meist gleich gekleidet, zuweilen die ersteren als Nonnen in züchtiger Tracht, die andern weltlich geschmückt. Am grossen Portal zu Amiens ist den klugen Jungfrauen ein kraftvoller Baum mit Blättern, Früchten, Vögeln und Lampen beigegeben, den thörichten ein entlaubter Baum, in dessen Stamm die Axt steckt. Meist halten die thörigten Jungfrauen ihre Lampen umgekehrt. An den Domen von Rheims und Laon haben auch die thörigten Jungfrauen Heiligenschein, und weil auch zuweilen Judas in dieser Art dargestellt wird, dürfte der Nimbus wohl biblischen Personen überhaupt beigegeben sein. Bei Gott dem Vater und dem Heilande wurde in die Nimbusscheibe oft noch ein Kreuz eingefügt.

Die höllischen Mächte wurden durch Thiergestalten und Kämpfe mit denselben ausgedrückt. Aspis, Basilisk, Löwe und Otter, nach Psalm 91., V. 13., wurden häufig den Füssen des Heilandes untergelegt, wie am Portal zu Amiens; der Aspis erkennbar durch Schlangenschweif und Hundskopf mit grossen Ohren; der Basilisk als Schlange mit Krone und dem Körper eines Hahnes.

Augenlust, Fleischeslust und Hoffarth und alle übrigen Laster, werden durch ungeheuerliche Gestalten abgebildet, doch herrscht hierüber, wie über die Thier-Symbolik, noch viel Dunkelheit. Löwen als Trabanten der Hoheit und Macht, befinden sich häufig an Kirchthürmen und Vierfüssler, wie Vögel und Fische als Wasserausgüsse über Pfeilern und Thurmecken, doch kann man für die Thiere letzterer Art nicht leicht symbolische Deutungen entziffern, weil sie selbst mit Figuren von Menschen, ja sogar an der Marienkirche zu Mühlhausen mit einem Fässchen, Abwechselung theilen, XLVII. 13. — 18. Humoristische Darstellungen finden sich häufig aus der Fabelwelt der Thiere, z. B. aus dem beliebten Reineke Fuchs.

Die Wandmalereien, welche in der romanischen Epoche, theils in figürlichen Darstellungen, theils in Tapeten- und Fries-Mustern, häufig alle Theile der inneren Kirche bedeckten, kommen jedenfalls in gleichen Verhältnissen ausser Gebrauch, als die architectonischen Formen sich lebensvoller zu bewegen wussten. Zwar findet man gegenwärtig auch viele Kirchen des dreizehnten Jahrhunderts in bemaltem Zustande, doch bleibt noch zu entscheiden, ob diese Malereien aus jener Zeit der Erbauung oder einer späteren Zeit, namentlich dem fünfzehnten Jahrhundert herrühren. Die Vorhalle zwischen den Thürmen des Magdeburger Domes z. B., erbaut im dreizehnten Jahrhundert, ist mit Polychromie ausgestattet in einer barbarischen, namentlich die schönen Capitäle durchaus verunstaltenden Form, doch zeigt der Styl dieser Malerei, dass solche der Zeit um 1500 angehört und man hätte besser gethan, in neuester Zeit dieselbe nicht mit zu erneuern. Wand- und Nischenflächen, die Zwickel über den Arkaden, vielleicht auch die Gewölbekappen, wurden an manchen Orten auch in unserer Entwickelungsperiode mit bildlichen Darstellungen versehen, dagegen zweifeln wir, dass man die Capitäle und die Gliederungen an Schaften, Gewölben und Fensterbögen in damaliger Zeit mittelst Farben decorirt habe, weil jede Anfärbung mit den Bemühungen, welche wir in der Ausbildung der Formen finden, im schneidendsten Widerspruch stehen. Es leuchtet dieses ein, wenn wir als Beispiel einige Gewölbegurte im Dome zu Halberstadt aufführen, welche mit schwarzem Anstrich erscheinen, wodurch die schöne Profilirung und deren Wirkung mittelst lichter, dunkler und sanft überleitender Gliederung durchaus wieder aufgehoben und der ganze Gurt in einen massigen schwarzen Quast verwandelt wird.

Nicht viel minder als Schwarz verunstaltet jede andere Farbe, weil sie den natürlichen Material-Ton verdeckt, und den Effect der bewegten Steinmassen beeinträchtigt und verwirrt. Auch die jüngst erneuerte Anmalung und Vergoldung der Capitäle im Dome zu Köln halten wir für verunglückt, denn die schönen Capitäle haben den Ausdruck ihrer Form eingebüsst und es bleibt nichts an ihnen übrig, als vergoldete Klumpen auf grellem Farbenton. Sicher hat das spätere Mittelalter, als die Polychromi wieder beliebt wurde, auch diejenigen schönen Alterthümer hinterher bemalt, welche von vorneherein für Anfärbung nicht geschaffen wurden.

In Italien kommen auch im dreizehnten Jahrhundert vielfältige Wandmalereien vor, wie in der früh-gothischen Kirche des heiligen Franziscus in Assisi; im übrigen Abendlande hingegen machte die Glasmalerei der

Fenster sich geltend und man entbehrte um so lieber der Wandmalerei, weil die Wirkung ihrer doch ohnehin sehr matten Farben, gegen den Glanz der Glasfarben verschwinden musste.

Schon die romanische Kunst wandte Glasmalereien an, in der gothischen Periode konnten dieselben aber erst vollgültige Bedeutung und mächtige Wirkung erreichen. Wie nämlich am gothischen Dome Alles geistig durchdrungen erscheint, durfte auch der Sonnenstrahl nicht unbelebt durch einfarbiges Glas einfallen, und die Fenstermalereien bewirkten, dass selbst der Aether und das Licht, welche die Kirche umgaben und durchdrangen, gleichsam selbst durch die Heiligen der Kirche und ihre Geschichte durchdrungen und getragen wurden. Doch sind die Glasfenster des dreizehnten Jahrhunderts weniger eigentliche Malereien als musivische Arbeit, indem die Conturen der Zeichnung durch das Fensterblei, und die Ausfüllung durch einfach colorirte Glasstücke gebildet wurden. Namentlich die Fenster im Chore des Kölner Domes und die jetzt in Darmstadt vorhandenen aus der Kirche zu Wimpfen im Thal sind dieser Art, während die in der Katharinenkirche zu Oppenheim, schon der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts angehören.

Inhalts-Verzeichniss.

Einleitung.

I. Die altchristliche Kunst.

Seite

Die Basiliken bis zum Beginn des Mittelalters . . . 9
Rücksicht auf die antike Architectur und namentlich deren Basiken 9
Allgemeine Formen der frühchristlichen Basilika . . 15
Die alten Basiliken Roms 17
Die alten Basiliken des übrigen Abendlandes . . . 20
Die alten Basiliken des Morgenlandes 22
Die Mausoleen, Baptisterien und Kuppelkirchen . . 25
Rückblick auf die frühchristliche Kirchenbaukunst . 32
Die bildende Kunst 34
Die Katakomben 36
Die Musivgemälde 37
Die Geräthschaften und kirchlichen Beiwerke . . . 38

II. Die romanische Kunst.

Die Grundrisse 41
Die Aufrisse 45

Seite

Die Glockenthürme und Kuppeln 47
Die westliche Façade 52
Das Innere der Kirchenschiffe 53
Das Innere der Chöre nnd Kreuzschiffe 60
Die Gewölbe 61
Die Aussenseite der Kirchen 63
Das Nischenwerk 66
Die Fenster 67
Die Portale 68
Die Säulen-, Cylinder- und Pfeilerschafte 69
Die Säulen-, Cylinder- und Pfeilersockel 71
Die Capitäle 71
Das Laubwerk an Capitälen, Friesen u. s. w. . . . 73
Die Deckplatte der Capitäle und Pfeiler, das Sims- und Leistenwerk 74
Die Friese 75
Gemischte Ornamente 76
Rückblick und Schluss 78
Die Sculpturen 79
Die Malerei 81

III. Der Uebergang aus dem romanischen in den frühgothischen Styl. 1200—1230.

	Seite
Der Spitzbogen	83
Die Strebepfeiler	85
Die Gewölbe	86
Veränderung in Grund- und Aufriss	88
Formen, welche die maurische Kunst mit unserer christlich-abendländischen als verwandtschaftliche theilt	90
Die Rundfenster	91
Die Hauptfenster	92
Die Portale	93
Die Pfeilerschafte und Basen	94
Das Pflanzenwerk	95
Die Bogenfriese	97
Das Thurmwerk	97
Die Profilirungen	98

IV. Die Durchbildung des gothischen Styls. 1230—1320.

	Seite
Die Gruppirung	100
Die Krystallisation	101
Die geometrischen Formverhältnisse	102
Die Symbolik	103
Die Grundrisse	105
Die inneren Tragepfeiler oder Schafte	109
Die Gewölbe und inneren Bögen	111
Die äusseren Strebepfeiler	113
Das Fensterwerk	115
Die Portale	118
Die Theilung des Aufrisses durch horizontale Gesimse und Umgänge	120
Das Profil der Gesimse	121
Das Dach- und Giebelwerk	122
Weitere Verwendung des Fenstermaasswerks auf Mauern und zu durchbrochenen Gittern	123
Die Fialen, Thürmchen, Baldachine und der Hauptthurm	125
Das Pflanzenwerk	129
Die bildende Kunst	131

Inhalts-Verzeichniss der Tafeln.

Taf. I.

1. Parthenon zu Athen.
2. Capitäl und Gebälk vom grossen Tempel zu Pästum.
3. Plan des Gebälkes von Demselben.
4. Säulenfuss vom Tempel des Bachus zu Teos.
5. Säulenfuss vom Minerva-Polias-Tempel zu Prienne.
6. Capitäl und Gebälk vom untern Porticus des Erechtheums zu Athen.
7. Capitäl vom Tempel des Apollo zu Milet.
8. Capitäl und Gebälk vom Porticus des Pantheons.
9. Theil des Tempel der Diana Propylea zu Eleusis, und
10. vergrösserter Stirnziegel von Demselben.
11.—14. Gothische Pfeiler- und Gewölbe-Constructionen.

Taf. II.

1. Durchschnitt der im sechzehnten Jahrhundert abgetragenen Basilica St. Peter.
2. Grundriss von St. Johann zum Lateran.
3. Von der Basilica sessoriana.
4. Längendurchschnitt von St. Maria Maggiore.
5. Von St. Agnes.
6. Grundriss von St. Maria trastevere; sämmtlich zu Rom.
7. Aufriss der Kirchenschiffe von St. Apollinare in Classe, und
8. Grundriss der Capelle der Galla Placida in Ravenna.

Taf. III.

1. Grundriss von St. Clemente.
2. 3. Grundriss und Aufriss von St. Vincenza.
4. 5. Grundriss und Aufriss von St. Praxede.
6. Grundriss von St. Maria in Domnica.
7. St. Peter in Vinculi, sämmtlich zu Rom.
8. 9. 10. Grundriss, Durchschnitt und ein Capitäl von St. Vitale zu Ravenna.
11. Grundriss von St. Sophia zu Konstantinopel.

Taf. IV.

1. Grundriss des Münsters zu Aachen.
2. 3. Grundriss u. Aufriss d. Capelle zu Ottmarsheim im Elsass.
4. 5. Grundriss und Aufriss der alten Theile in der Stiftskirche zu Essen.
6. 7. 10. Grundriss und Aufrisse der alten Kirchenschiffe v. St. Ursula zu Köln.
8. Grundriss einer Capelle auf dem Petersberge bei Halle.
9. Grundriss vom ehemaligen Baptisterium zu Bonn.
11. Fries von der Capelle zu Altenfurth bei Nürnberg.

Taf. V.

1. Grundriss des alten Doms zu Regensburg.
2. Längenaufriss der Lieben-Frauen-Kirche zu Halberstadt.
3. Thürme der Kirche zu Gernrode.
4. 5. 6. Längenaufriss, Grundriss und Querdurchschnitt der Cathedrale zu Pisa.
7. 8. Grundriss und Pfeilerprofil der Krypta des Domes zu Merseburg.
9. Grundriss der Kirche St. Maria auf dem Capitol zu Köln.
10. Capitäl aus der Kirche zu Gernrode.

Taf. VI.

1. 2. Grundriss und Längendurchschnitt der Kirche St. Front zu Perigueux.
3. Grundriss einer Kirche aus Uppland, Schweden.
4. 5. 6. 7. Grundriss, westlicher Aufriss, Durchschnitt durch das Kreuzschiff und Capitäl von St. Marcus zu Venedig.

Taf. VII.

1. Thurm der Cathedrale zu Minden.
2. Thurm der Kirche zu Earls-Barton, England.
3. 4. Capitäle vom Münster zu Strassburg.
5. Thurm von St. Maria in Cosmedin, Rom.
6. Kirchthurm zu Sompting, England.
7. Fenster zu Wyckham, England.
8. 9. 10. 11. Detail und Portal der Kirche zu Earls-Barton.
12. Fenster von Monkswearmouth.
13. Gesimsleiste von St. Benedikt zu Cambridge.
14. Chorgrundriss der Kirche zu Frosa, Sachsen.
15. Arcaden des Kirchenschiffes zu Echternach bei Trier.
16. Pfeiler von Gernrode.

Taf. VIII.

1. Längendurchschnitt von St. Giovanni degli eremiti in Palermo.
2. Thürme der Cathedrale zu Paderborn.
3. Säulen von der Cathedrale zu Minden.
4. 5. Grundriss und Längendurchschnitt der Capelle im Tower zu London.
6. Pfeiler aus Rochester-Castle.
7. 8. 9. Bogenfriese (von der Cathedrale zu Peterborough, der Kirche zu Rumsey und der zu Ifflei.
10. 11. Capitäle von der Oxforder Cathedrale u. der Christkirche zu London.
12. 13. Portalbogen von Tickencote in England.
14. Gesims von der Cathedrale zu Peterborough.

Taf. IX.

1. Grundriss der Cathedrale zu Norwich.
2. Innerer Aufriss vom Querschiff der Cathedrale zu Peterborough.
3. 4. Inneres und Aeusseres vom Mittelthurm der Cathedrale zu Norwich.
5. Mittelthurm von St. Albans-Abtei, England.
6. — 10. Capitäle der Cathedrale zu Norwich.
11. Capitäl der Cathedrale zu Peterborough.
12. 13. 14. Nischenwerk von der Cathedrale zu Norwich.

Taf. X.

1. Grundriss der Buildwas-Abtei-Kirche, England.
2. Innerer Aufriss des Kirchenschiffes von St. Peter zu Northampton, England.
3. Desgleichen der Kirche der Waltham-Abtei, England.
4. Mittelthurm von St. Castor zu Northampton, England.
5. Theil eines Thurmes der Cathedrale zu Canterbury.
6. — 9. Capitäle aus der Cathedrale zu Oxford.
10. Portalbogen der Kirche zu Hadiscö, England.
11. Säule aus der Crypta von St. Peter zu Oxford.
12. — 16. Säulen und Pfeiler aus der Crypta der Cathedrale zu Winchester.
17. — 20. Ornamente aus der Abtei-Kirche zu Malmesbury, England.
21. Grundriss der Crypta von St. Peter zu Oxford.
22. Grundriss der Crypta der Cathedrale zu Winchester.
23. Grundriss der Crypta der Kirche zu Lastingham.

Taf. XI.

1. Grundriss vom östlichen Theile der St. Nicolas Kirche zu Caen, Frankreich.
 a. b. Pfeilerprofile.
2. Aeusserer Aufzug der Altar-Tribune von derselben.
 a. b. c. d. Details von derselben.
3. Aeusserer Aufriss der Kirche zu Fontaine le Henri bei Caen.
4. 5. Die Kirche zu Bieville.
6. Portalbogen von derselben.
7. Capitäl von St. Hildebert zu Gournay.
8. — 9. Capitäle von St. Georg zu Bocherville.

Taf. XII.

1. 2. Grundriss und Durchschnitt des Baptisteriums zu Asti, Italien.
3. 4. 5. Grundriss, Aufriss und Durchschnitt von St. Tommaso in Limine zu Bergamo, Italien.
6. Durchschnitt der Cathedrale zu Wiborg in Jütland.
7. Capitäl aus St. Ambrosius zu Mailand.

8. Portal vom Kloster Petersberg bei Halle.
9. Grundriss der Klosterkirche zu Hecklingen in Sachsen.
10. Grundriss der Klosterkirche zu Paulinzelle in Thüringen.
11. Capitäl von St. Matthias in Trier.
12. Säulensockel aus St. Ambrosius in Mailand.
13. Fries von der Kirche in Treuenbritzen.
14. 15. 16. Fries, Gesims-Profil und Sockel von Paulinzelle.

Taf. XIII.

1. Grundriss der Kirche St. Godehard in Hildesheim.
2. Längendurchschnitt derselben.
3. — 7. Säule und Capitäl von derselben.
8. — 10. Friese und Sims.

Taf. XIV.

1. 2. 3. Grundriss und Aufriss der Kirche zu Hitterdal und Glockenthurm zu Borgund in Norwegen.
4. Portal von St. Jacobi zu Cösfeld in Westphalen.
5. Baptisterium zu Mellifont in Irrland.
6. Inneres vom Chor der Conradsburger Kirche, am Harz.
7. 8. 9. Pfeiler aus derselben.
10. Ein Capitäl von Conradsburg.
11. Pfeiler vom Kloster Lausnitz in Thüringen.
12.—14. Säulenschafte aus Kloster Wechselburg in Sachsen.
15. Chor der Kirche St. Gereon zu Köln.
16. Fries vom Kloster Lausnitz.
17. Fries von St. Johann zu Gmünd in Schwaben.
18. Fries von der Schotten-Kirche in Regensburg.
19. Fries von der Petersberger Kirche in Erfurt.
20. 21. Friese vom Dome zu Worms.

Taf. XV.

1. Ostseite der Kirche St. Maria zu Arezzo, Italien.
2. Westseite von St. Zeno in Verona.
3. Capitäl von St. Michele zu Pavia.
4. Baptisterium zu Parma.
5. Baptisterium zu Padua.
6. Fries von Toscanella.
7. Arkaden des Kirchenschiffes St. Theodgari zu Westerwig, Jütland.
8. Baptisterium aus Rhode Island, Nordamerika.
9. Aeusserer Aufriss der Kirchenschiffe vom Dom zu Worms.
10. Pfeiler aus St. Martin zu Braunschweig.
11. — 13. Friese aus Kloster Memleben, Petersberg bei Halle und Bürglin in Sachsen.
14. Fries vom Dome zu Worms.

Taf. XVI.

1. Cathedrale von Palermo.
2. — 8. Mittelschiff und Ornamente von der Capella Palatina zu Palermo.
9. Maurisches Fragment aus der Cathédrale zu Tarragona, Spanien.
10. Capelle bei der Cathedrale zu Cordowa.
11. 12. Capitäl und Sockel vom Kreuzgang zu Arles, Frankreich.
13. Pfeiler-Profil von Bürglin.
14. Portal-Profil von Paulinzelle.

Taf. XVII.

1. Lettner in der Cathedrale zu Naumburg.
2. 3. Altar und Kanzel in der Klosterkirche zu Wechselburg, Sachsen.
4. 5. Grundriss und Aufriss der Doppelkapelle zu Landsberg bei Halle und Thürsturz von derselben.
6. Capitäl vom Dom zu Naumburg.
7. Pfeiler von Landsberg.
8. Theil der Krypta vom Kloster Göllingen, Sachsen.
9. Pfeiler von Paulinzelle, Thüringen.
10. Grundriss der Klosterkirche Zinna, Mark-Brandenburg.
11. Grundriss vom Chorschluss der Cathedrale zu Speier.
12. — 14. Capitäle vom Kloster zum heil. Kreuz bei Meissen.
15. Pfeiler-Profil aus der Cathedrale zu Naumburg.

Taf. XVIII.

1. 2. Kirche zu Barfreston, England.
3. — 6. Capitäle aus der Krypta der Cathedrale zu York.
7. — 11. Capitäle aus der Kirche zu Steining, Essex.
12. Aufriss der Kirchenschiffe zu Steining.
13. 14. Capitäle aus der Wendlock-Priorei.
15. 16. 17. Sockel und Consolen aus der Buildwas-Abtei.
18. Portal aus der Kirche zu South-Weald, Essex.
19. Portalbogen der Cathedrale zu Ifflei.
20. Portalbogen der Kirche zu Barfreston.
21. 23. Fensterverzierung von der Heil. Kreuzkirche zu Hampsirh.
22. Portalstück vom Gateway-Collegi zu Bristol.
24. Portalbogen von der Castle Acre-Priorei.
25. Portalbogen der Kirche zu Ockendon, Essex.

Taf. XIX.

1. 2. Capitäle der Kirche zu St. Sanson sur Rille, Normandie.
3. Hospitalkapelle zu St. Julien bei Rouen.
4. Thurm von St. Etienne zu Caen.
5. Arcadenbogen der Cathedrale zu Bayeux.

6. Ein Altartisch aus Frankreich.
7. Kirche zu Léry bei Pont de L'arche.
8. Grundriss der Abteikirche zu Cluny.
9. Pfeiler-Sockel aus der Kirche zu Fécamp.

Taf. XX.

1. 2. 3. Fenster und innerer Aufriss der Kirchenschiffe von St. Trinité zu Caen.
4. Westlicher Aufriss von St. Giovanni in Borgo zu Pavia.
5. Portalbogen von der Priorei zu Dunstable, England.

Taf. XXI.

1. 2. 3. Grundriss, östlicher Aufriss und Inneres der Kirchenschiffe vom Dom zu Worms.
4. 5. Aufriss der Kirchen zu Rosheim und Maurmoutier im Elsass.
6. Oestlicher Aufriss der Templer-Kirche zu Bacharach.
7. Capitäl aus dem Karmeliter-Kreuzgang zu Bamberg.
8. Oestlicher Aufriss von San Pietro Cislo D'oro zu Pavia.
9. Gesims-Profil vom Dom zu Worms.
10. Hohlkehlen-Ornament von der Capelle zu Heilbronn bei Nürnberg.

Taf. XXII.

1. 2. Grundriss und östlicher Aufriss des Domes zu Bamberg.
3. Arcadenpfeiler.
4. Fries u. 5. Baldachin von demselben.

Taf. XXIII.

1. Westseite der Cathedrale von Lucca.
2. Kirche d'Ainay zu Lyon.
3. 4. Grundriss und Aufriss der Kirche St. Marien auf dem Harlungerberge bei Brandenburg.
5.—10. Innerer und äusserer Aufriss der Kirchenschiffe, nebst Detail von der Cathedrale zu Durham.
11. 12. 13. Schlusssteine aus Conisborough Castle, Greencourt gate Canterbury, Illei Kirche bei Oxford.

Taf. XXIV.

1. 2. 3. Capitäle und Sockel aus der Cathedrale zu Canterbury.
4. Thurm von St. Peter zu Nordhampton.
5. Ornament von demselben.
6. Gewölbegurte von der Cathedrale zu Bristol.
7. 8. Säulenringe von St. Peter zu Nordhampton.
9. Thurmtheil von der Abtei Croyland.
10. Wand aus dem Capitelsaale der Cathedrale zu Bristol.
11. Thurm von Ripon-Münster.
12. 13. 14. Säulen und Capitäle aus der Cathedrale zu Canterbury.
15. 16. 17. Gewölbegurte aus der Crypta der Cathedrale zu Canterbury und von St. Peter zu Oxford.

Taf. XXV.

1. Westseite der Domkirche zu Soest in Westphalen.
2. 3. Capitäle aus der Schlosskapelle zu Freiburg an der Unstrut.
4. Capitäl und Sockel von St. Patroclus zu Soest.
5. 6. 7. Giebelkronen von der Stadtkirche zu Freiburg an der Unstrut.
8. Gewölbe-Scheide-Bogen aus der Capelle ebendaselbst.
9. 10. Fenster von St. Marien zur Höhe in Soest.
11. 12. 13. Portale und Rundfenster von St. Maria zu Toscanella im Kirchenstaat.
14. Tragepfeiler aus St. Flaviano zu Montefiascone.
15. Fries von Toscanella.
16. Capitäl von daselbst.
17. Ornament vom Dom zu Magdeburg.
18. Säulenknauf aus der Cathedrale zu Würzburg.

Taf. XXVI.

1. Grundriss der Cathedrale zu Tournay.
2. Aeusserer Aufriss der Kirchenschiffe von derselben.
3. 4. Grundriss und Aufriss vom Chor der Notre Dame du Port zu Clermont.
5. 6. Grundriss und Aufriss vom Chor der Klosterkirche Heisterbach.
7.—10. Gesimsfriese und Gewölbegurte aus der Abteikirche zu Echternach bei Trier.
11.—13. Friese und Fenster von St. Ludgeri zu Münster.
14. 15. Gewölbeconsole aus dem Dom zu Bamberg.
16. Schlussstein aus der Domkirche zu Paderborn.

Taf. XXVII.

1. 2. 3. 4. Grundriss, westlicher Aufriss, Quer- und Längendurchschnitt von der Domkirche zu Limburg an der Lahn.
5. 6. Aufriss aus dem hohen Kirchenschiff und äusserer Fries von St. Sebald zu Nürnberg.
7. Thurm von St. Stephan zu Bamberg.
8. 9. 10. Ornamente von der Stadtkirche zu Andernach.

Taf. XXVIII.

1. Innerer Aufriss des Kirchenschiffe von der Cathedrale zu Münster.
2. Ein Theil von der Thürgewandung an derselben.
3. Friese vom Münster zu Bonn.
4. Portalwulst von der Kirche zu Andernach.

5. 6. 7. Baldachine aus der Vorhalle der Cathedrale zu Münster.
8. 9. Rundfenster und 10. Gewölbegurte von derselben.
11. Portal von St. Marien zu Arnstadt.
12. Strebepfeiler-Theil vom Münster zu Bonn.
13. Ostseite der Klosterkirche zu Dobrilug.

Taf. XXIX.

1. 2. Grundriss und Aufriss vom Chor der Metropolitankirche zu Magdeburg.
3. 4. Portalsturz und Strebepfeiler von derselben.
5. — 8. Fries und Capitäle aus derselben.
9. — 12. Bekrönung des niederen Chores.
13. 14. Pfeilersockel und Ring.
15. — 18. Sockeleckblättchen, 19. — 29. Gewölbegurte.
30. 31. Friese von der St. Marienkirche zu Halle.
32. Portalprofil der Kirche zu Andernach.
33. Fensterprofil von St. Sebald zu Nürnberg.
34. Westseite der Abteikirche zu Heisterbach.
35. Fries von St. Georg zu Bocherville, Normandie.
36. Baldachin aus der Cathedrale zu Bourges, Frankreich.
37. Portal von der Westminster-Abtei.
38. 39. Capitäle von der Cathedrale zu Vienne.
40. 41. Fries und Nischenbogen von der Priorei Dunstable, England.

Taf. XXX.

1. Westseite der Kirche St. Gereon in Köln.
2. 3. Inneres und Aeusseres vom Chor der Kirche zu Gelnhausen.
4. 5. Ostseite der Klosterkirchen zu Nienburg an der Saale und zu Riddagshausen bei Braunschweig.
6. Die Dominikanerkirche zu Regensburg.
7. Façade der Kirche zu Aken an der Elbe.
8. — 12. Ornamente und Profile aus dem Dom zu Magdeburg und der Kirche zu Gelnhausen.
13. 14. Profile aus dem Kloster zu Aschaffenburg.
15. Schlussstein aus der Domkirche zu Magdeburg.
16. Portalschluss vom Kloster Maulbronn in Schwaben.
17. Fenster aus der Kirche zu Andernach.

Taf. XXXI.

1. — 5. Grundriss- und Aufriss-Theile von St. Etienne zu Caen.
6. 7. 8. Kirche zu Colomby in der Normandie.
9. — 12. Ornamente aus St. Etienne zu Caen.
13. Aeusserer Aufriss des Kreuzschiffes von St. Peter zu Lisieux.
14. Chorgrundriss von St. Gilles zu Paris.

Taf. XXXII.

Von der Notre-Dame zu Paris: 1. Der Grundriss; a. bis i. Pfeilerprofile; 2. Querdurchschnitt durch den Chor; 3. Innerer Aufriss von einem Theil des Chores; 4. Sockelprofile; 5. — 7. Laubornamente.
8. Grundriss des Chores von St. Germain zu Paris.

Taf. XXXIII.

1. 2. Grundriss und westlicher Aufriss der Cathedrale zu Laon.
3. 4. Grundriss und Aufriss vom Kreuzschiff der Cathedrale zu Chartres.
5. 6. Friese von den Cathedralen zu Paris und Rheims.
7. Rundfenster von der Cathedrale zu Chartres.
8. Schwebebogen von der Cathedrale zu Amiens.
9. — 12. Details von der Cathedrale zu Chartres.

Taf. XXXIV.

Von der Cathedrale zu Salisbury: 1. Der Grundriss; a. bis g. Profile von Pfeilern und Gliederungen; 2. der äussere nördliche Längenaufriss; 3. Aufriss der östlichen Capelle; 4. ein vergrösserter Theil derselben; 5. äusserer Strebepfeiler; 6. 7. 8. Giebelkronen; 9. 10. Tragepfeiler mit Gesims und Sockel; 11. Eckthürmchen.
12. 13. Pfeilerprofile von der Cathedrale zu Worcester.

Taf. XXXV.

1. Mittelthurm der Cathedrale zu Salisbury.
2. 3. Innerer und äusserer Aufriss von einem Theil der Kirchenschiffe von derselben.
4. 5. 6. Laubornamente und Capitäle aus dem Innern.
7. Südliches Kreuzschiff der Cathedrale zu York.
8. Vergrössertes Radfenster von derselben.
9. Portaltheil von der Cathedrale zu Lincoln.

Taf. XXXVI.

1. Westlicher Aufriss der Cathedrale zu Peterborough.
2. Grundriss der Vorhalle.
3. Gewölbegurte.
4. — 7. Gliederungsornamente.
8. Vergrösserter Theil des Rundfensters.
9. 10. Innerer und äusserer Aufriss eines Theiles der Cathedrale zu Lincoln.
11. Aeusserer Aufriss des Münsters zu Beverlei.
12. Theilweiser Aufriss vom inneren Kirchenschiff.
13. — 16. Pfeiler und Ornamente von demselben.
17. 18. Pfeilerprofile.
19. Ornament von der Kirche St. Margareth zu Kliffi.

Taf. XXXVII.

1. Grundriss der Cathedrale zu Lincoln.
2. Westlicher Ziergiebel der Cathedrale zu Wells.

3. — 8. Laubornamente und Capitäle.
9. Pfeilerprofil.
10. 11. Laubfriese von derselben.
12. Aeusseres vom hohen Querschiff der Cathedrale zu York.
13. Grundriss vom Westende der Kirche zu Romsey.
14. — 17. Pfeiler- und Sockelwerk von der Cathedrale zu Lincoln.
18. Giebelpflanzen von derselben.
19. Aus der Cathedrale zu Hereford.

Taf. XXXVIII.

1. Grundriss von der Notre-Dame zu Dijon.
a.—c. Pfeilerprofile.
2. Westlicher Aufriss der Cathedrale zu Coutances.
d. e. Maaswerk von derselben.
3. Theilweiser Aufriss des inneren Kirchenschiffes.
4. Innerer Aufriss des Kirchenschiffes zu Seez.
5. Westseite der Notre-Dame zu Dijon.

Taf. XXXIX.

1. Westliche Façade der Cathedrale zu Salisbury.
2. — 10. Vergrössertes Detail von derselben.
11. Säulenwerk von St. Mary zu Stamford.
12. Fries von derselben.
13. Bogenprofil der St. Albans-Abtei.
14. Portalbogen der Cathedrale zu Winchester.
15. Theilweiser Aufriss vom Capitelhause der Cathedrale zu Salisbury.
16. — 19. Vergrössertes Detail von demselben.

Taf. XL.

1. Grundriss der Liebfrauenkapelle zu Trier.
2. 3. Gewölbegurte.
4. Westlicher Aufriss.
5. Längendurchschnitt.
6. — 9. Pfeilerprofile.
10. Oestlicher Aufriss der Abteikirche zu Altenberg bei Köln.
11. Aufriss vom Chor und Kreuzschiff der Kirche St. Elisabeth zu Marburg.
12. Grundriss derselben.
13. — 16. Pfeilersockel und Profile.

Taf. XLI.

1. Thurm von der Kirche zu Freiburg an der Unstrut.
2. Rundfenster aus dem Dome zu Bamberg.
3. Fenster aus der Klosterkirche zu Nienburg an der Saale.
4. Giebel vom Kreuzschiff der Cathedrale zu Meissen.
5. — 7. Laubfriese aus derselben.
8. 9. 10. Friese und Capitäl von der Cathedrale zu Naumburg.
11. Nische von der Kirche zu Freiburg an der Unstrut.
12. Einer der westlichen Thürme des Domes zu Bamberg.
13. Kreuzschiff von St. Egidien zu Braunschweig.

Taf. XLII.

1. Grundriss der Cathedrale zu Rheims.
2. 3. Grundriss und westlicher Aufriss der Cathedrale zu Amiens.
4. Theilweiser Aufriss vom Kirchenschiffe des Münsters zu Strassburg.
5. Desgleichen von der Metropolitankirche zu Magdeburg.
6. — 17. Fenster, Gallerien, Giebelkronen, Capitäl und Profile von derselben.

Taf. XLIII.

1. — 3. Fenster von der Cathedrale zu Minden.
4. Westlicher Aufriss der Klosterkirche zu Schulpforte.
5. Portal von St. Marien zu Arnstadt.
6. — 10. Schlusssteine und Capitäle von der Cathedrale zu Meissen.
11. Thurmtheil von der Pfarrkirche zu Heilbronn.

Taf. XLIV.

1. Westlicher Aufriss von St. Anton zu Padua.
2. 3. Grundriss und Längendurchschnitt der Cathedrale zu Siena.
4. Aufriss des Baptisteriums zu Pisa.
5. 6. Grundriss von St. Franziscus zu Assissi.
7.— 9. Pfeilerwerk von derselben.
10. Fenster aus der Cathedrale zu Toledo.

Taf. XLV.

1. 2. Westlicher Aufriss und Grundriss der Cathedrale zu Liechfield.
3. Capitäl.
4. 5. Theilweiser Aufriss vom äusseren und inneren Kirchenschiffe der Westminster-Abtei zu London.
6. Strebepfeiler. a. — p. Detail von derselben.

Taf. XLVI.

1. — 4. Oestlicher Aufriss, Mittelthurm, Portalprofil und innerer Aufriss des Chores von der Cathedrale zu Lincoln.

5. 6. Innerer Aufriss des Kirchenschiffes und ein Fenster aus der Cathedrale zu Liechfield.

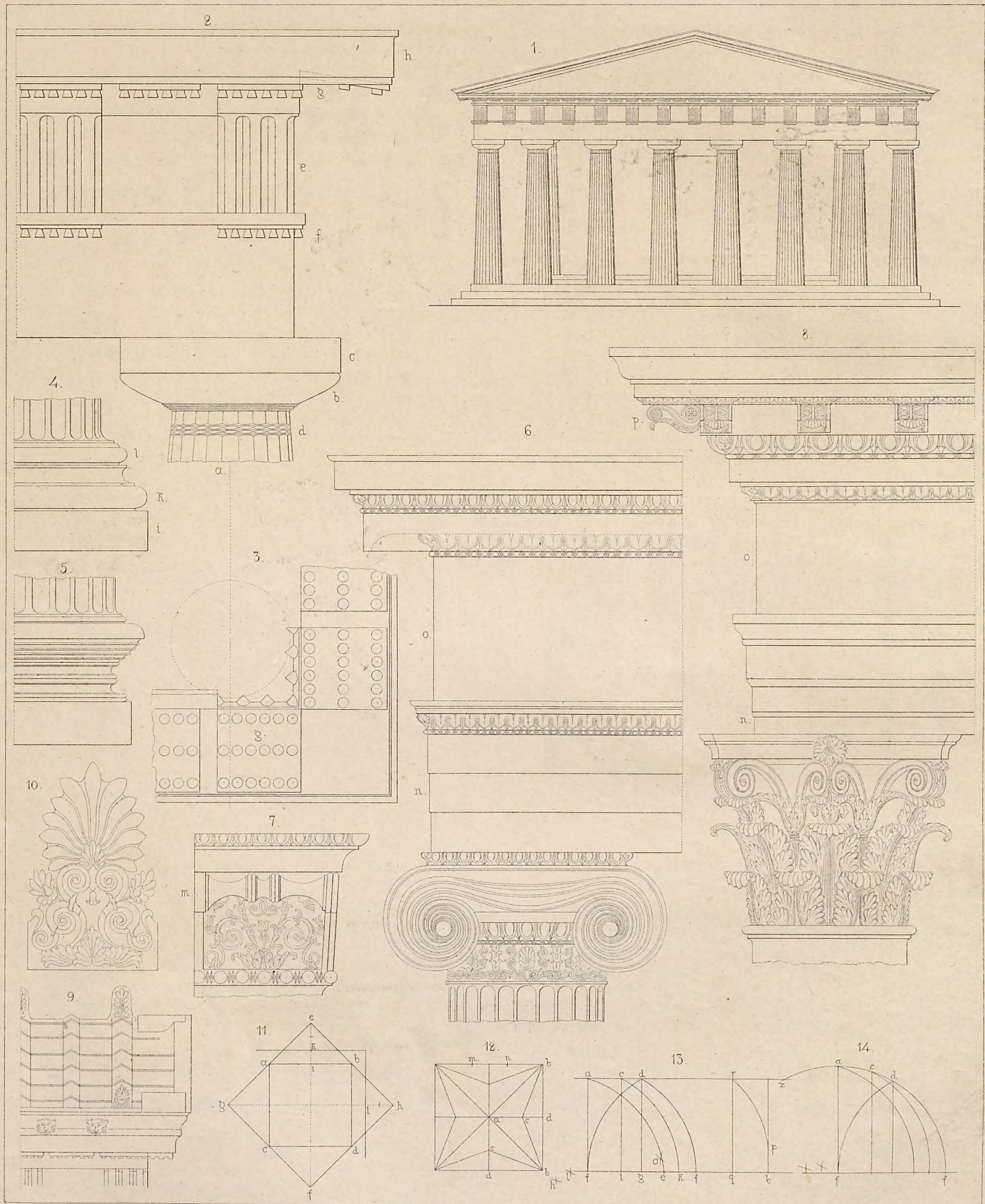
Taf. XLVII.

1.—3. Westlicher Aufriss vom Münster zu Freiburg, Eckthurm und Durchschnitt durch denselben.
4.—6. Westlicher Aufriss und Portalprofil von St. Elisabeth zu Marburg.
7.—10. Pfeiler-, Portal- und Fensterprofile von St. Marien zu Mühlhausen.
11. 12. Fialenspitzen.
13.—18. Wasserausgüsse von derselben.

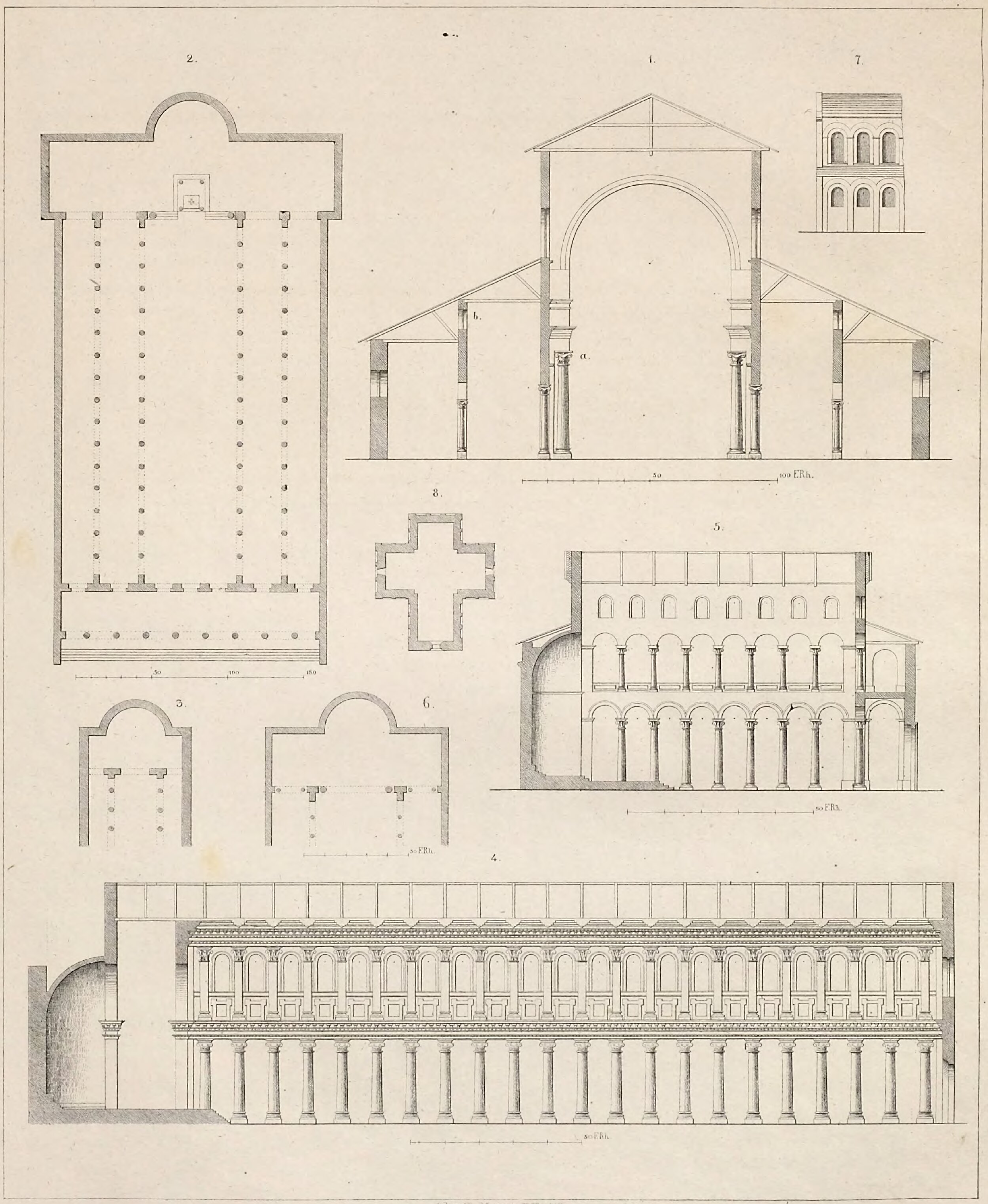
Taf. XLVIII.

Der Dom zu Köln:
1. Grundriss.
2. Oestlicher Aufriss.
3. Querdurchschnitt durch den Chor.
4.—8. Pfeilerprofile.
9. Fenster.
10. Theilweiser Schwebebogen.
11. Fenstergliederung.
12.—14. Profile.
15.—21. Pflanzenwerk.

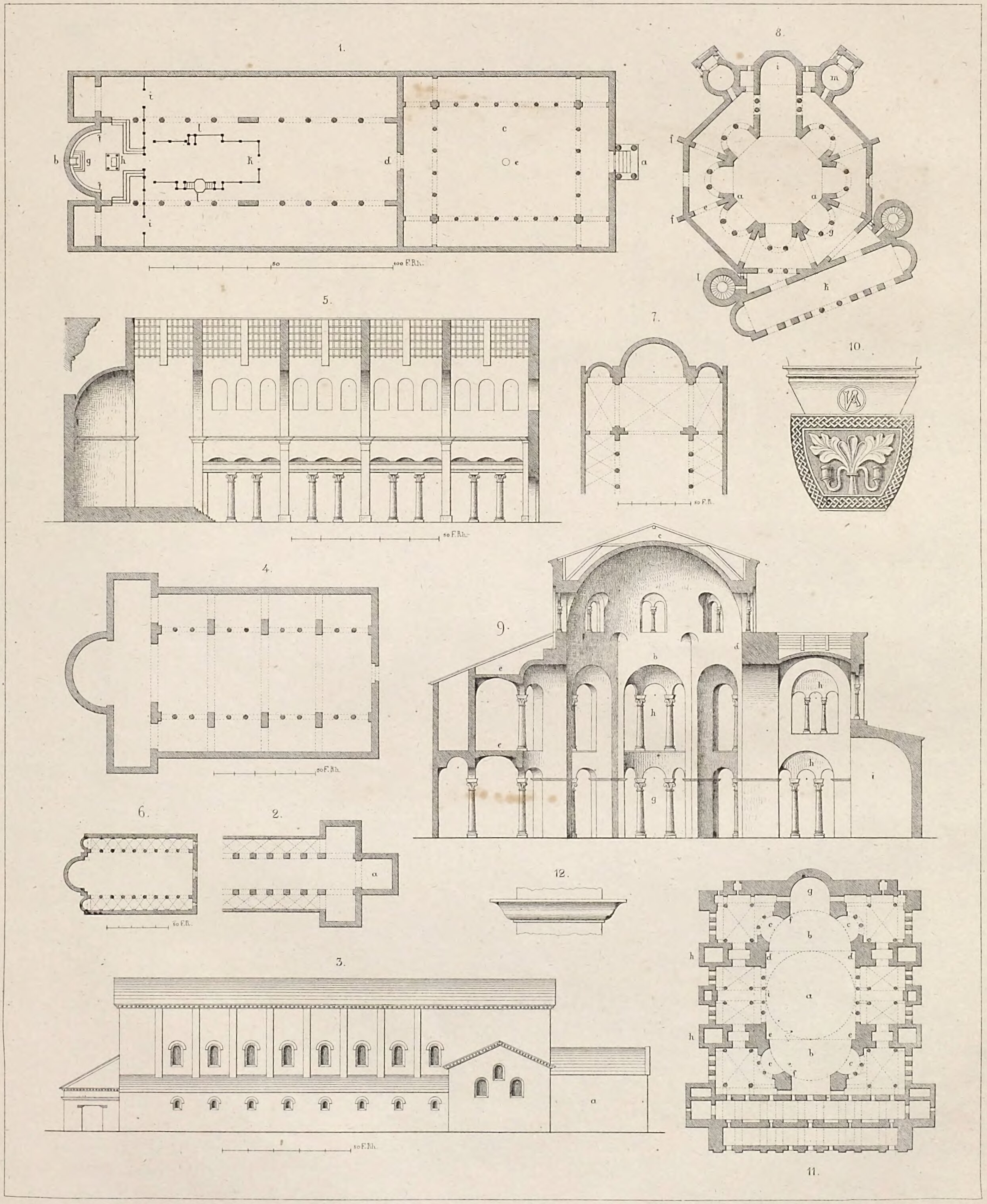
Halle, Druck von H. W. Schmidt.

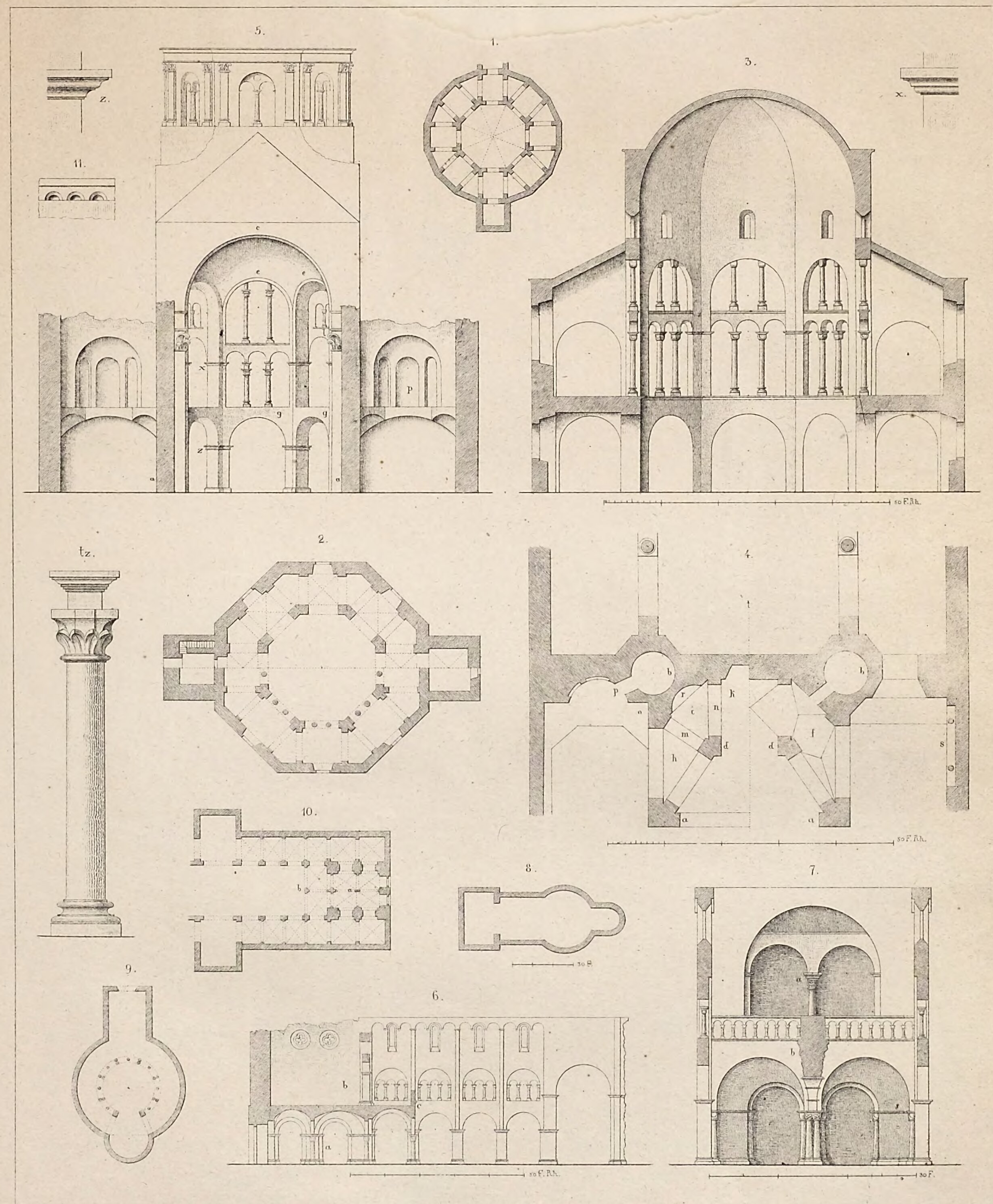


Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg.

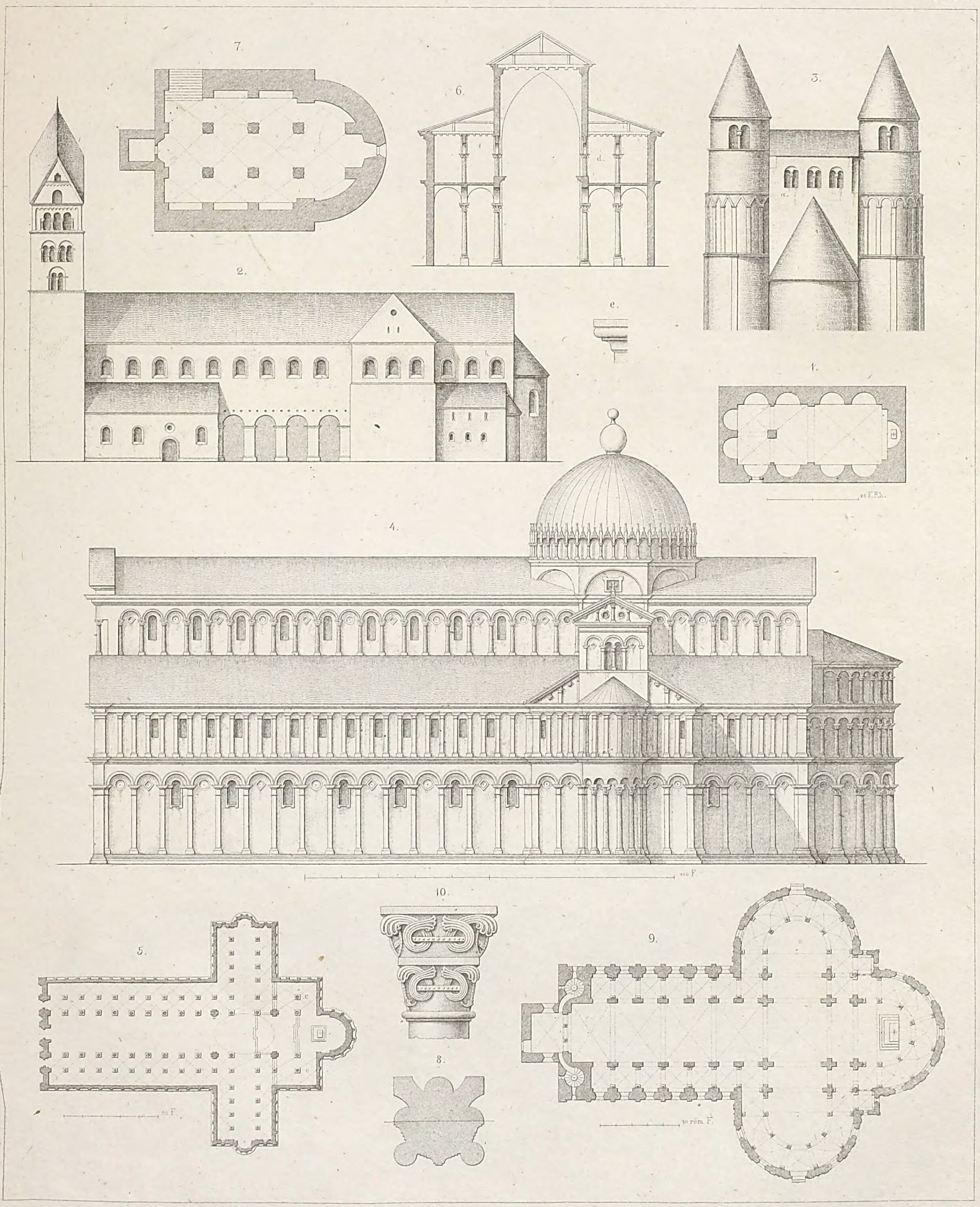


Stdr. v. Alb. Meyer in Halle a/S.


1.
8.
5.
7.
10.
4.
9.
6.
2.
12.
3.
11.

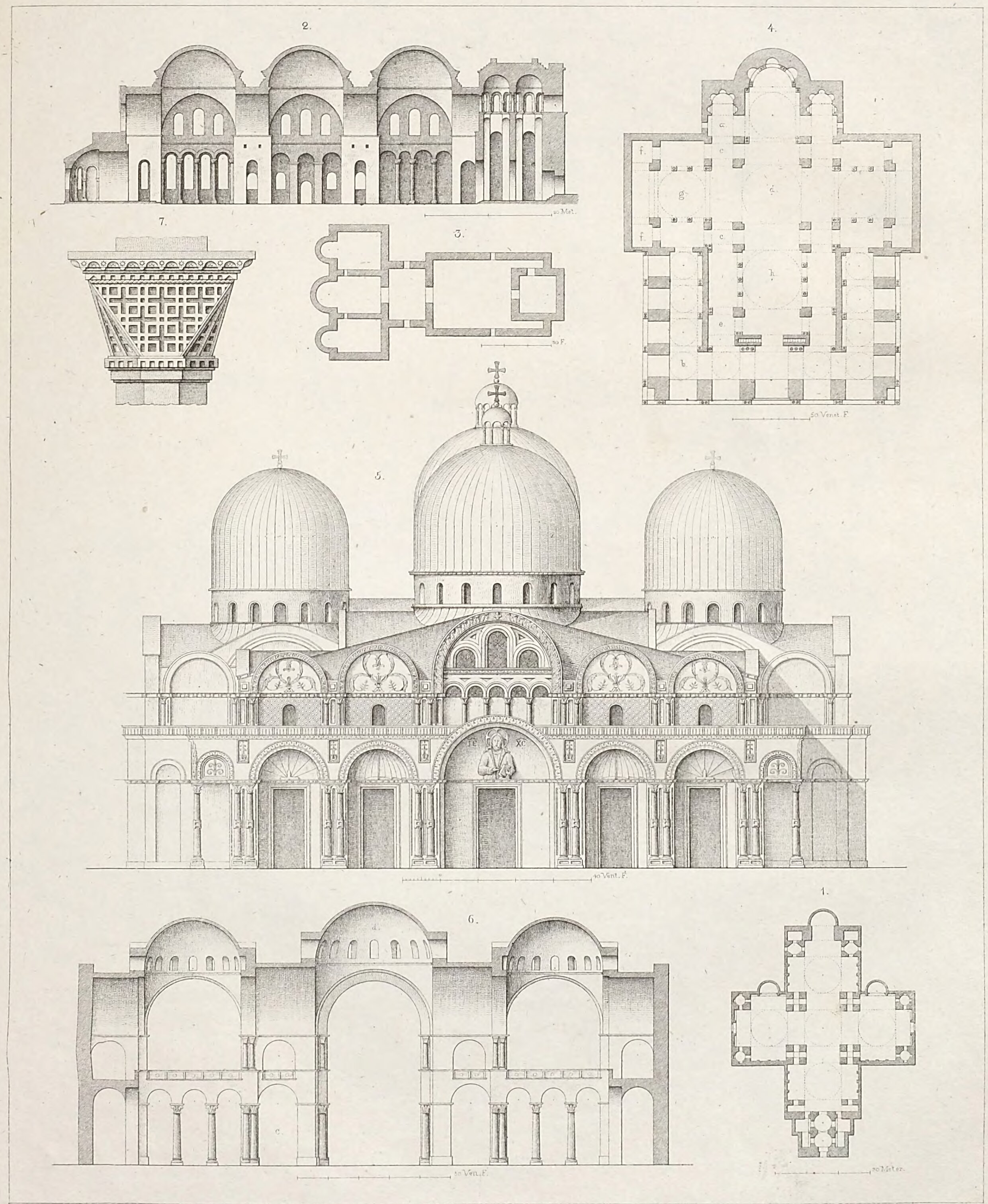


Stdr. v. Alb. Meyer in Halle a/S.



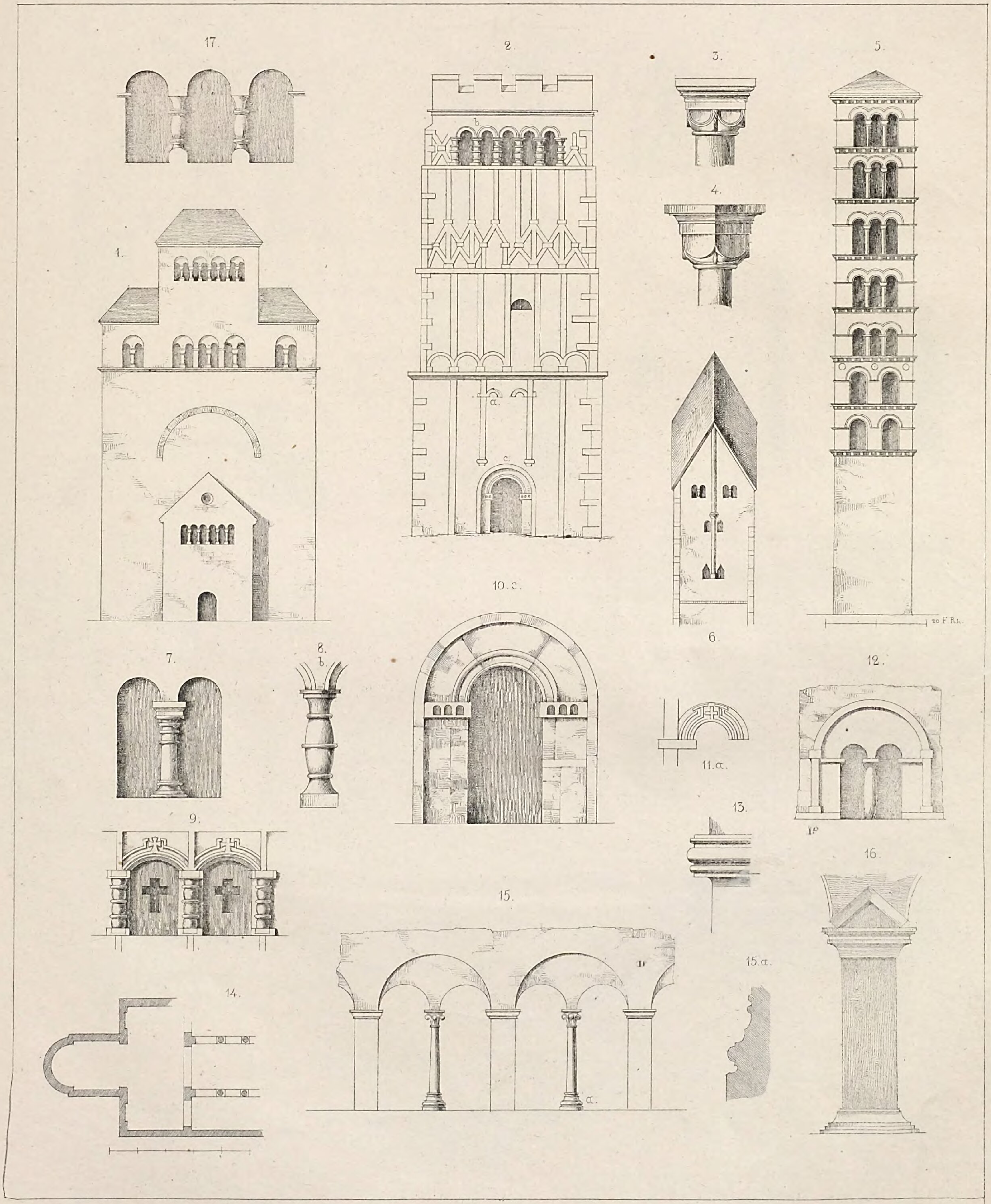
Druck v. A. Meyer in Halle

grav. v. Jac. Schmitt.

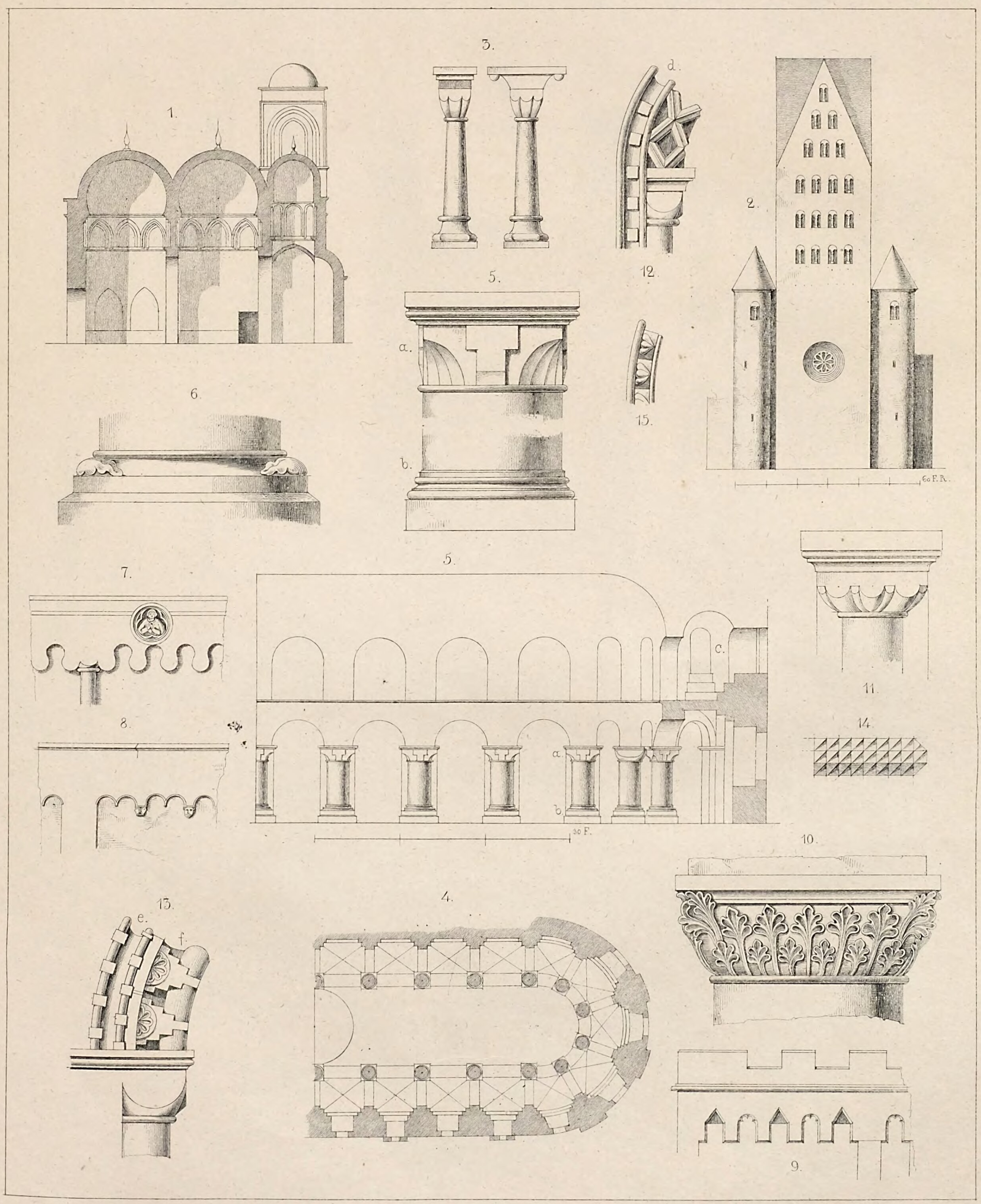


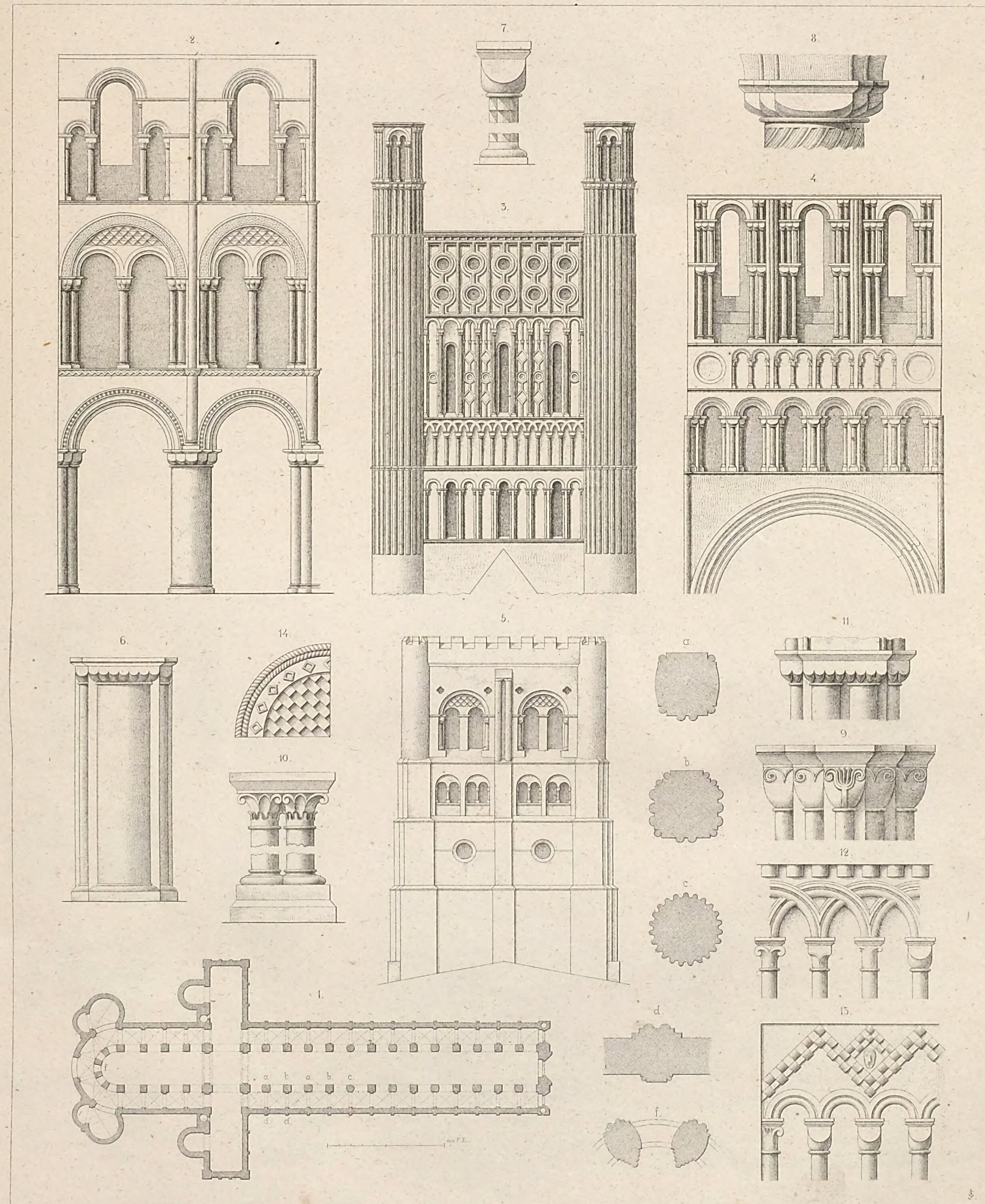
Druck v. A. Meyer in Halle

grav. v. Jac. Schmitt.

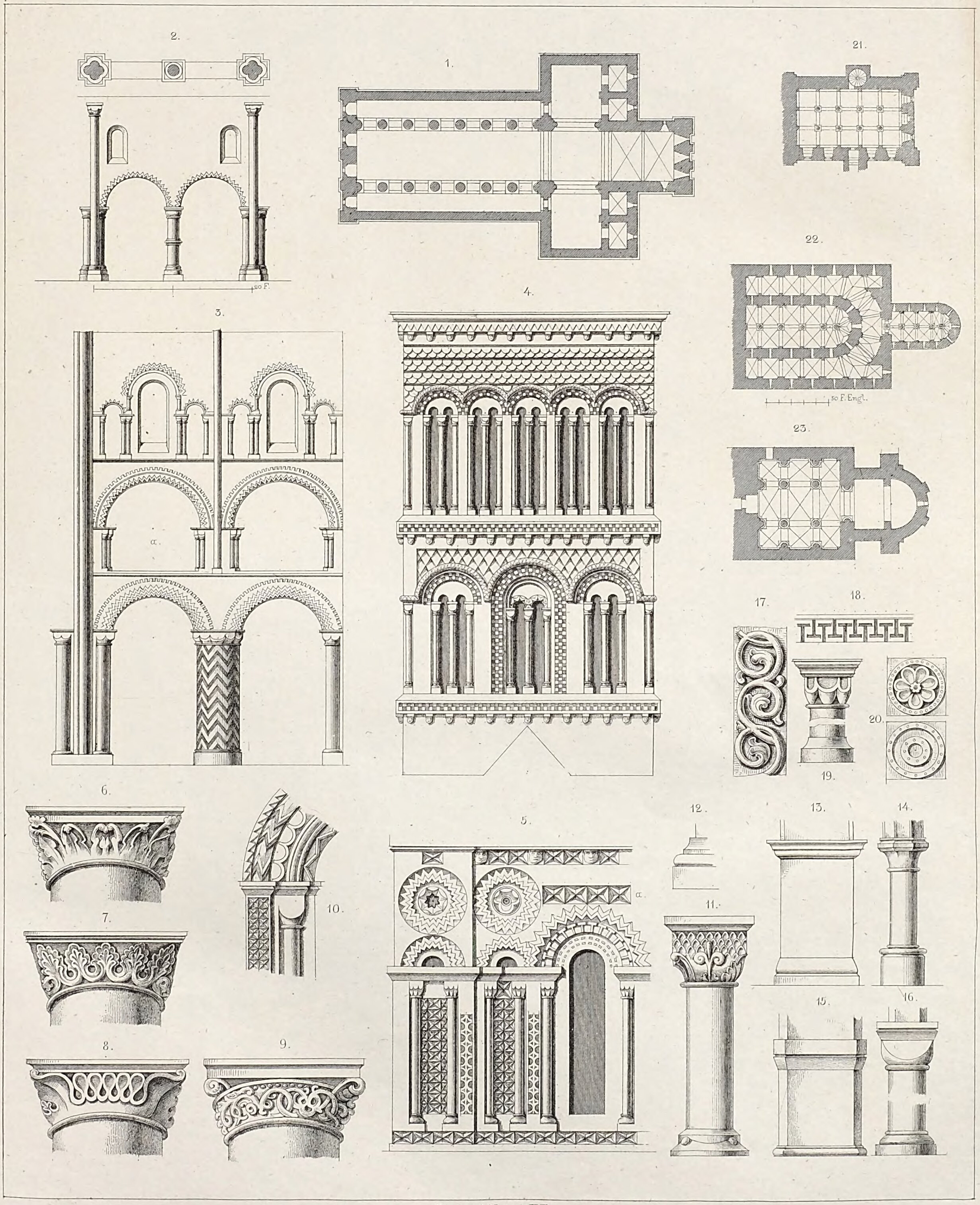


Druck v. A. Meyer in Halle

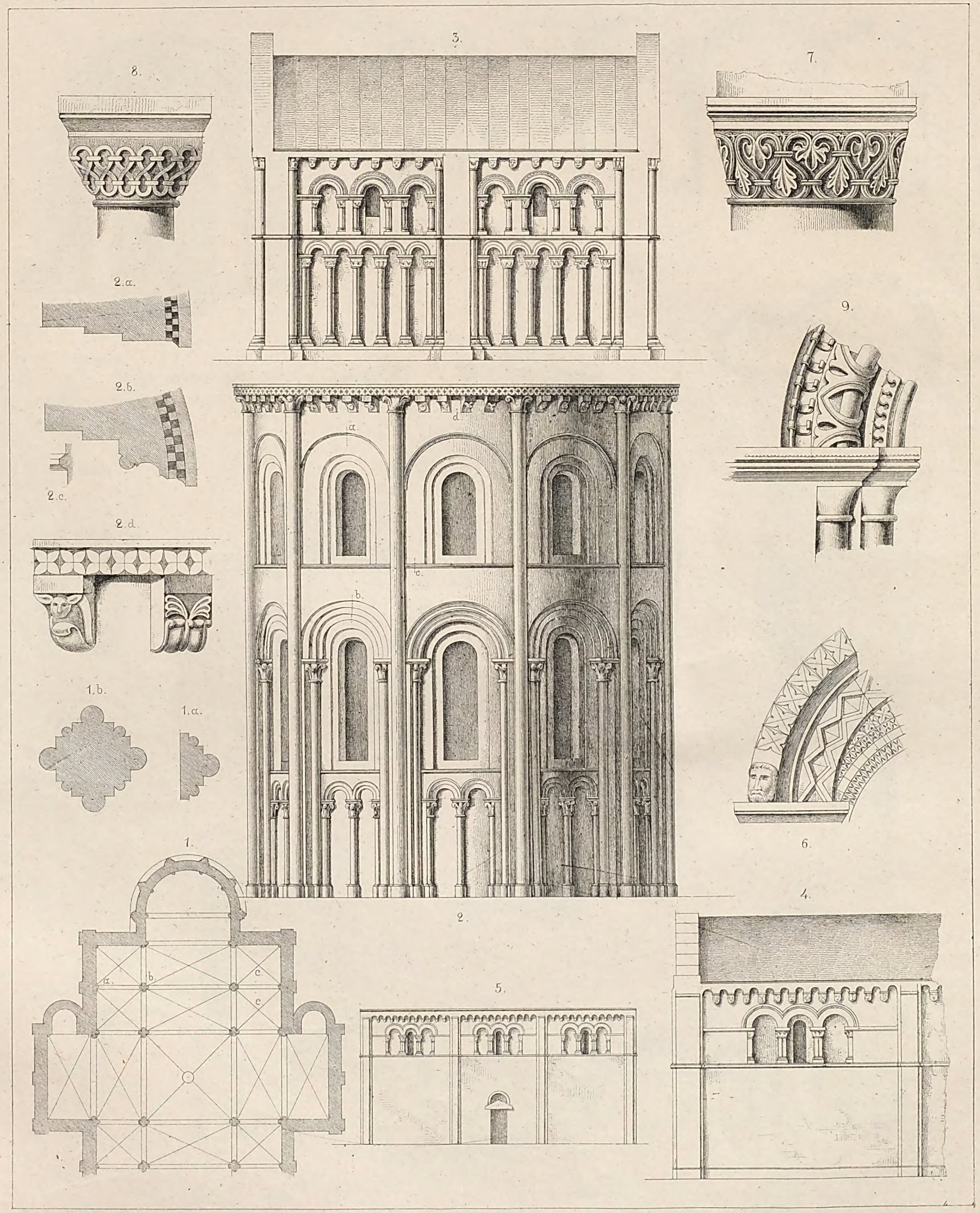

1.
3.
d.
2.
5.
a.
b.
12.
15.
6.
60 F. R.
7.
5.
c.
11.
8.
14.
a
b
30 F.
10.
4.
13.
e.
f.
9.



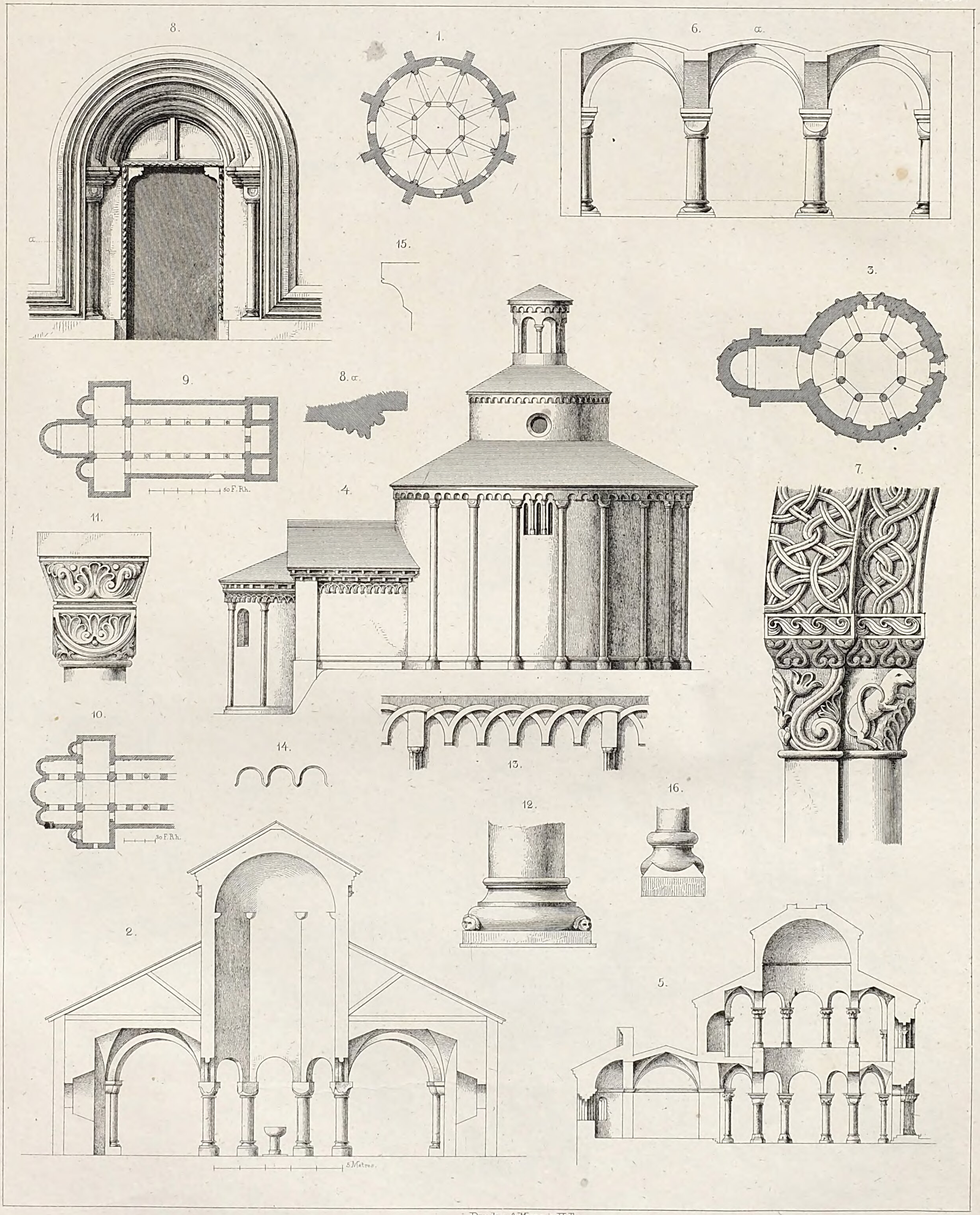
Druck v. Albert Meyer in Halle



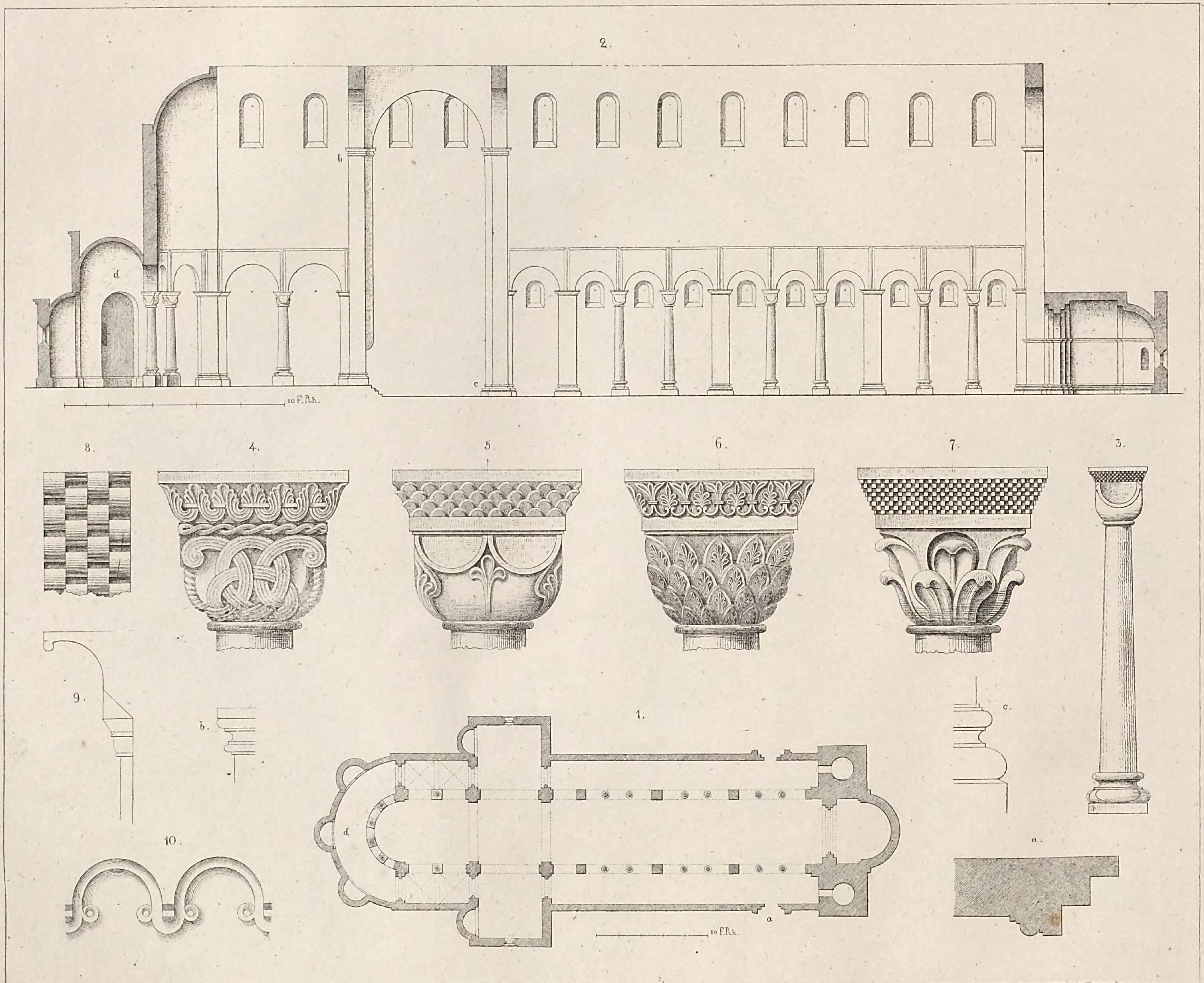
Druck v. A. Meyer in Halle.



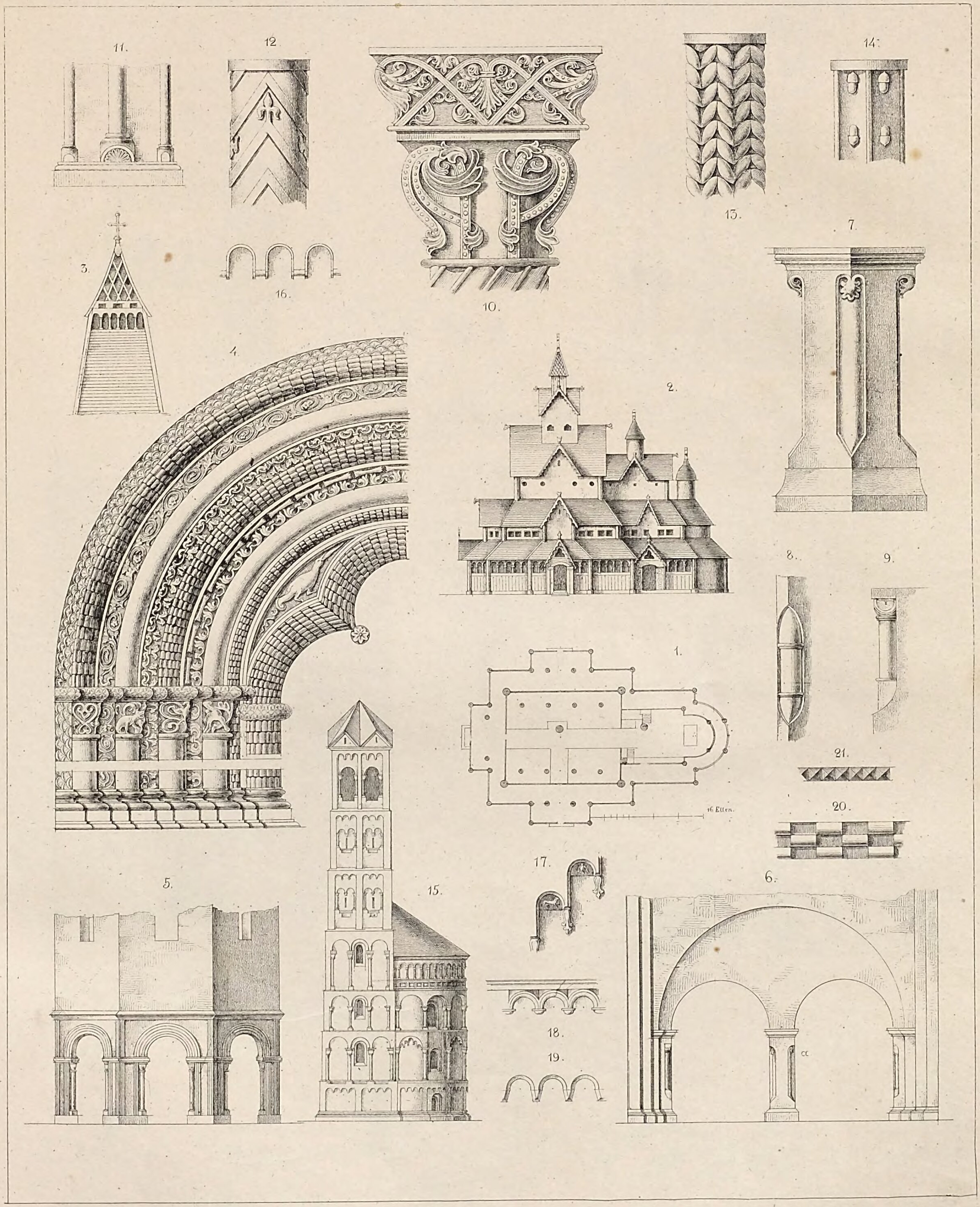
8.
3.
7.
2.a.
9.
2.b.
2.c.
2.d.
1.b.
1.a.
6.
1.
2.
4.
5.

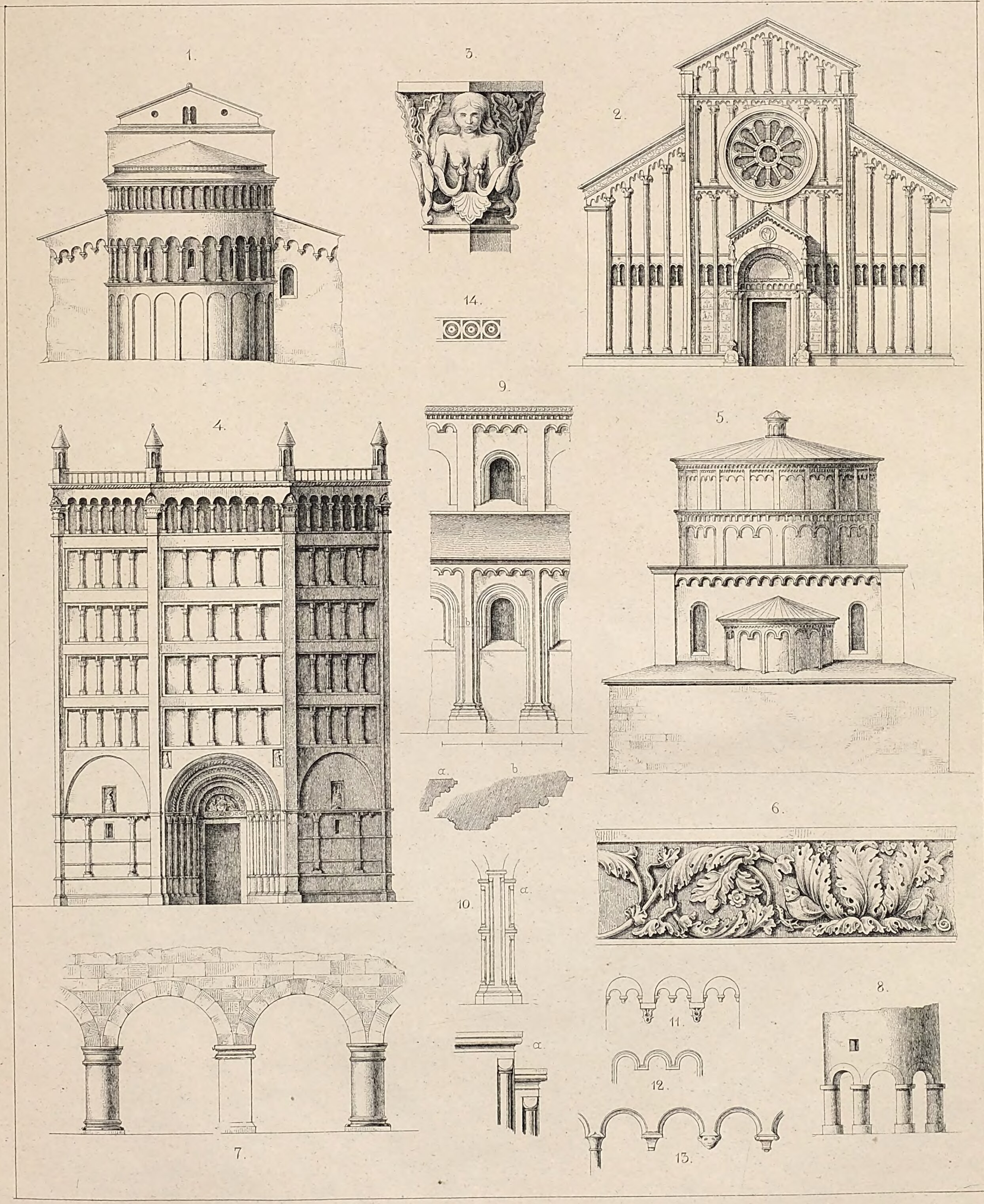


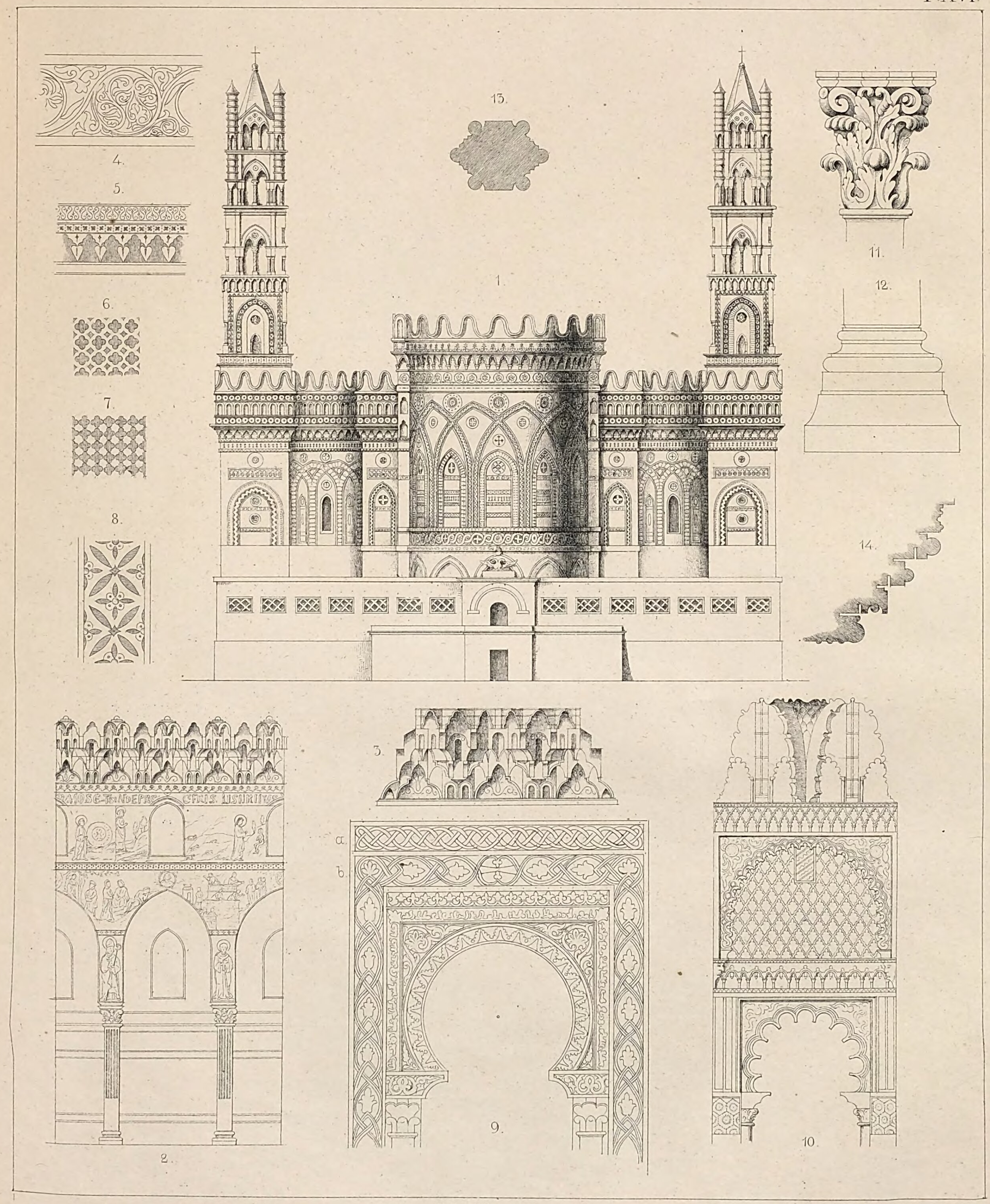
Druck v. A. Meyer in Halle



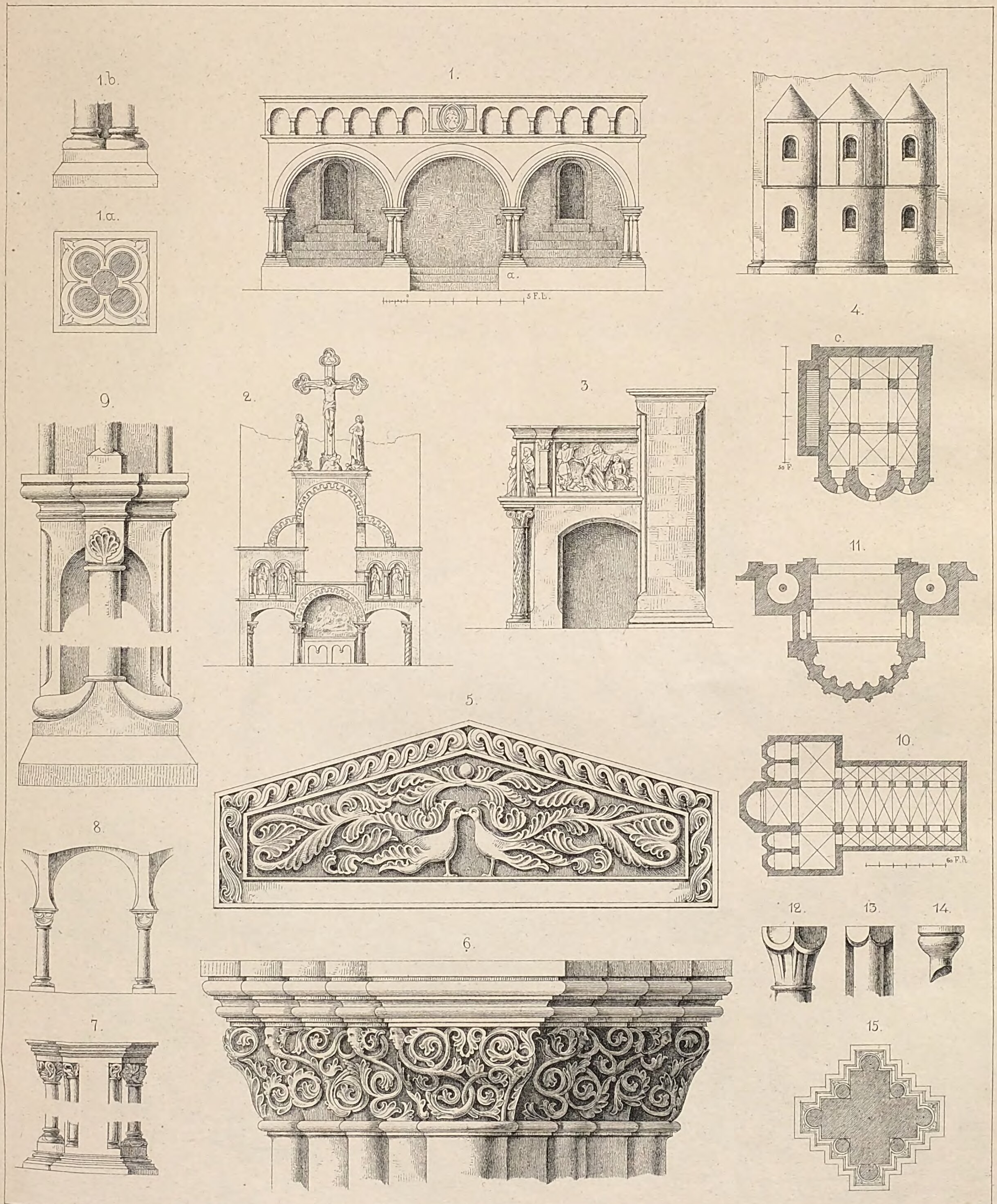
Sdr. v. Alb. Meyer in Halle a/S.


11.
12.
14.
13.
3.
16.
10.
7.
4.
2.
8.
9.
1.
21.
16 Ellen.
20.
17.
5.
15.
6.
18.
19.
a

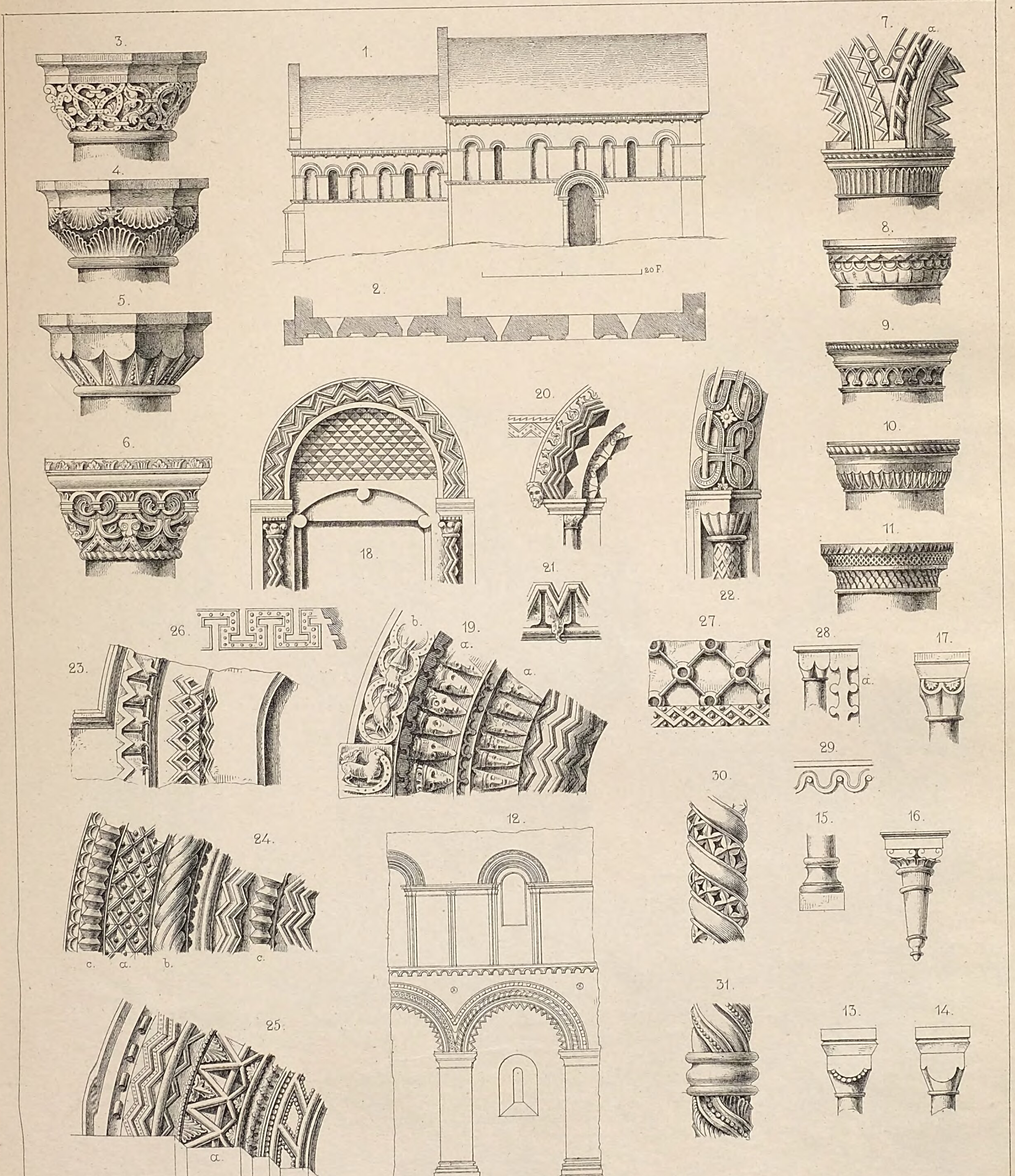

1.
3.
2.
14.
9.
4.
5.
a.
b.
6.
10.
a.
11.
8.
12.
7.
13.



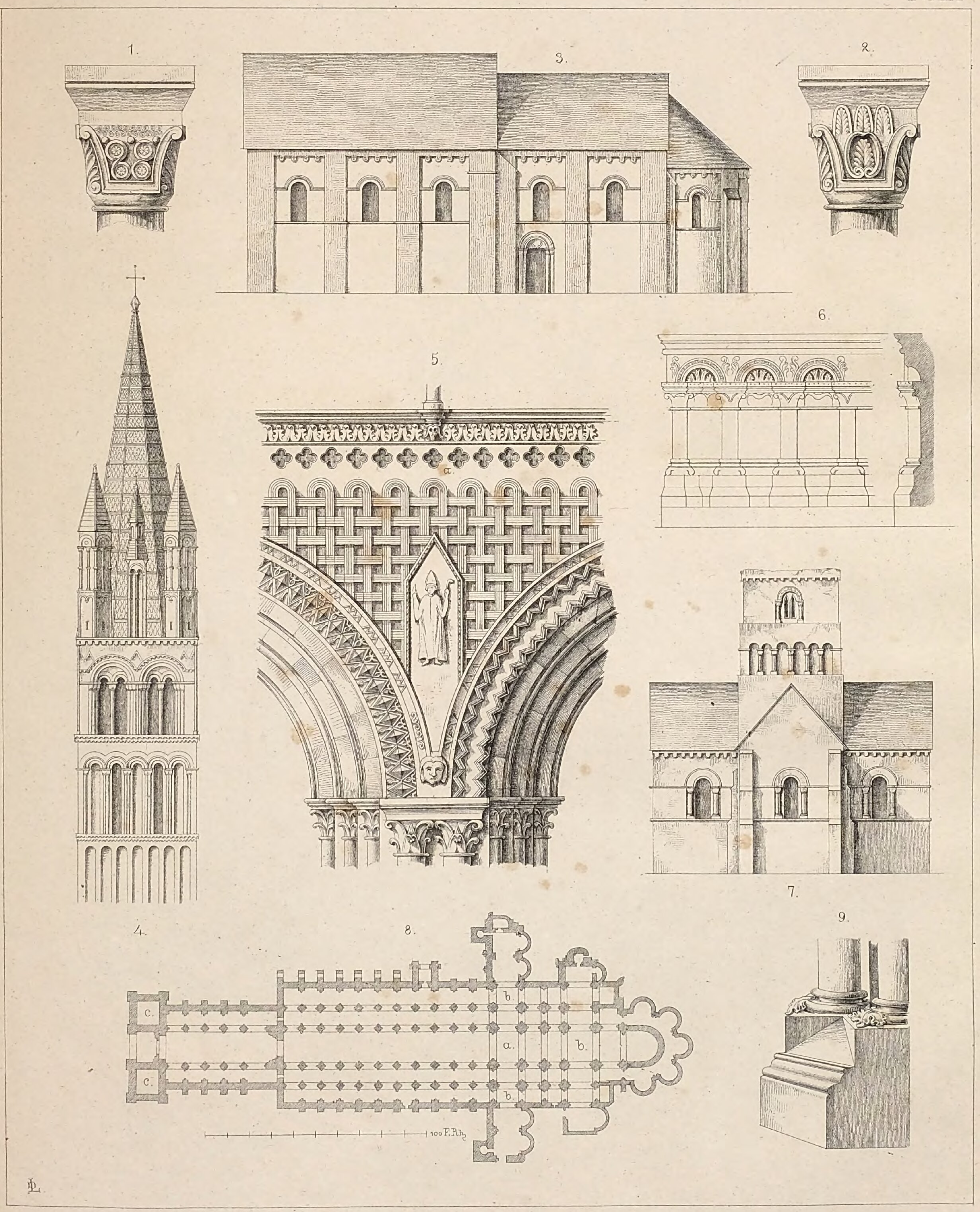
Druck v. A. Meyer in Halle



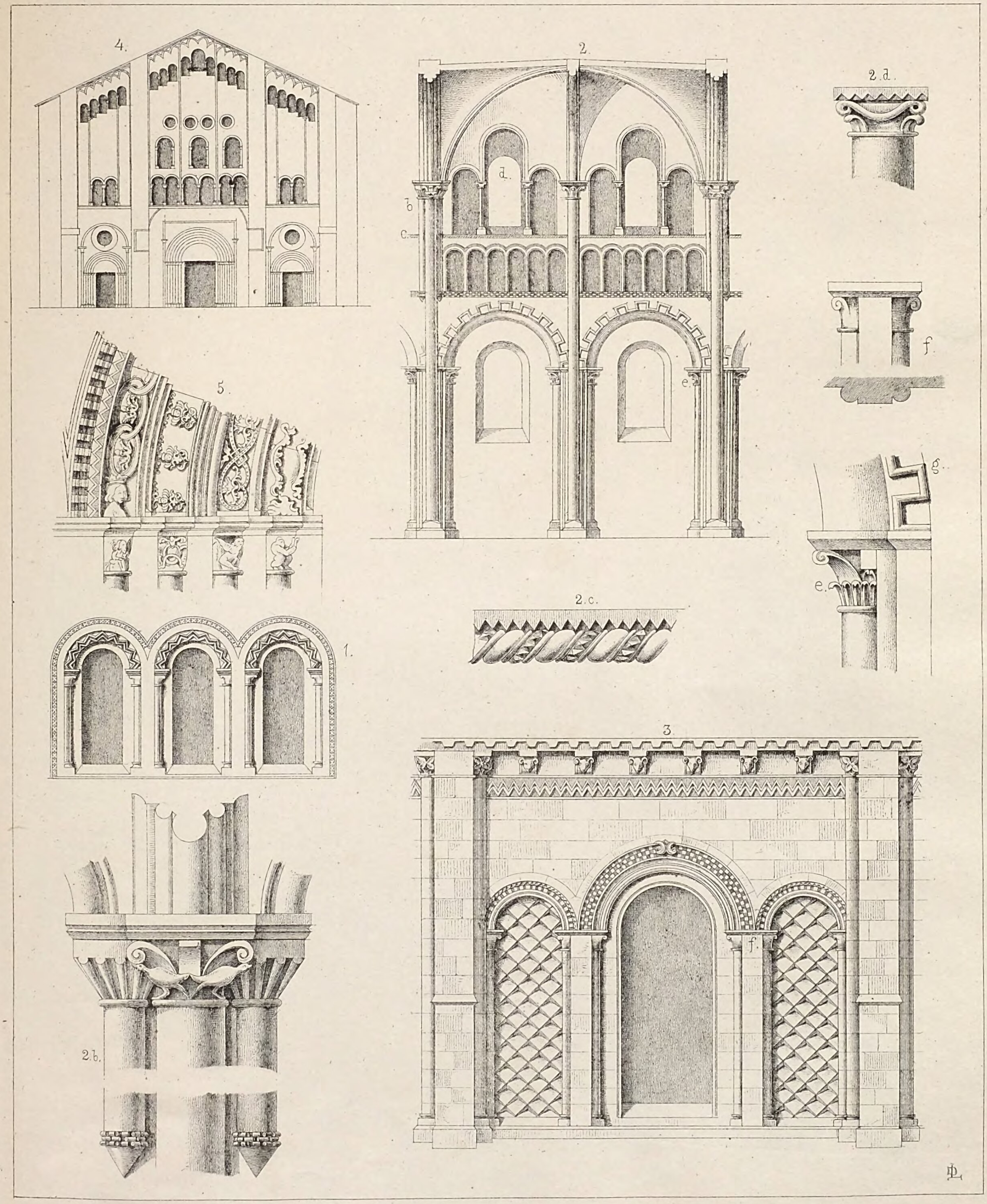
F. Hellwig in Merseburg a. d. S.



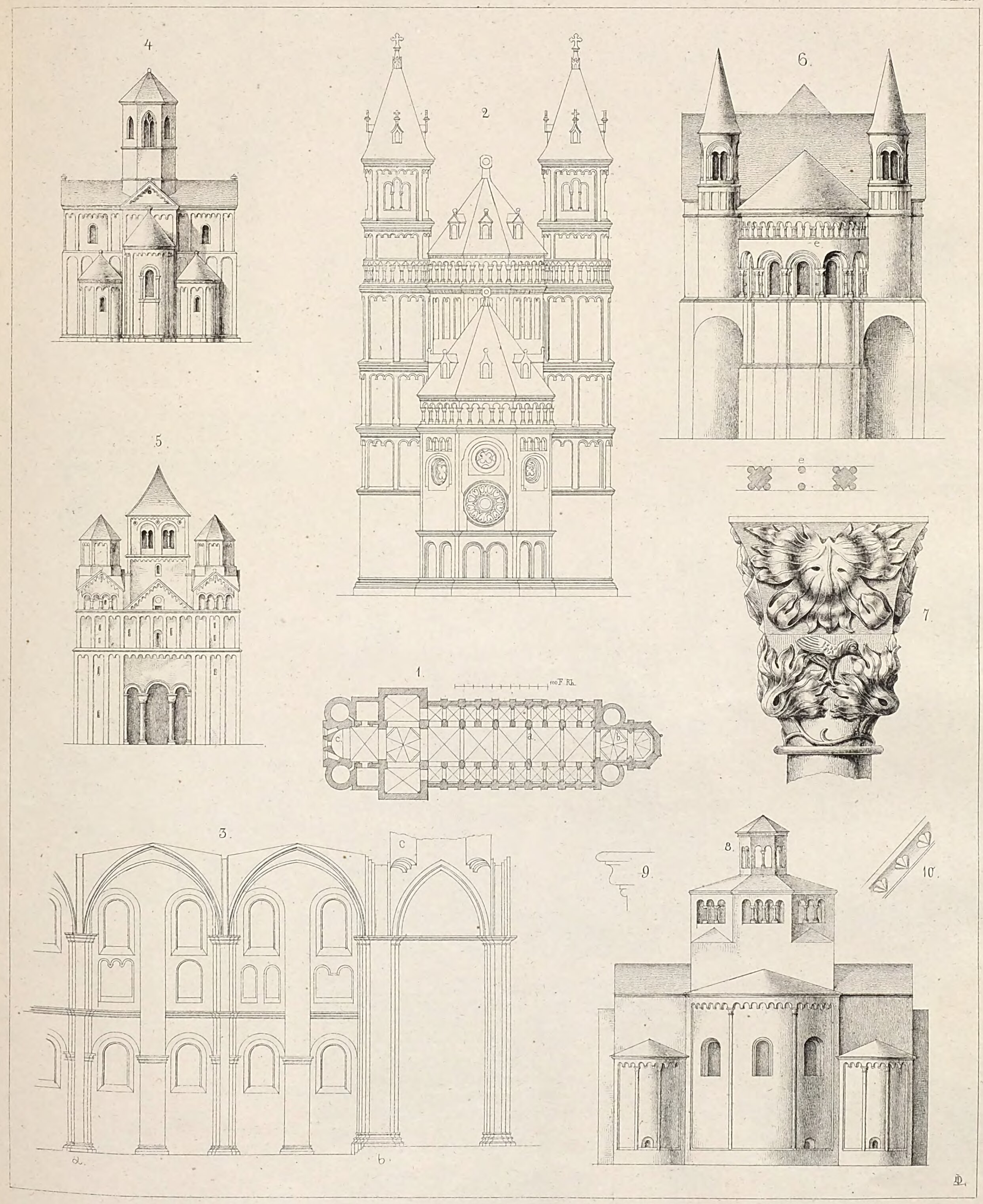
F. Hellwig in Merseburg, a S.



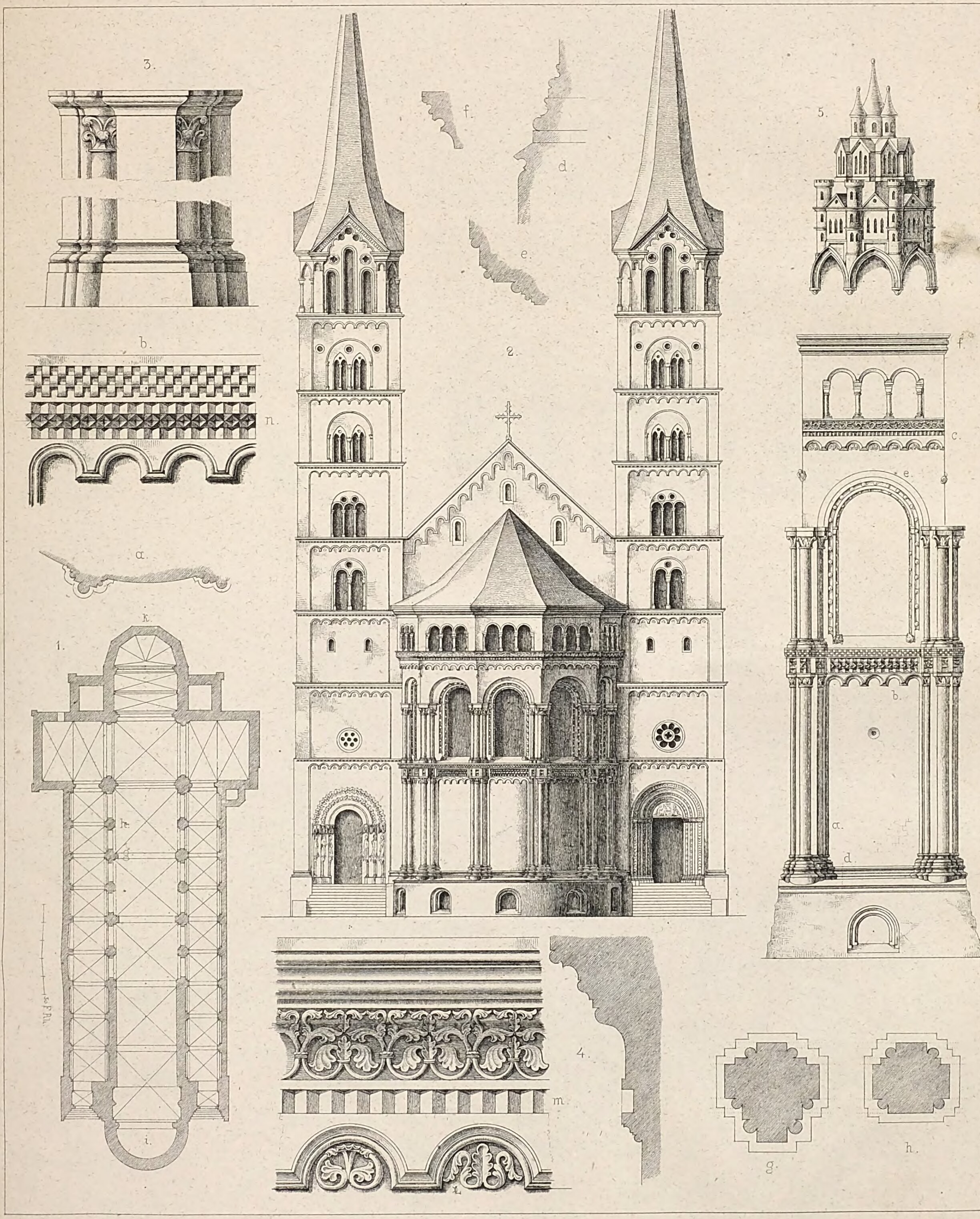
Steindr. v. F. Hellwig in Merseburg.



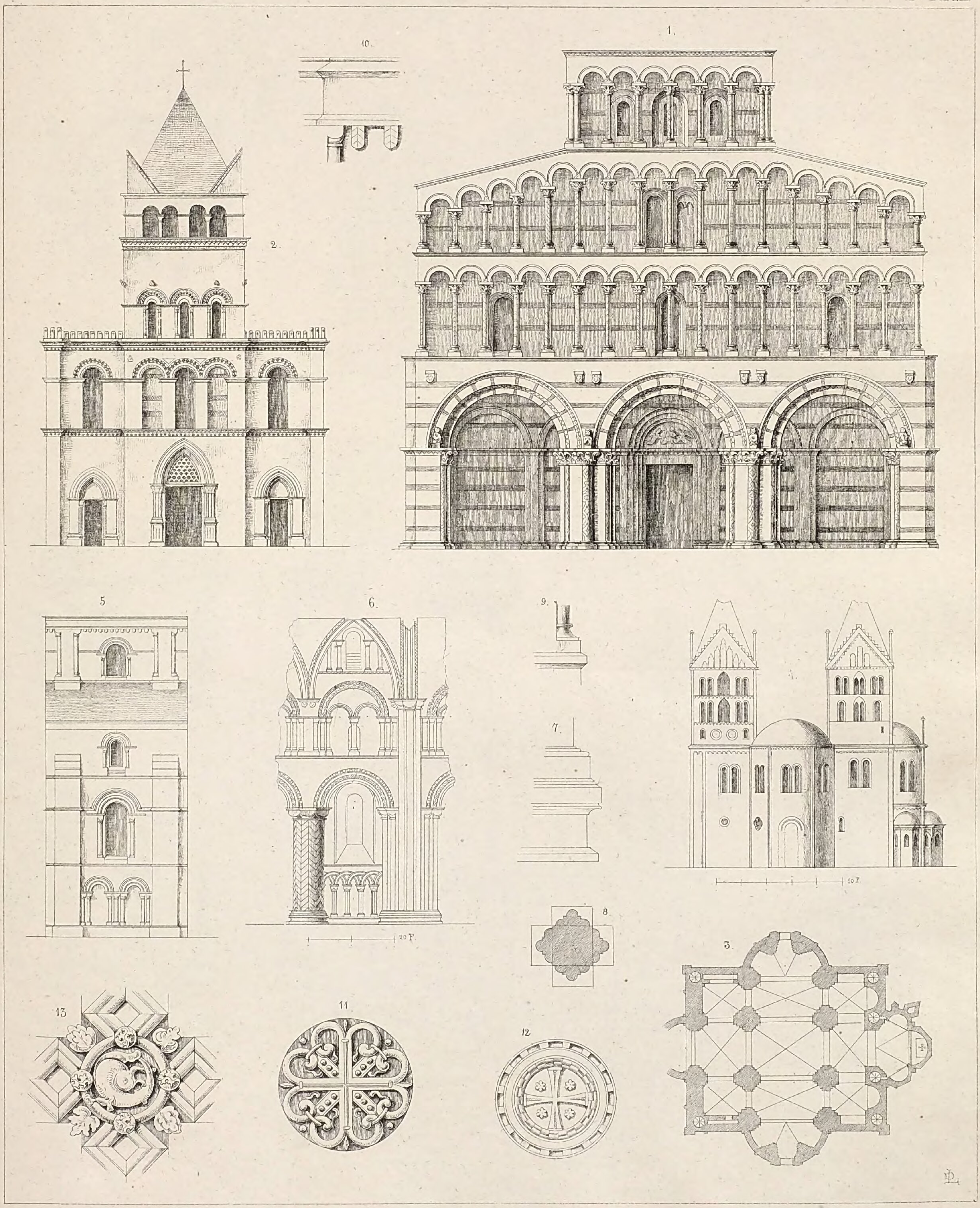
Steindruck v. F. Heilwig in Merseburg



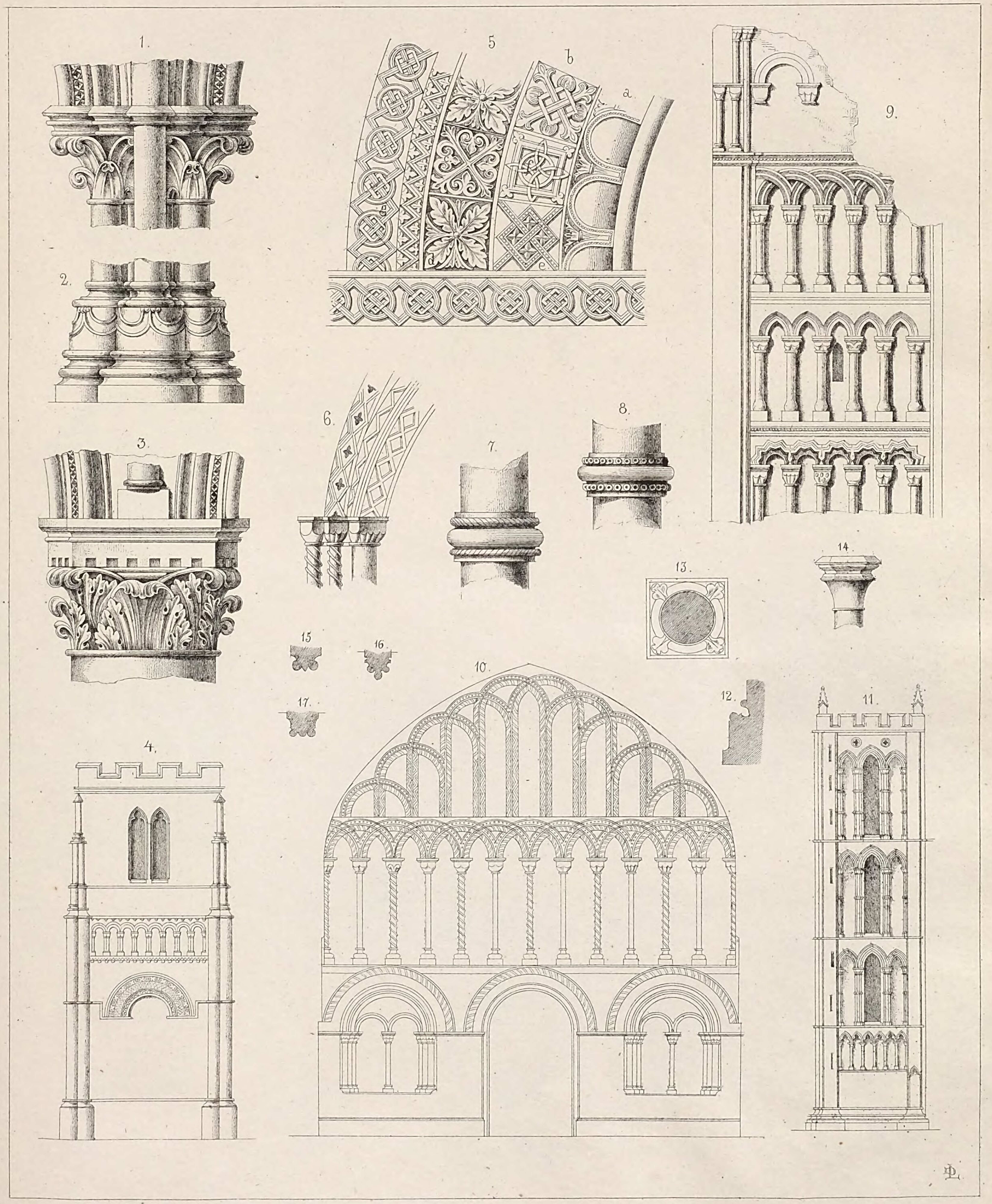
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg.



Druck v. A. Meyer in Halle.

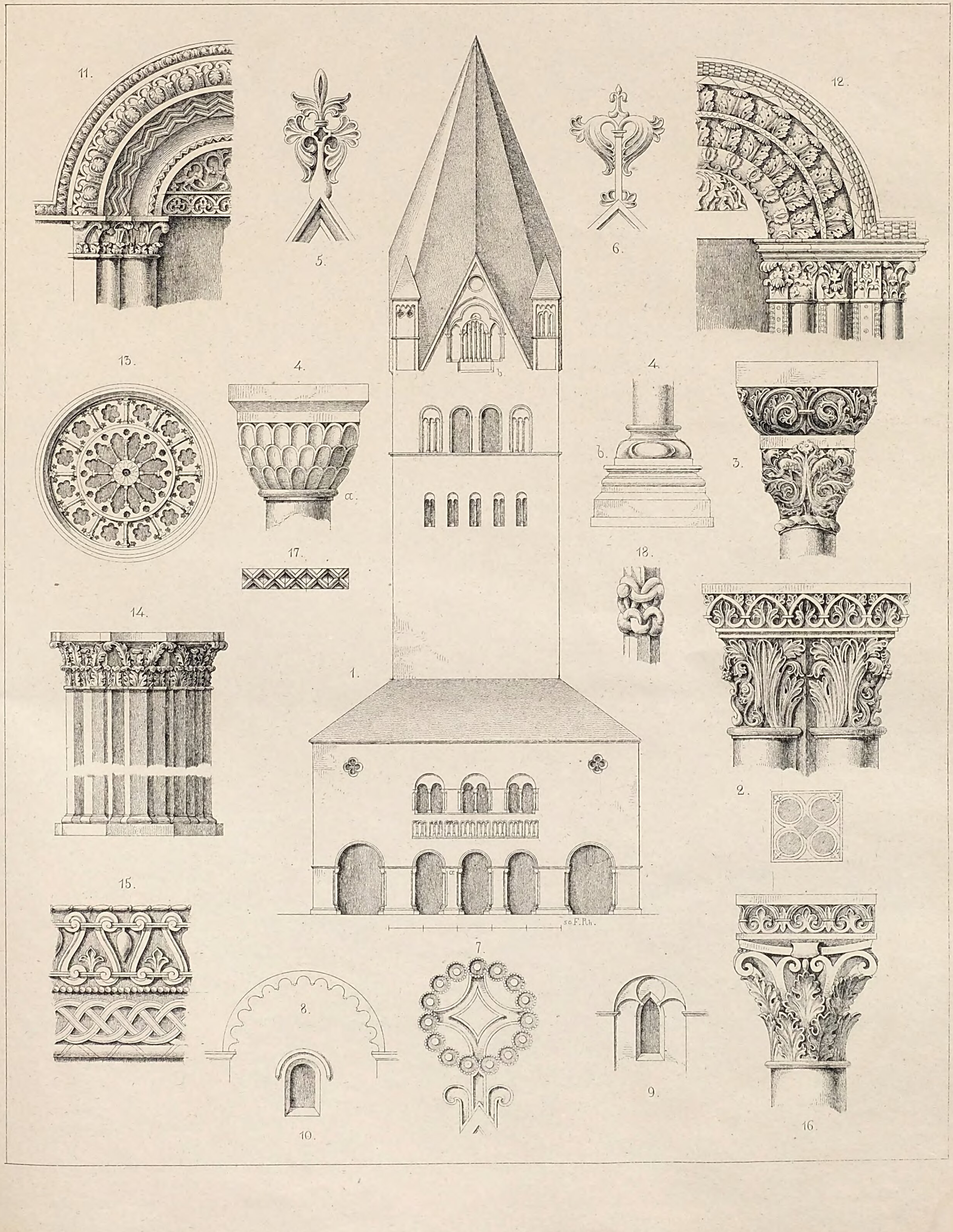


Steindruck v. F. Heitwig in Merseburg

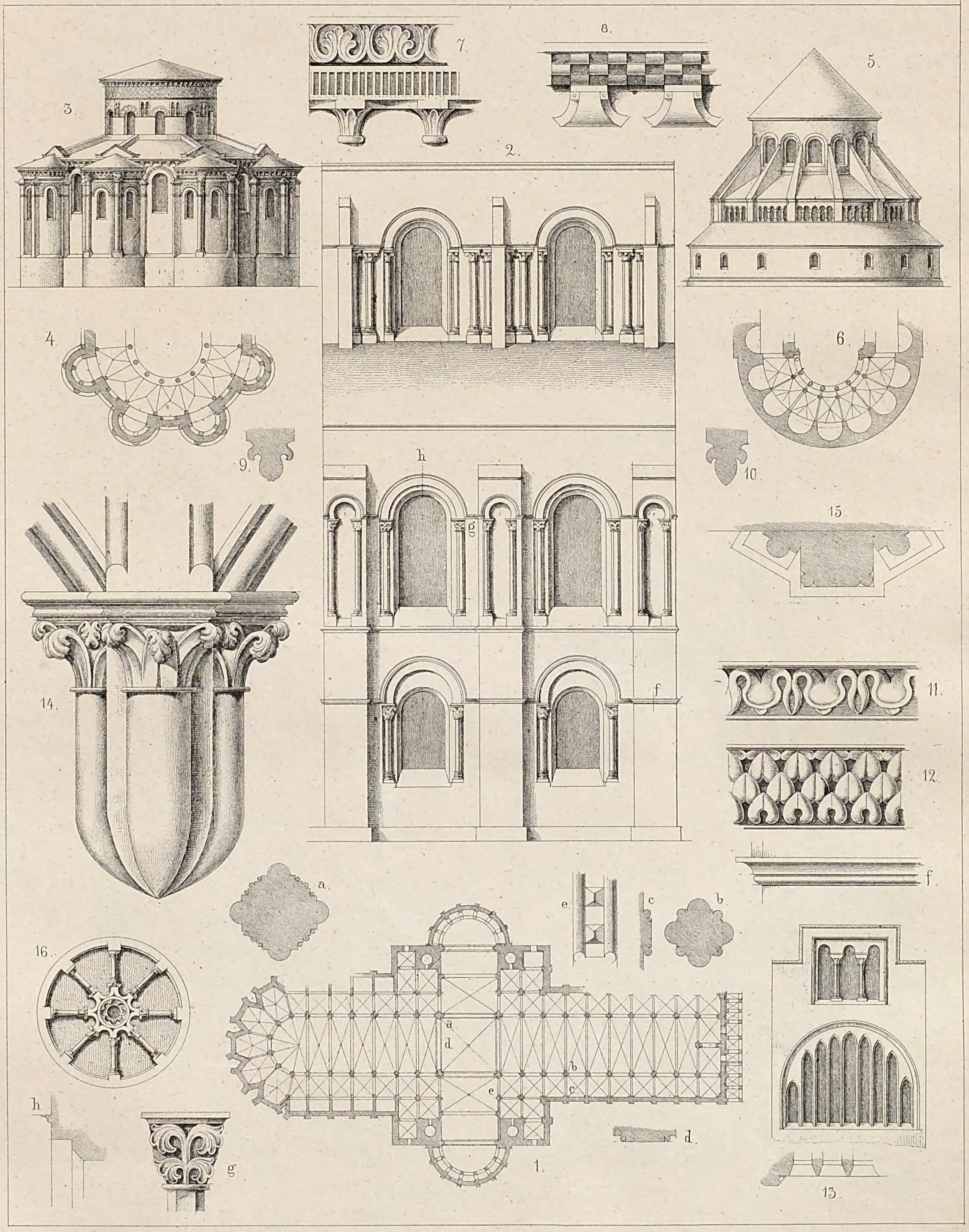


Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg.

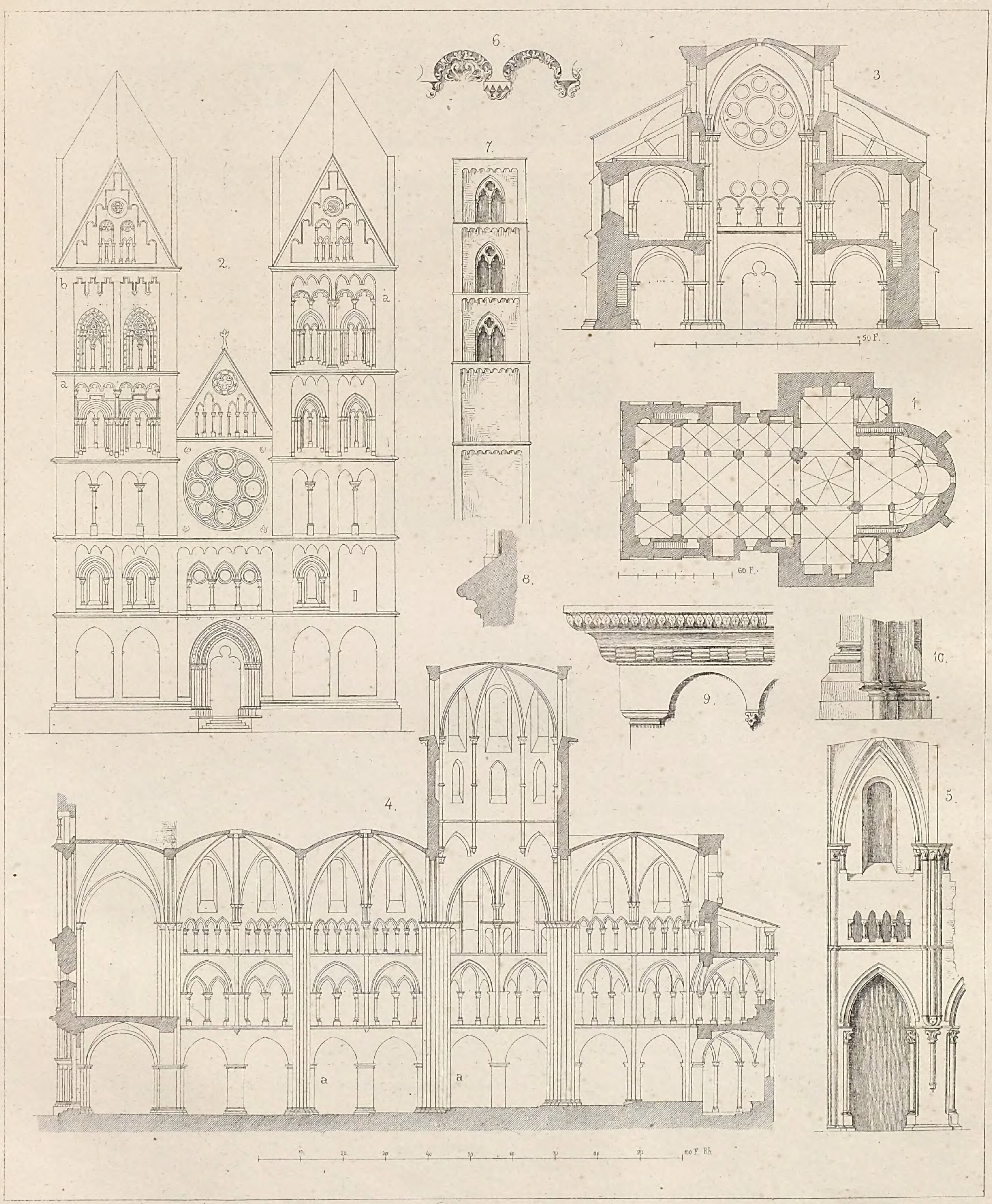
T: XXV



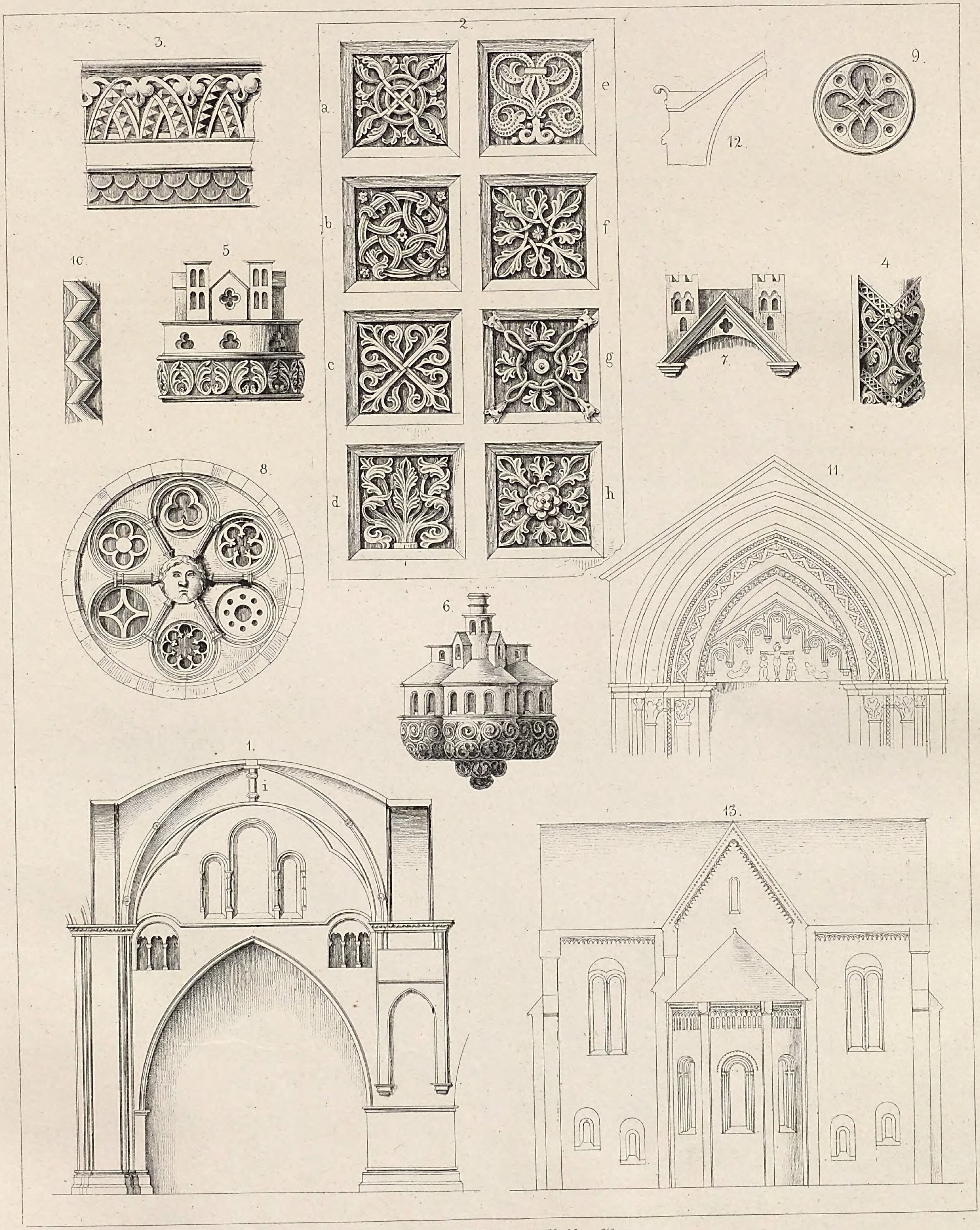
T. XXVI



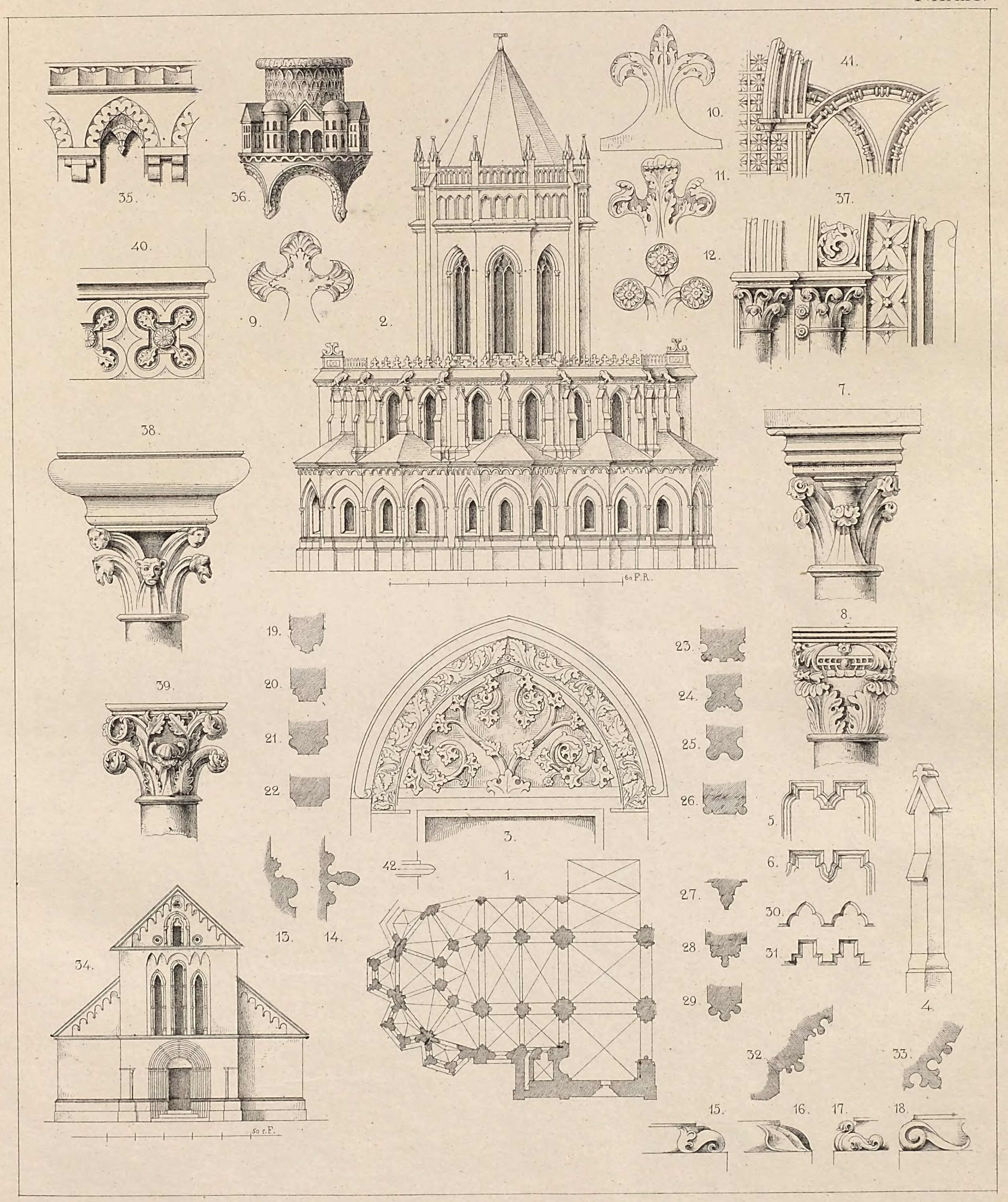
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a/S.



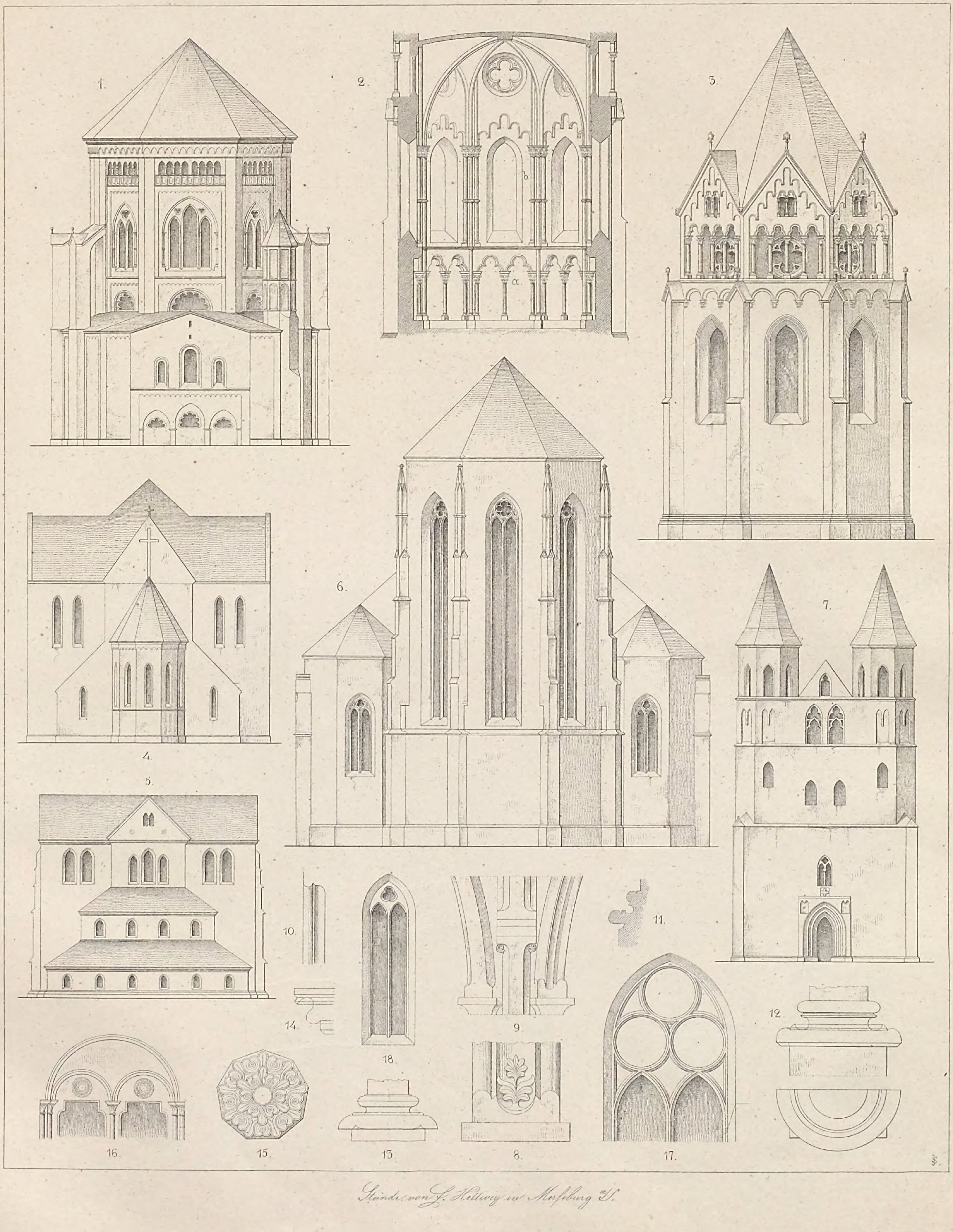
Steindr. v. J. Hellwig. Merseburg



Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg ⁹/S.

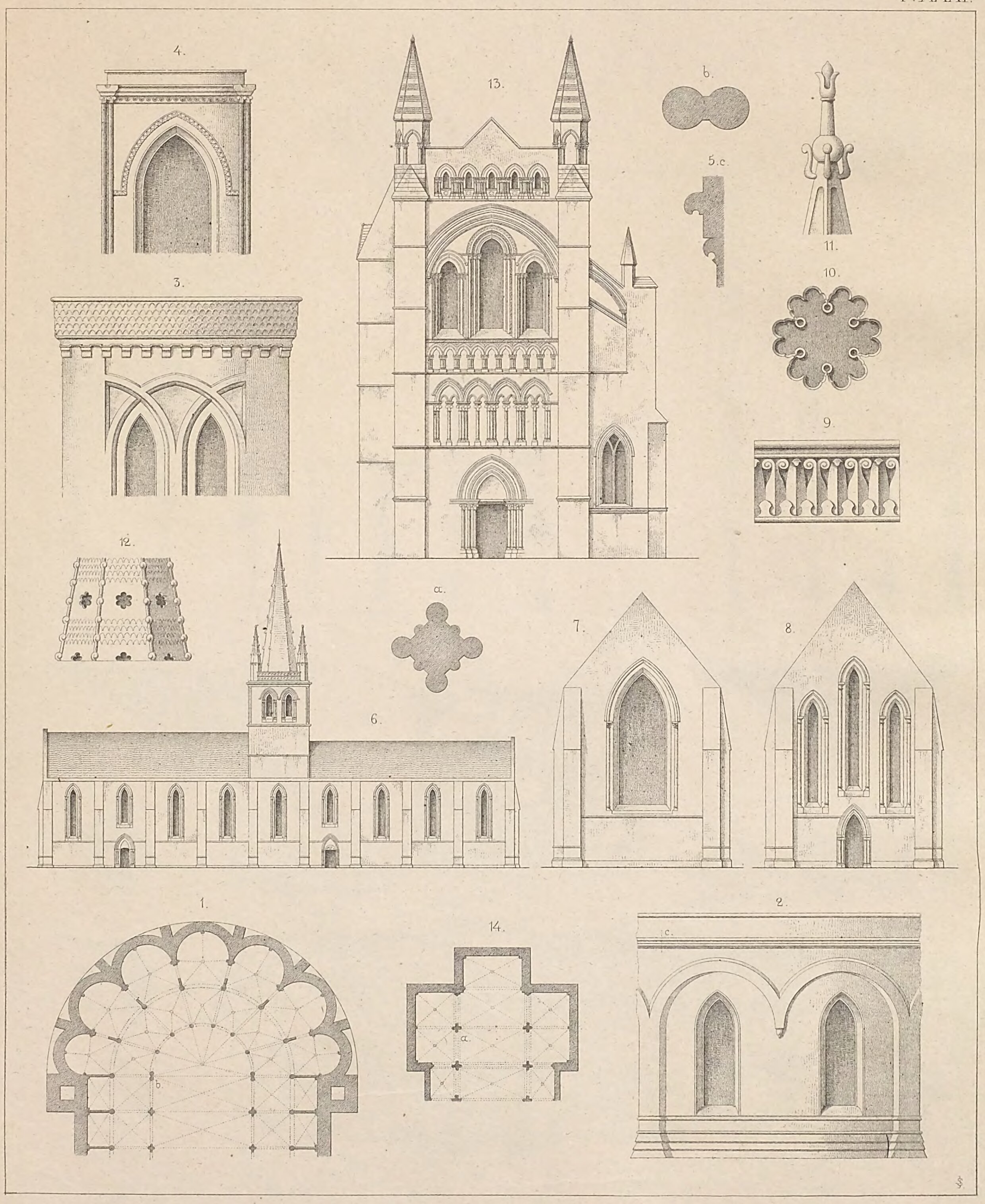


Steindr. von F. Hellwig in Merseburg.

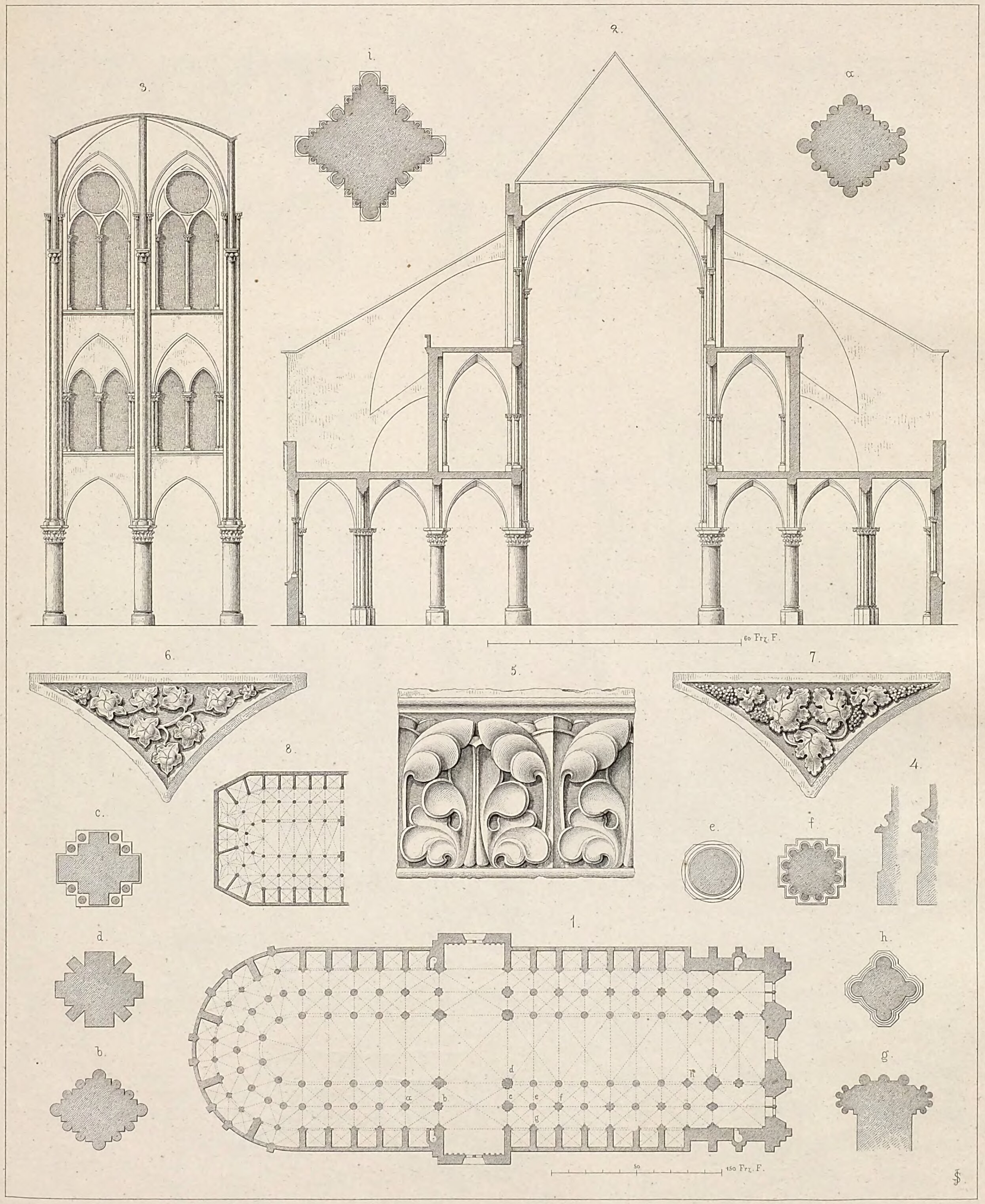


Steindr. von L. Hellwig in Merseburg a/S.

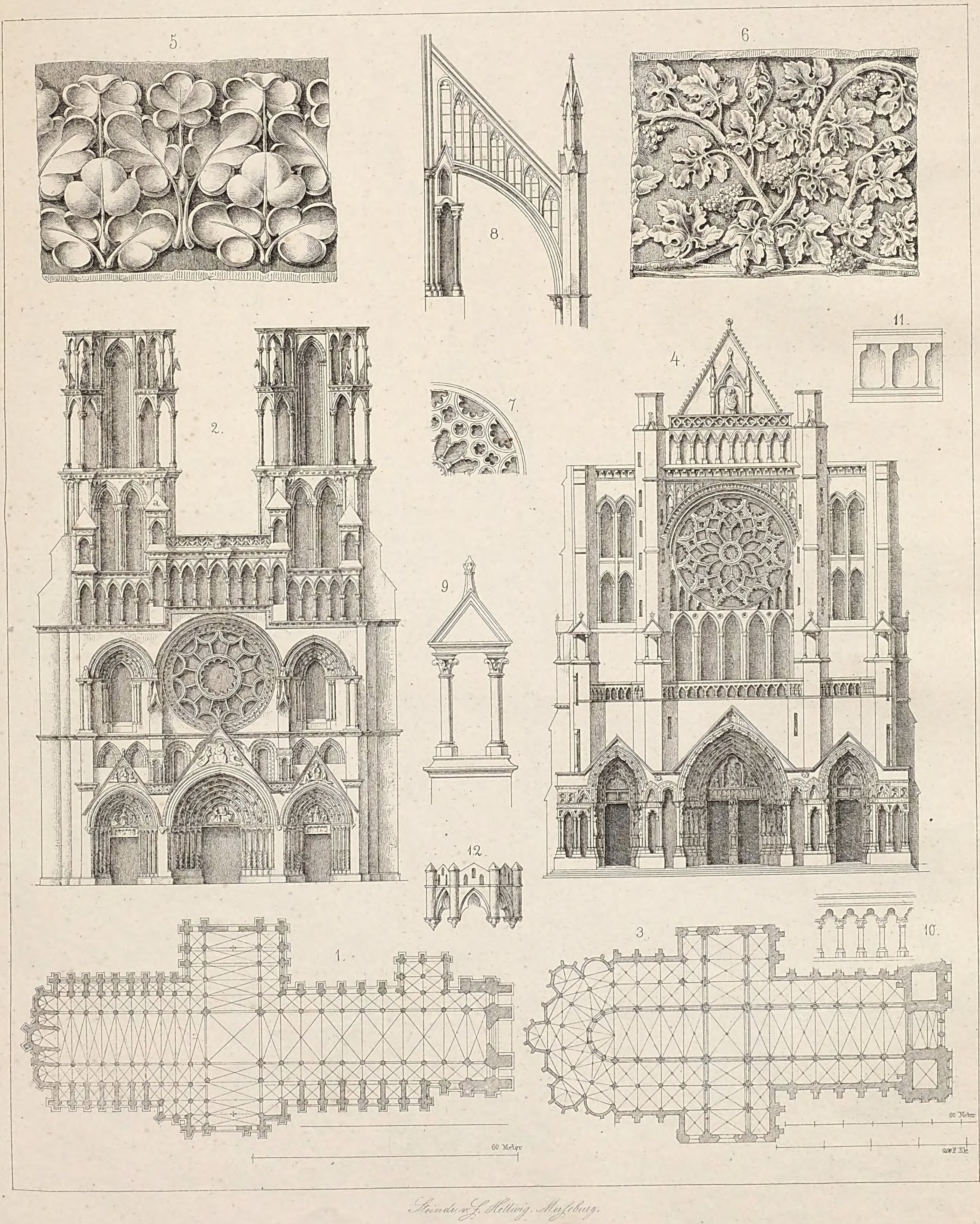
T. XXXI.



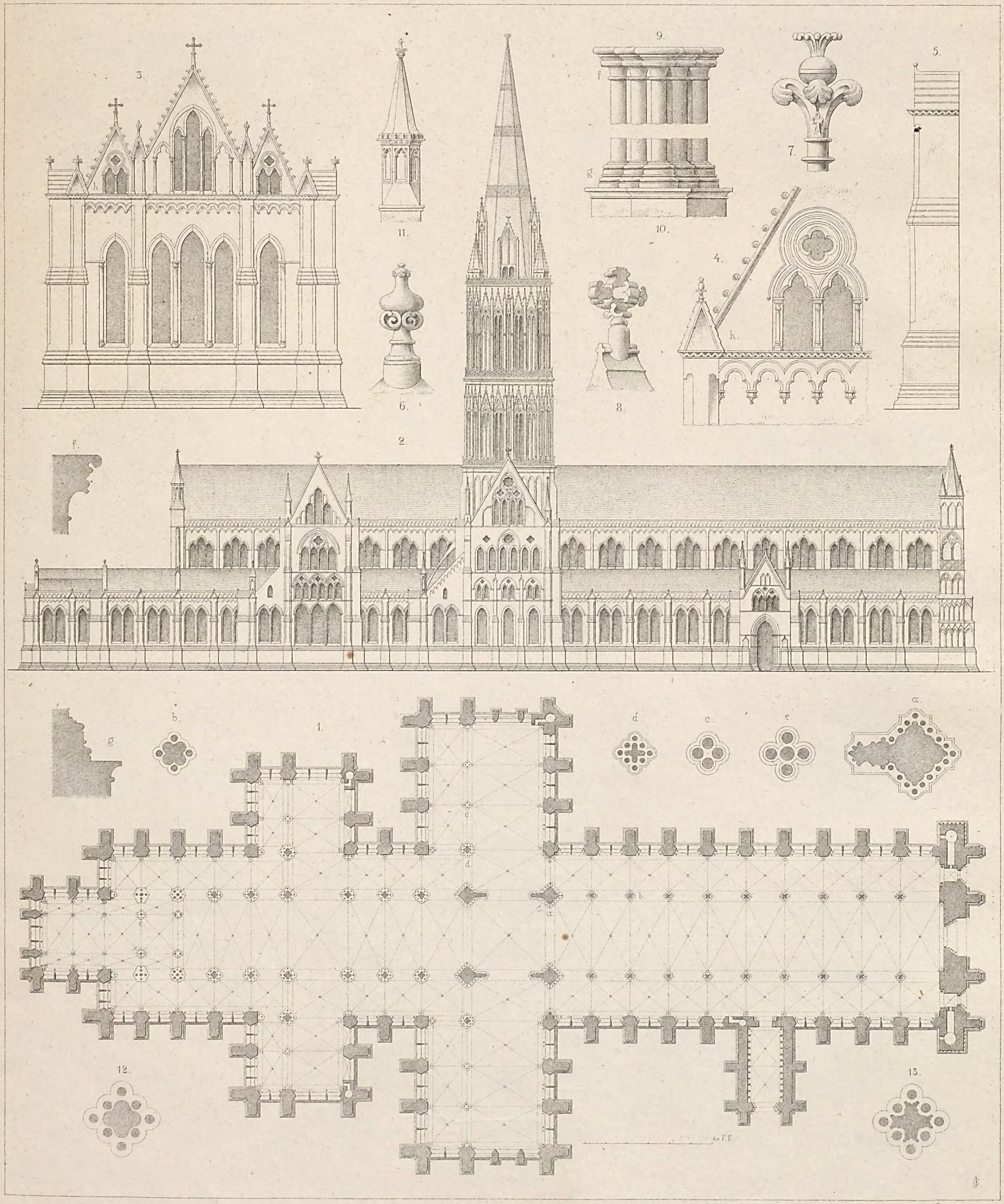
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg.



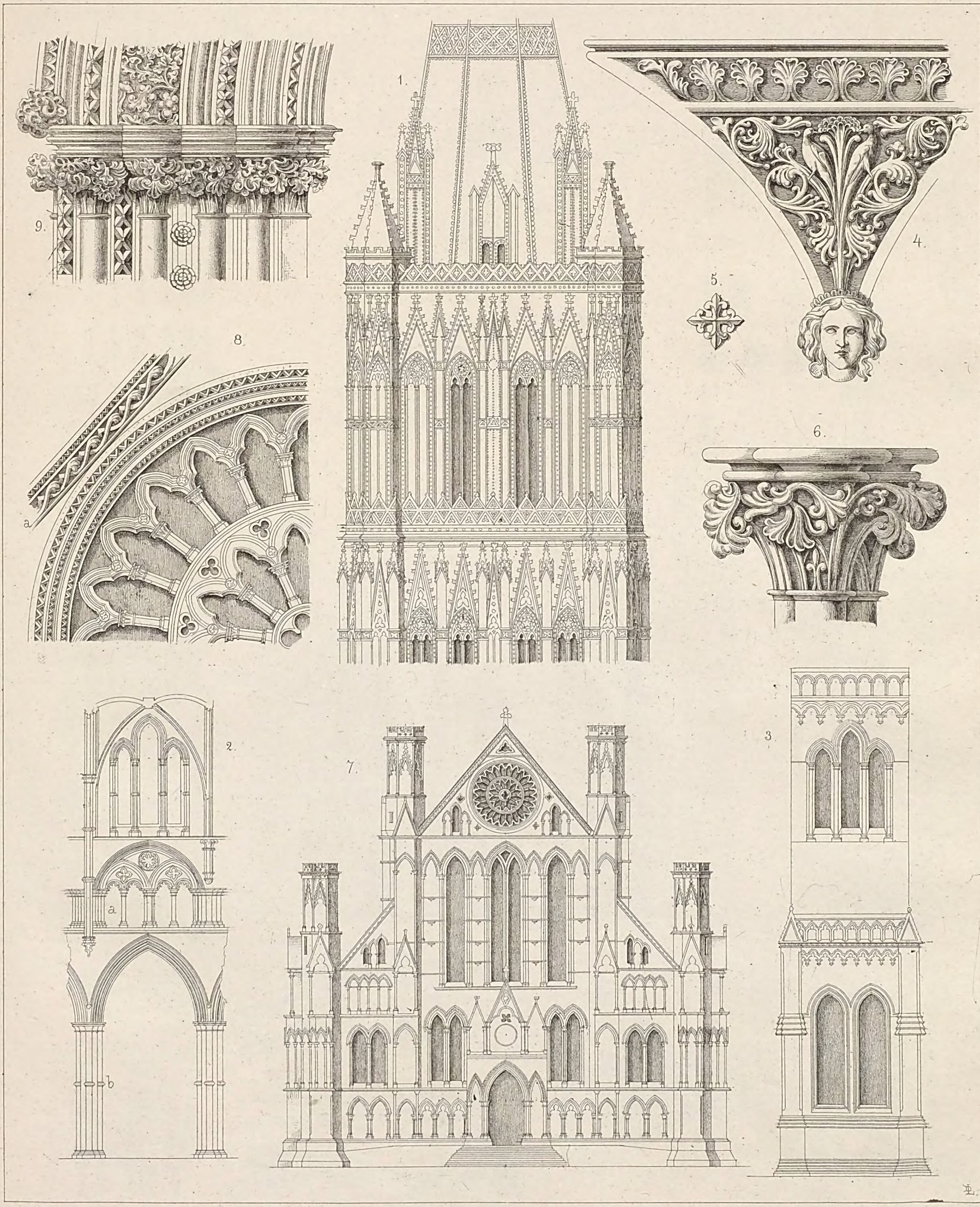
Steindr. von F. Hellwig in Merseburg a/S.



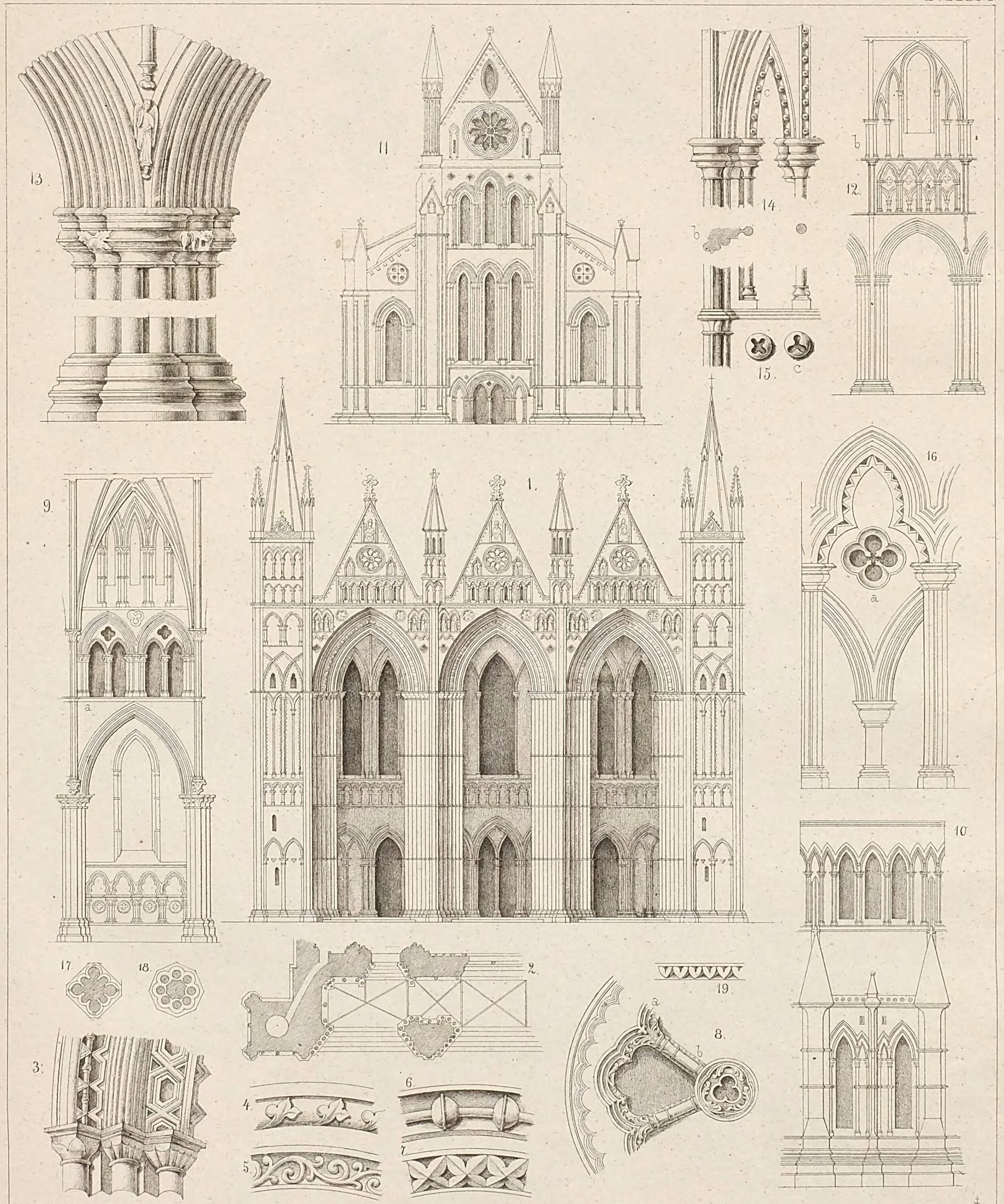
Steindr. v. J. Hellwig. Merseburg.



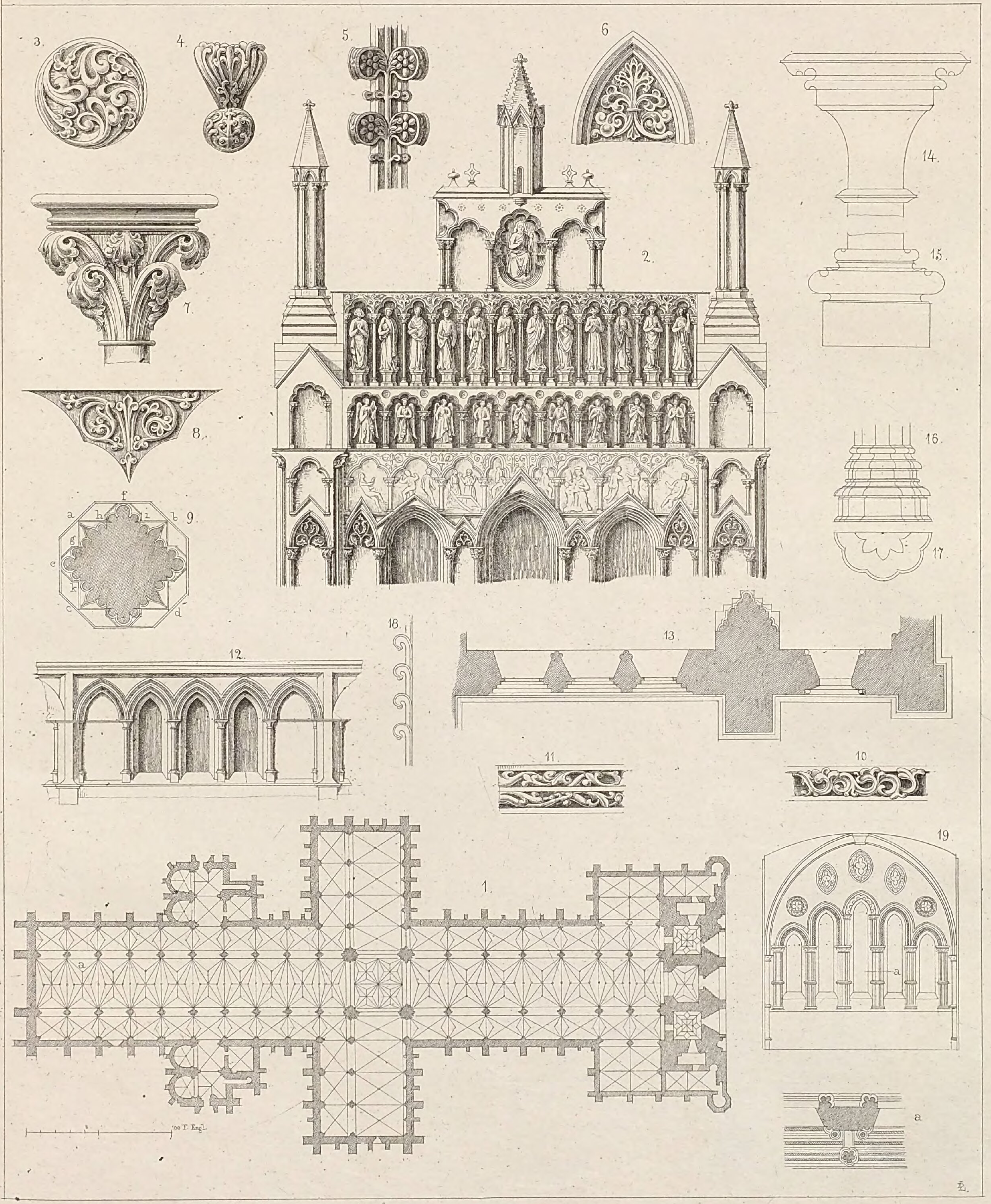
Druck v. Albert Meyer i Halle.



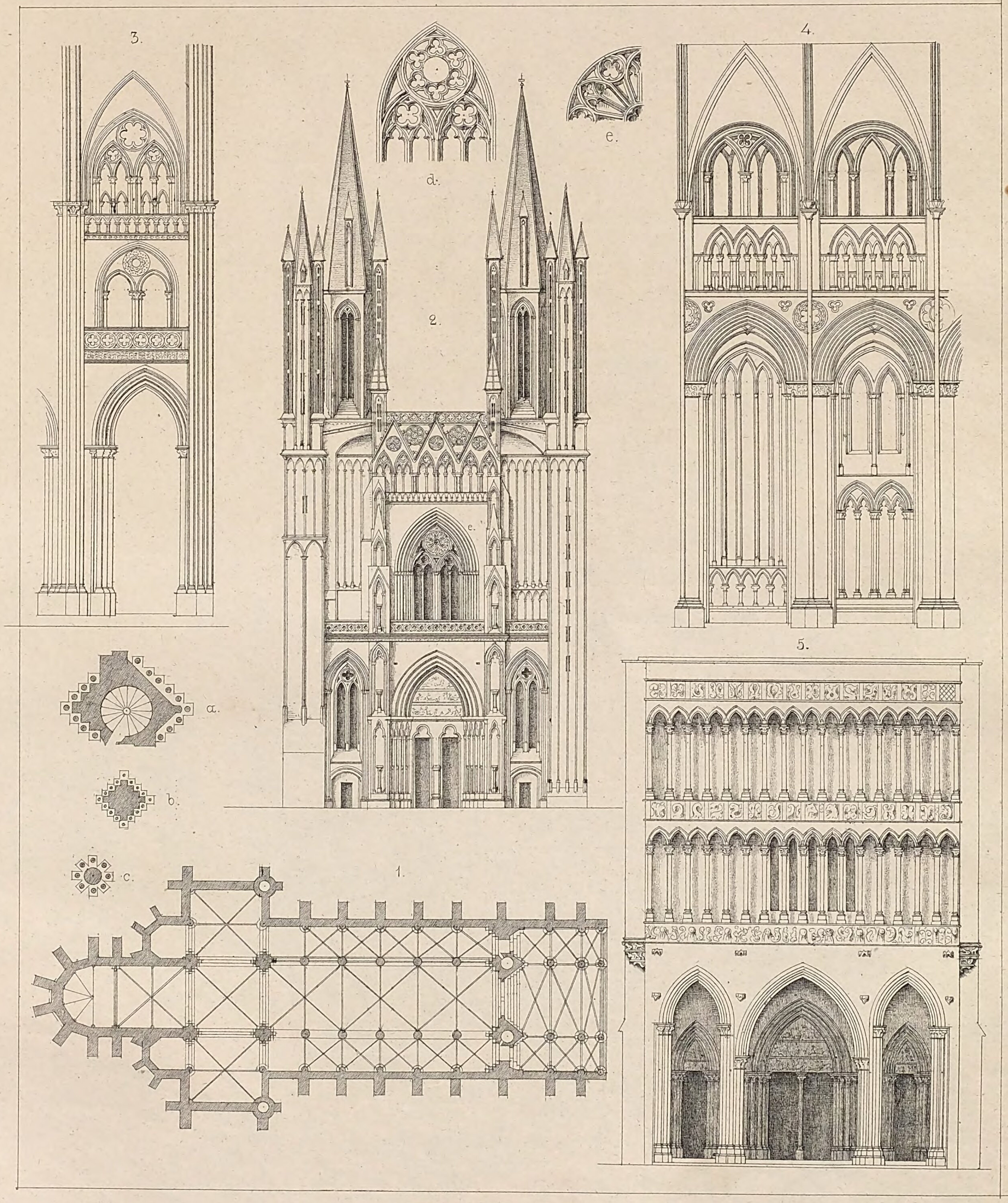
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a. S.



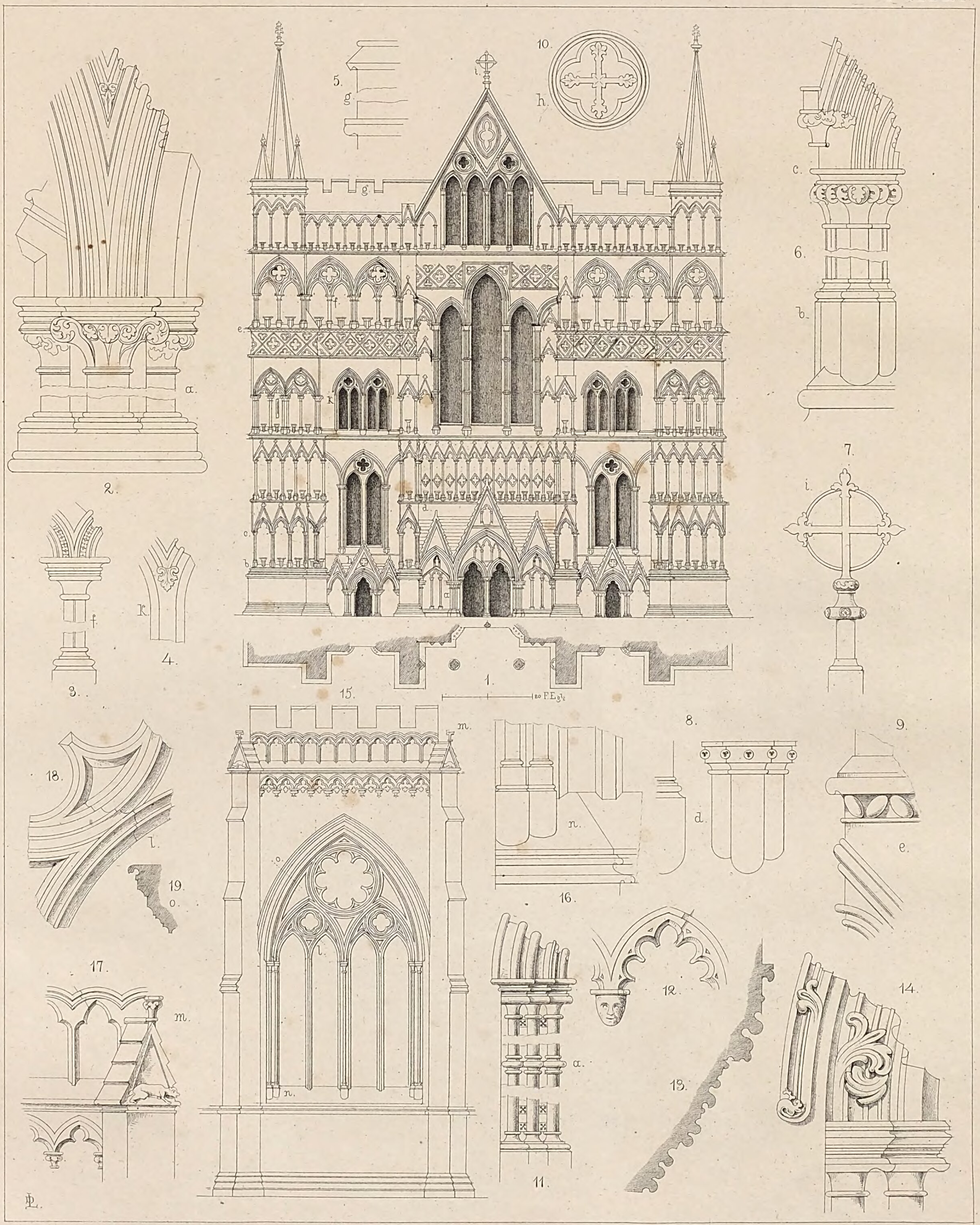
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a. S.



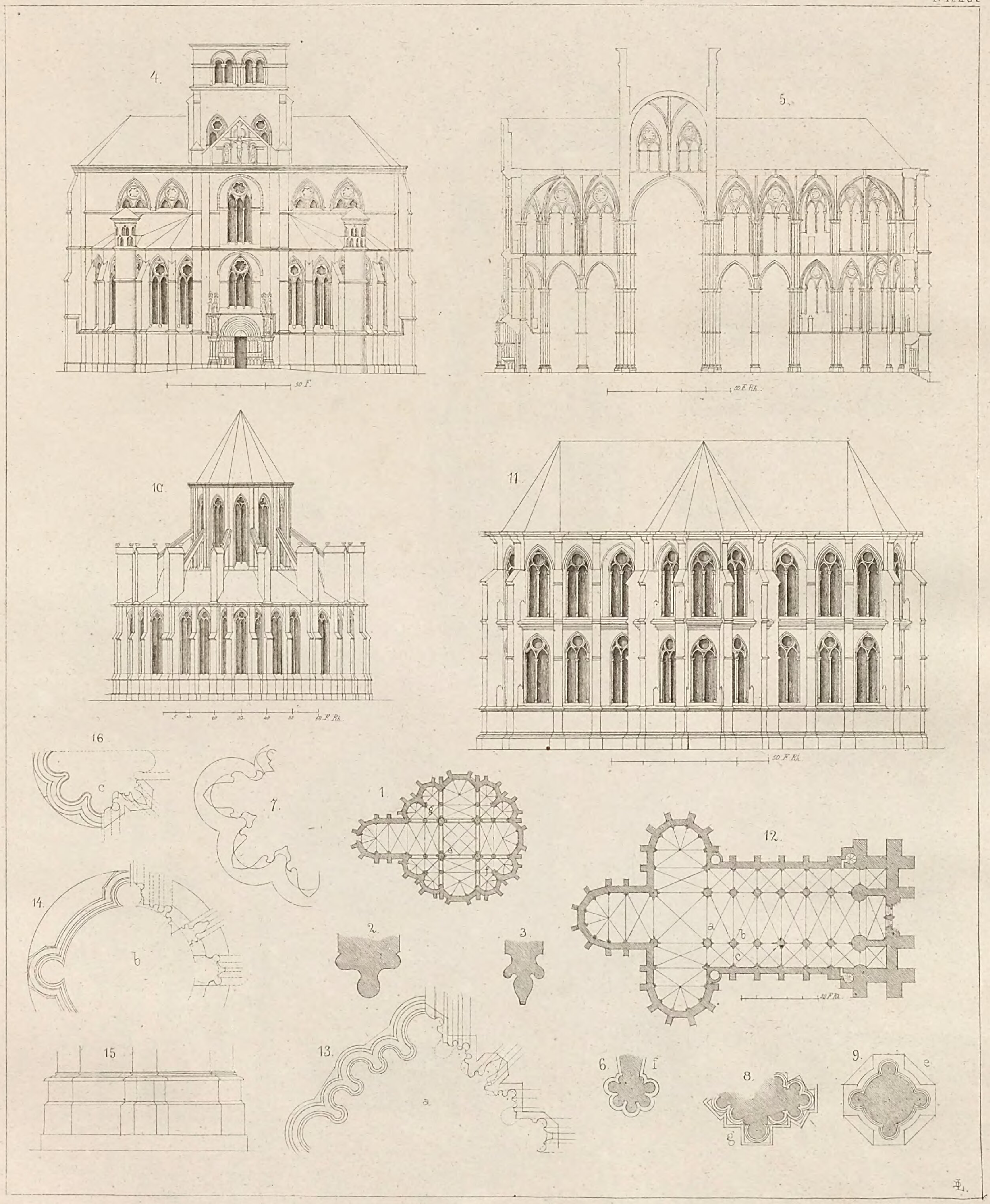
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a/S.



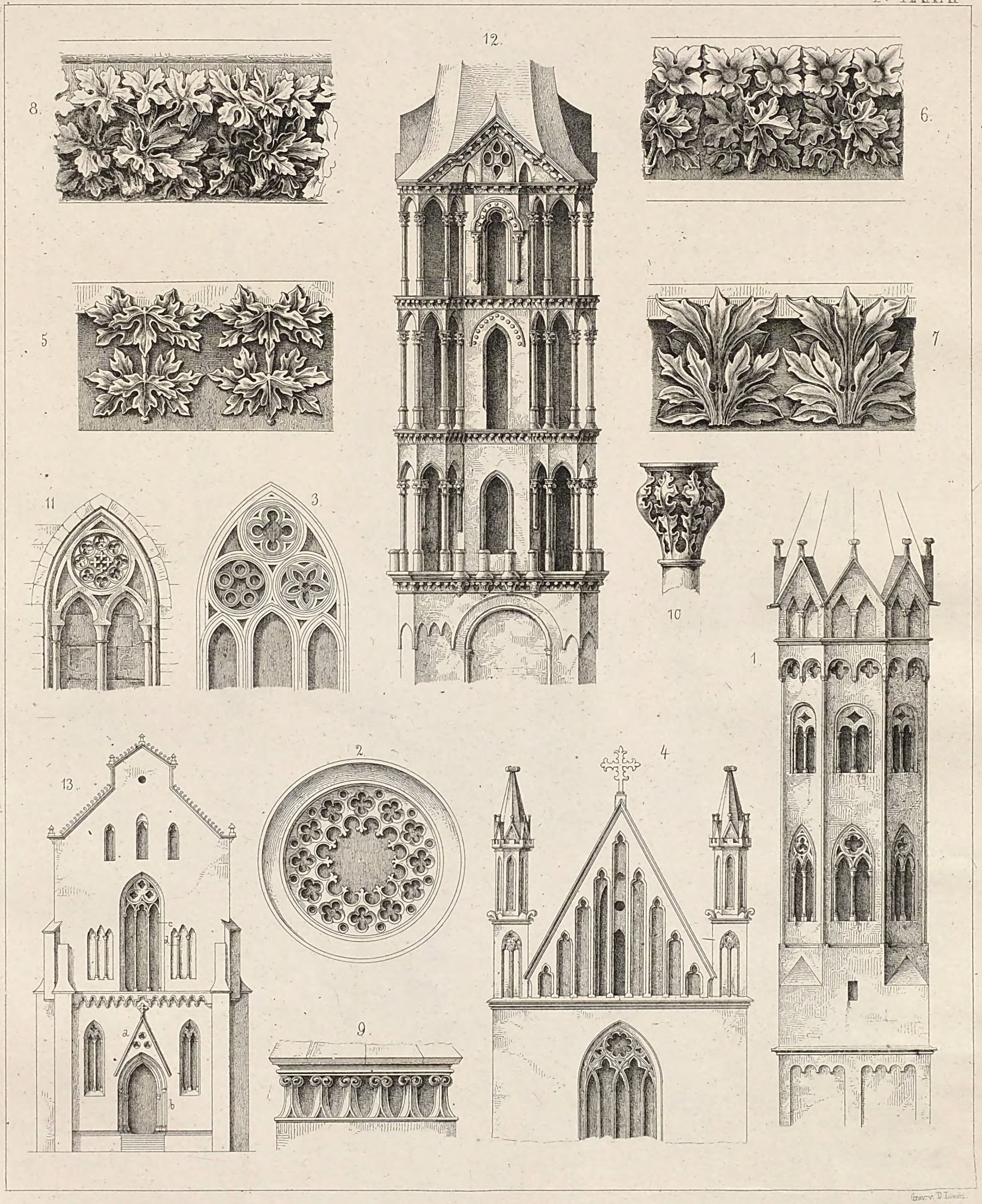
Steindr. von F. Hellwig in Merseburg.



Steindr. v. F. Hellwig in Merseburg.

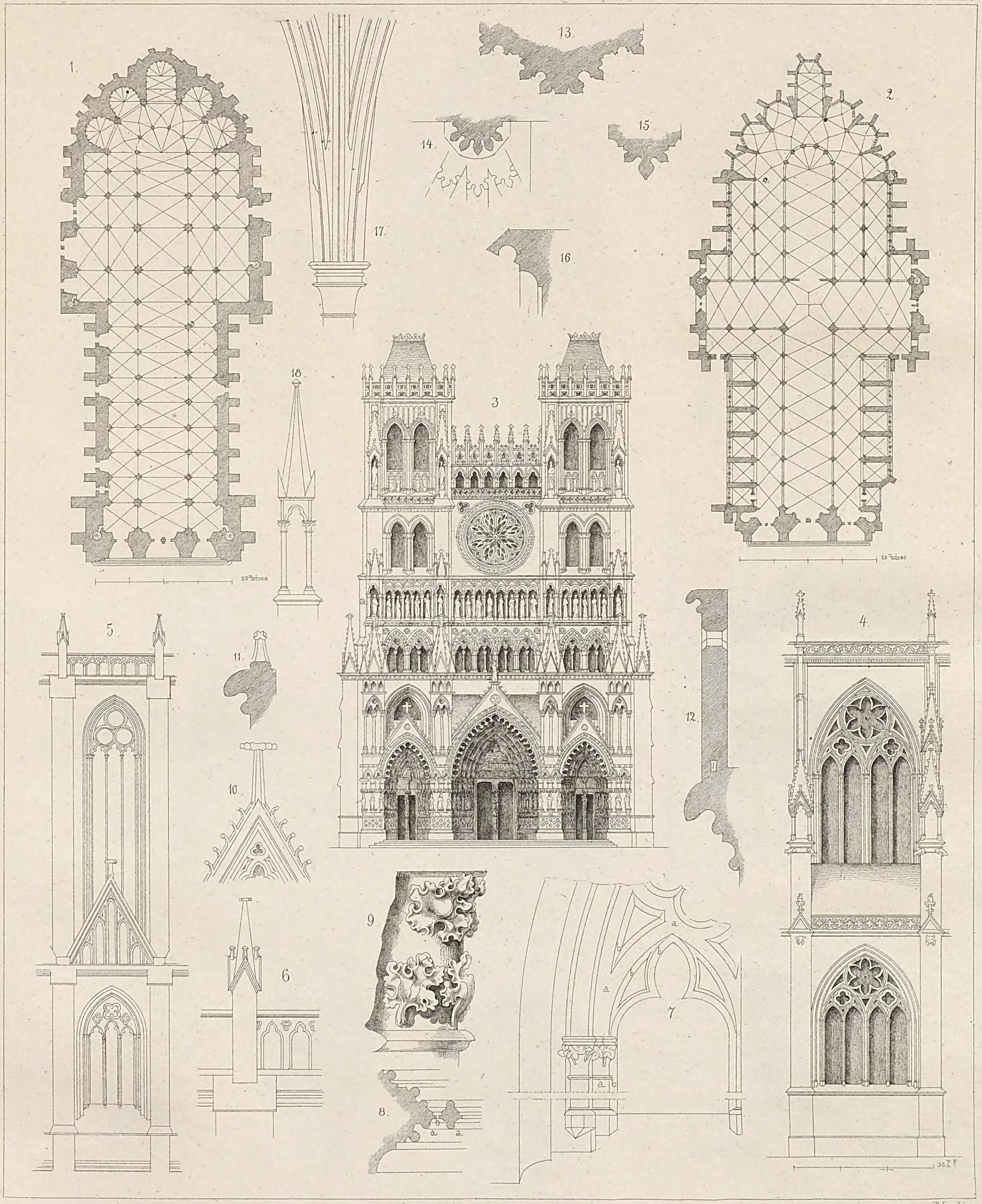


Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a. S.



Grav. v. D. Loesch.

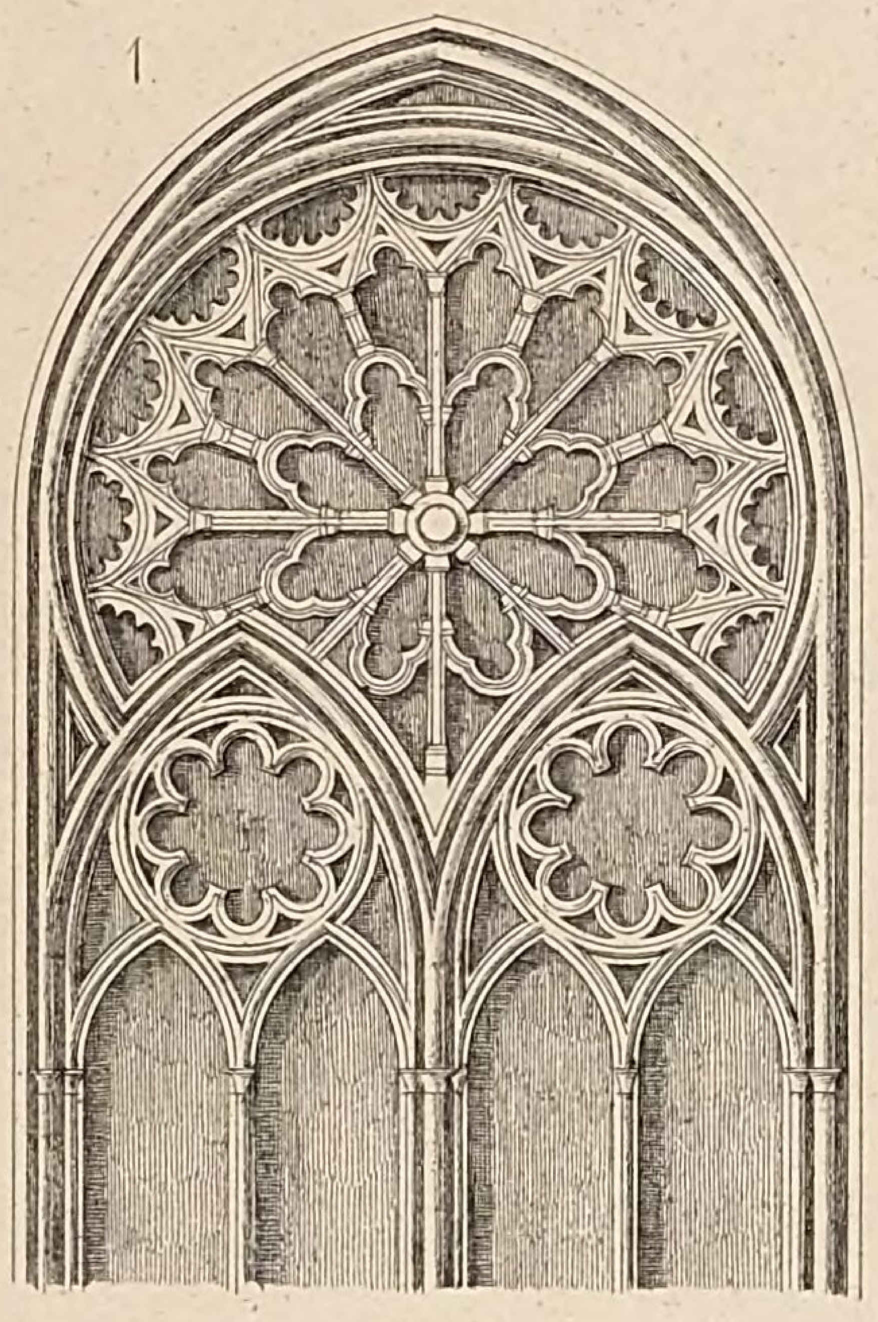
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a/S.



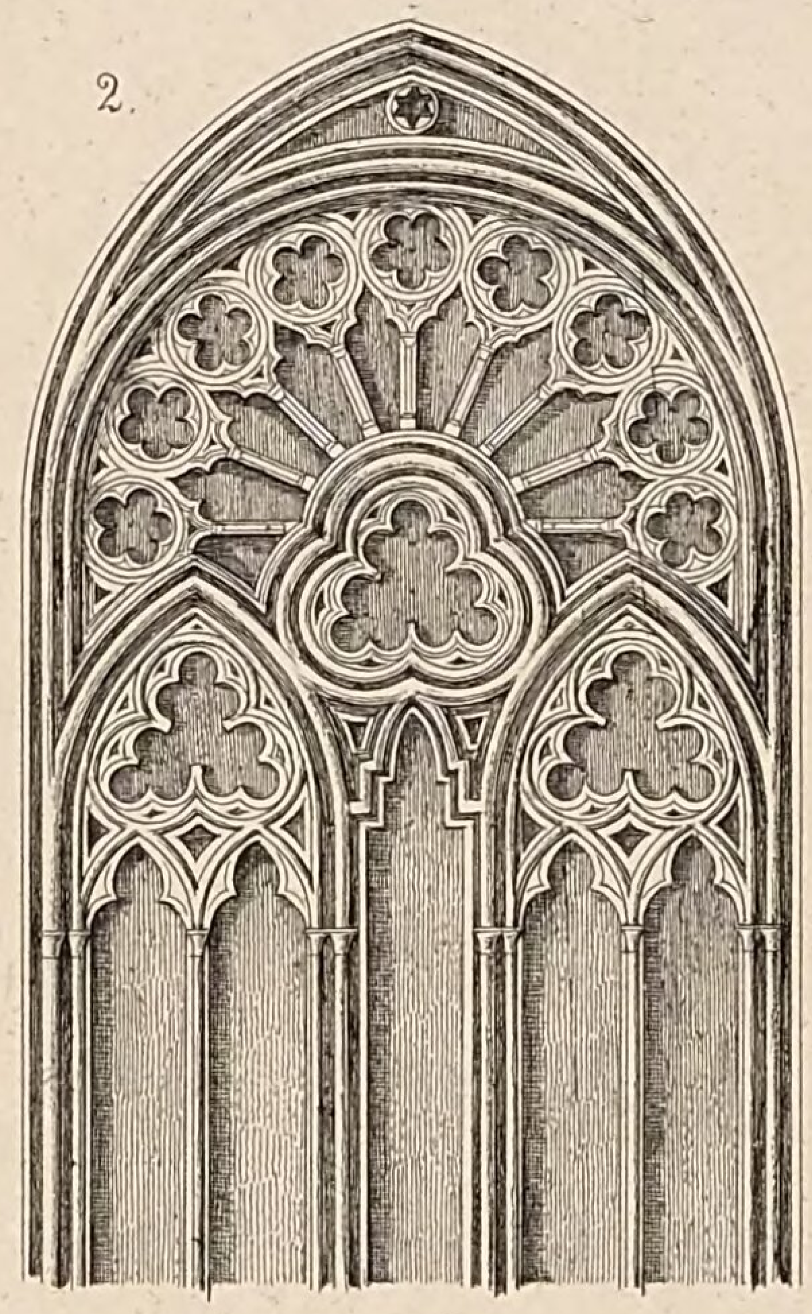
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a/S.

P. Loeli grav.

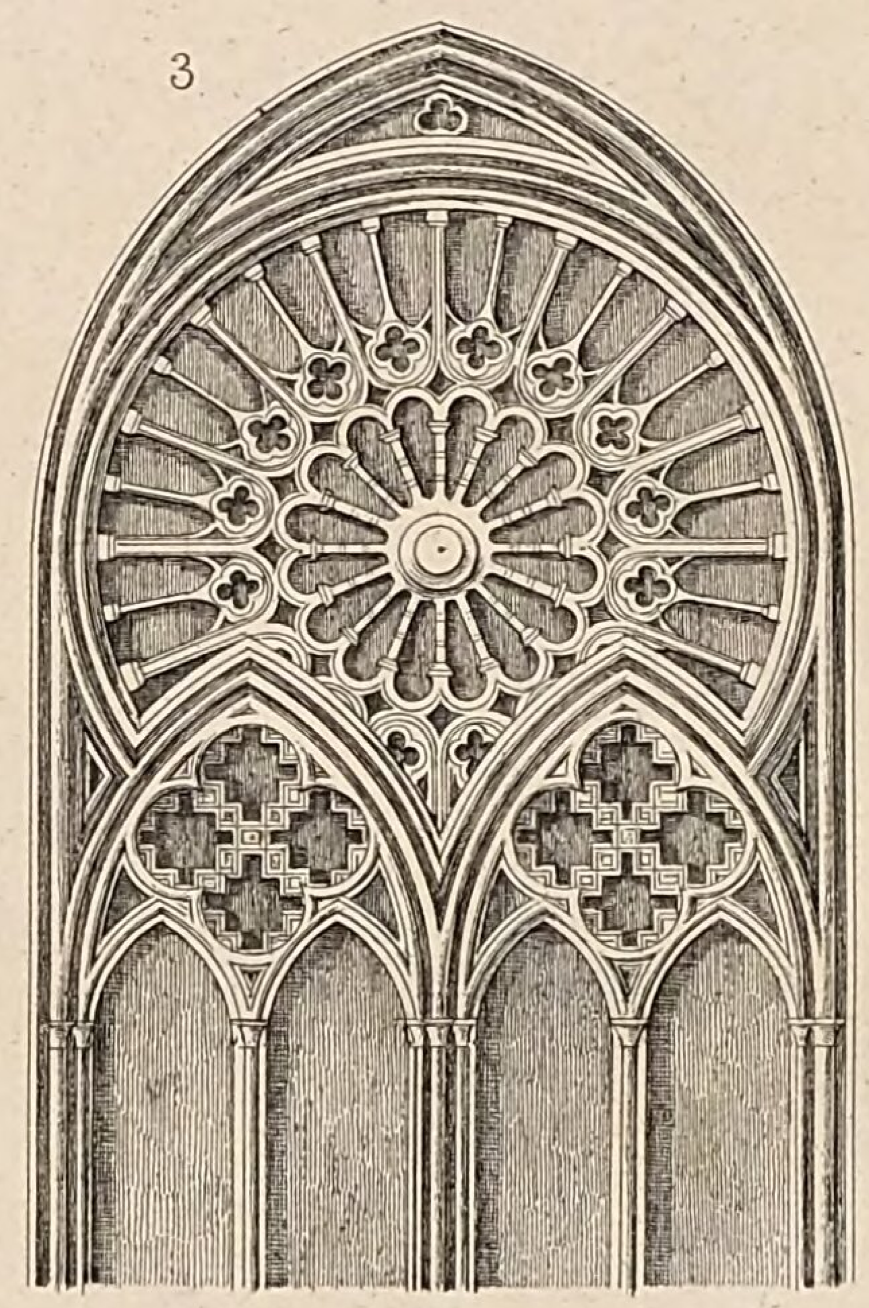
1.



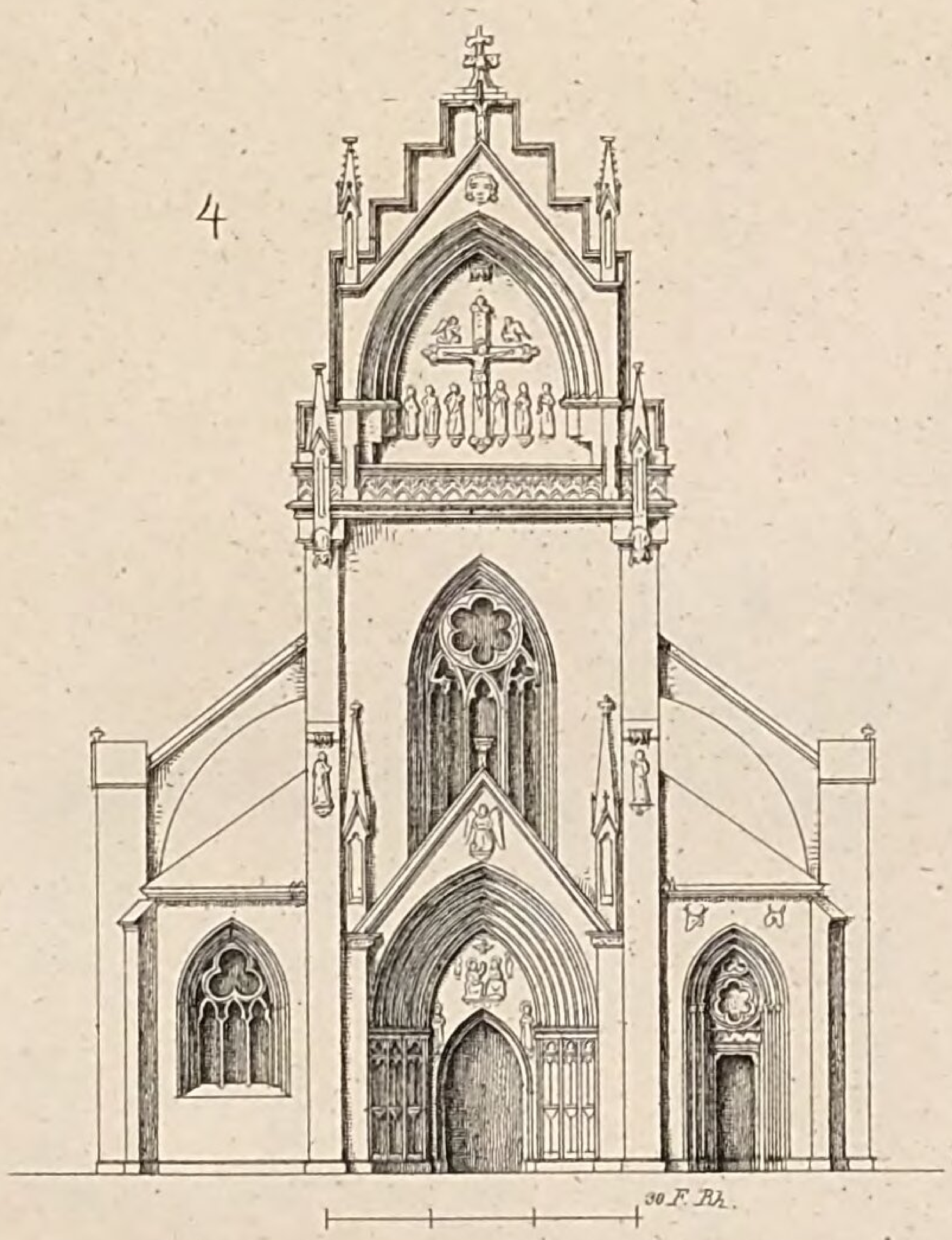
2.



3.



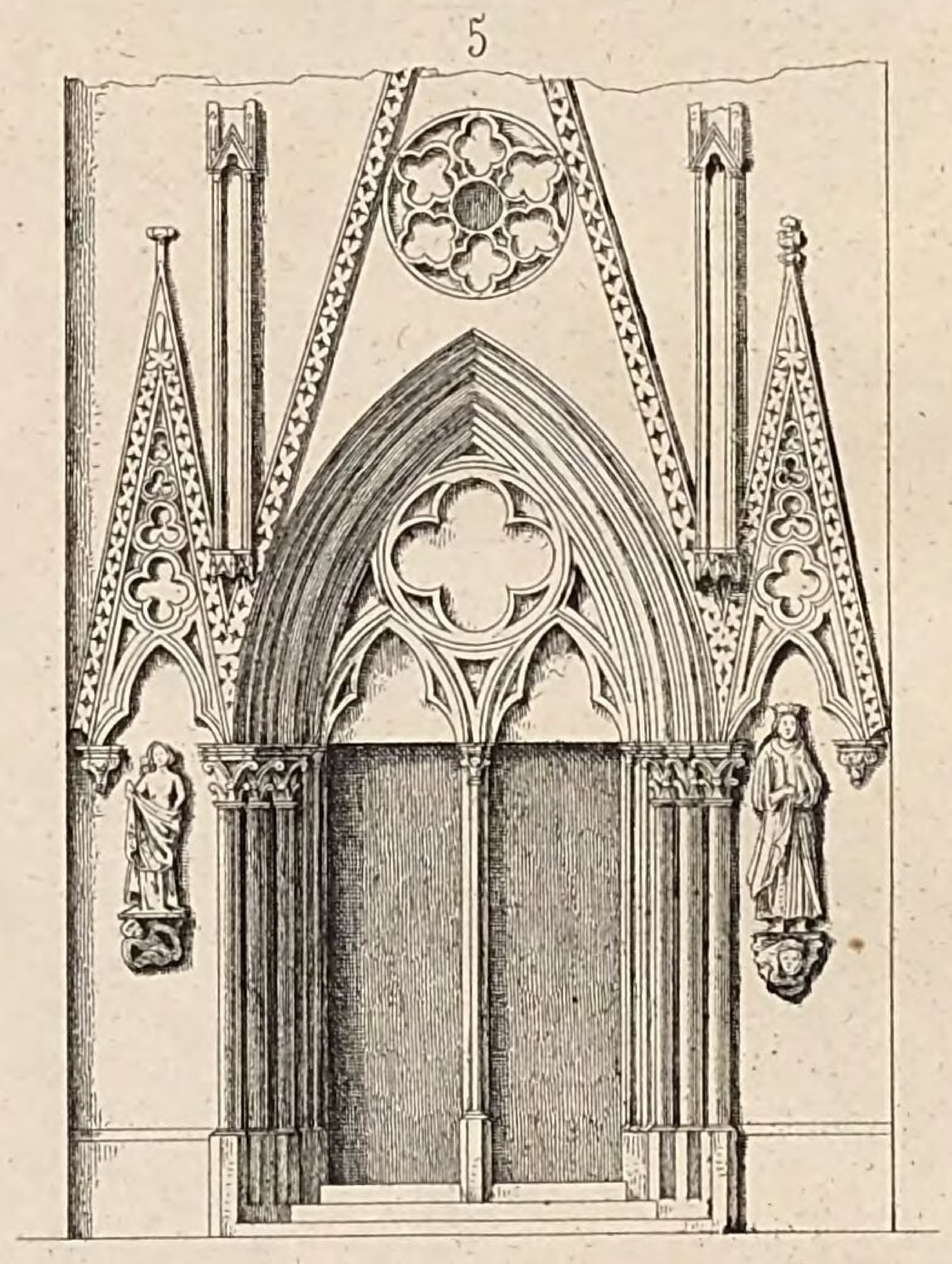
4.



6.



5.



7.



9.



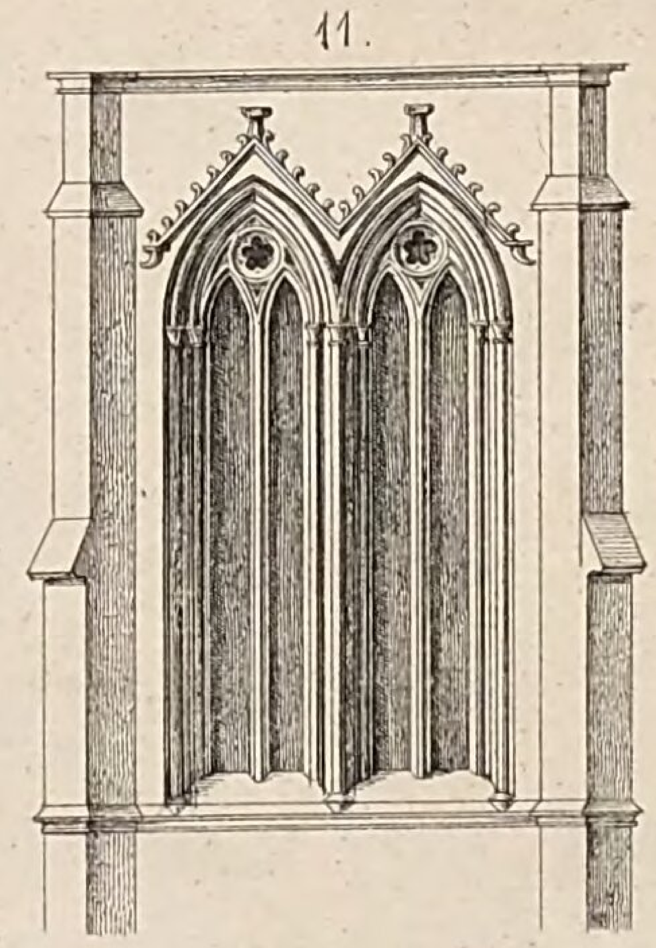
10.



8.

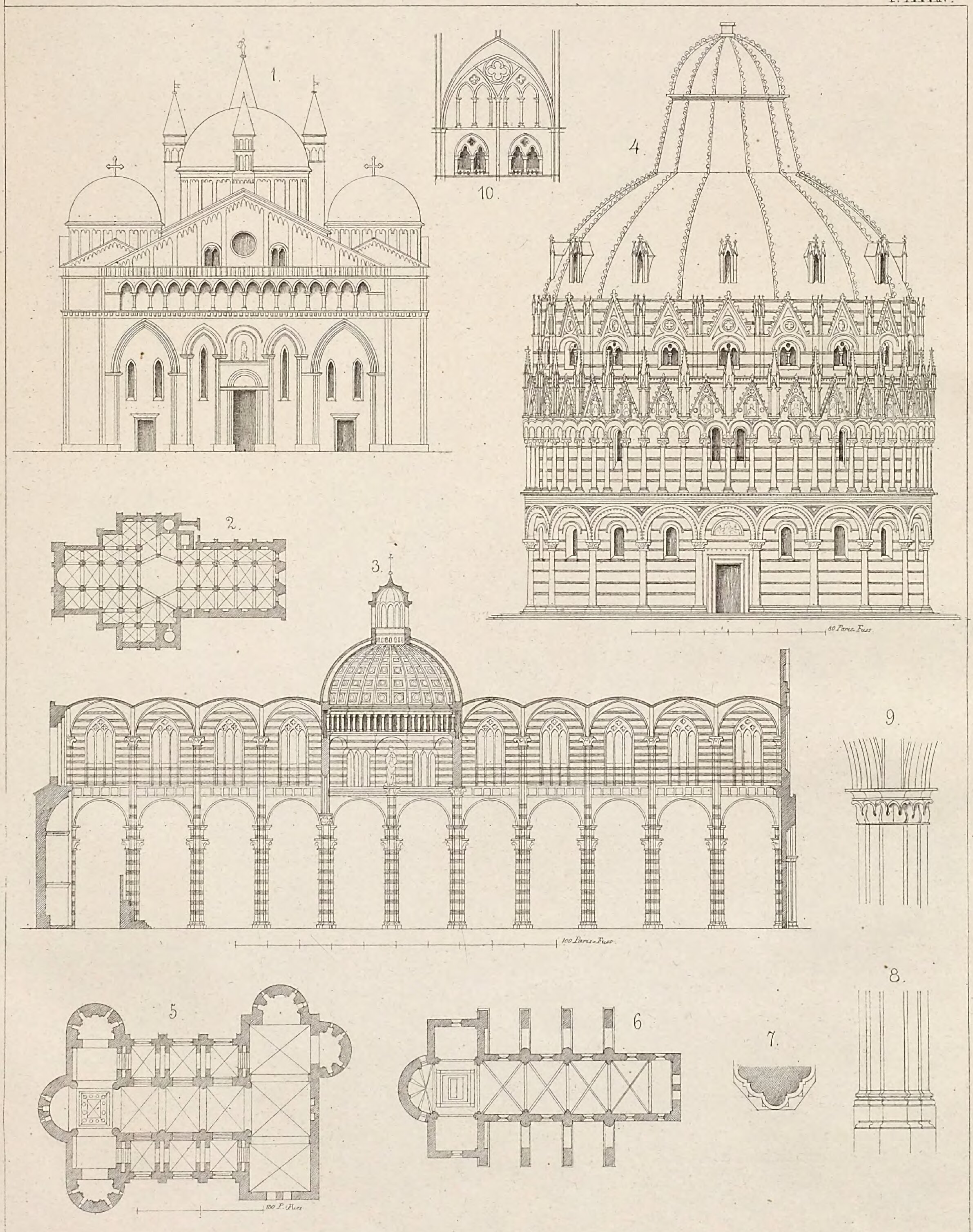


11.



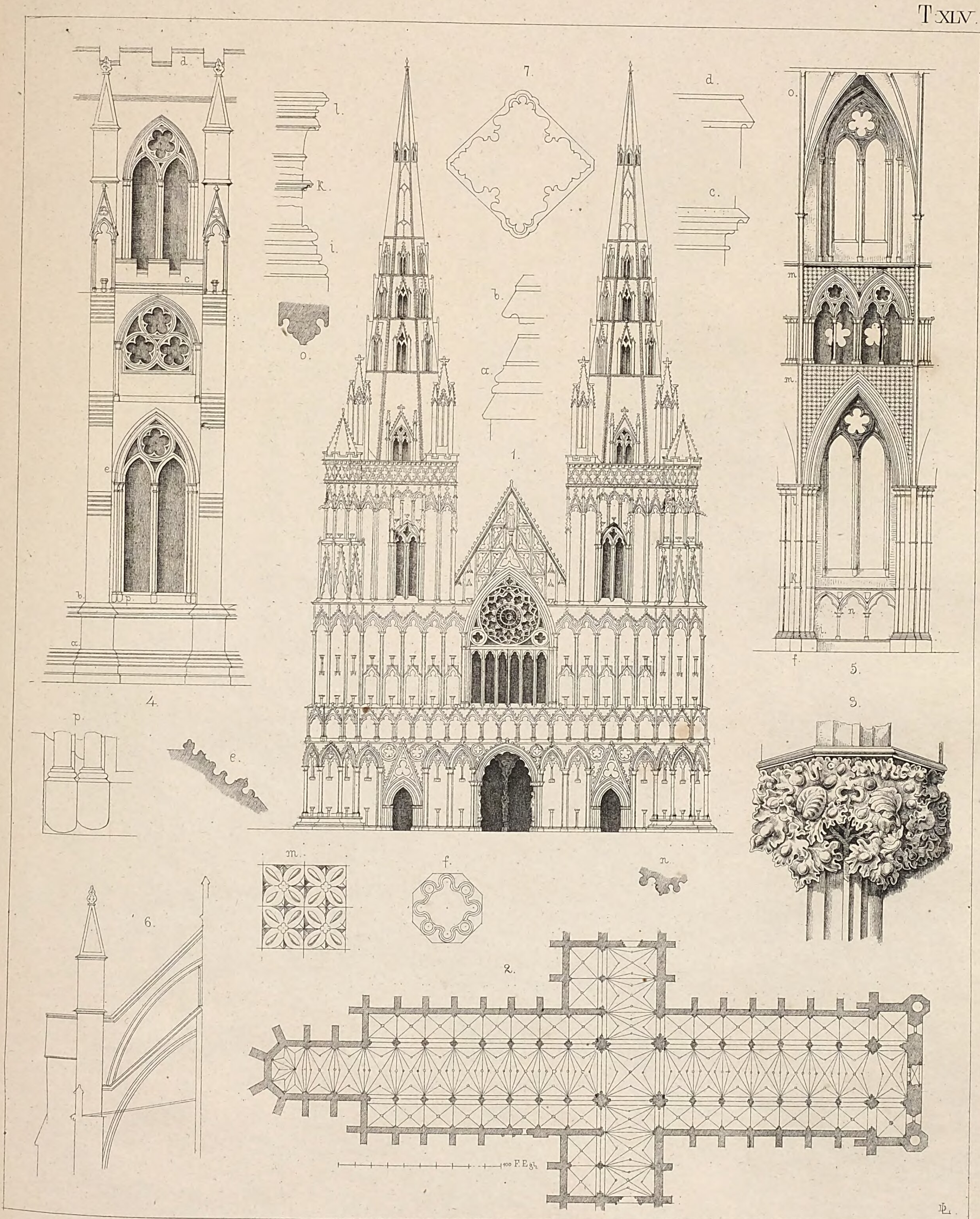
L.

Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a. S.

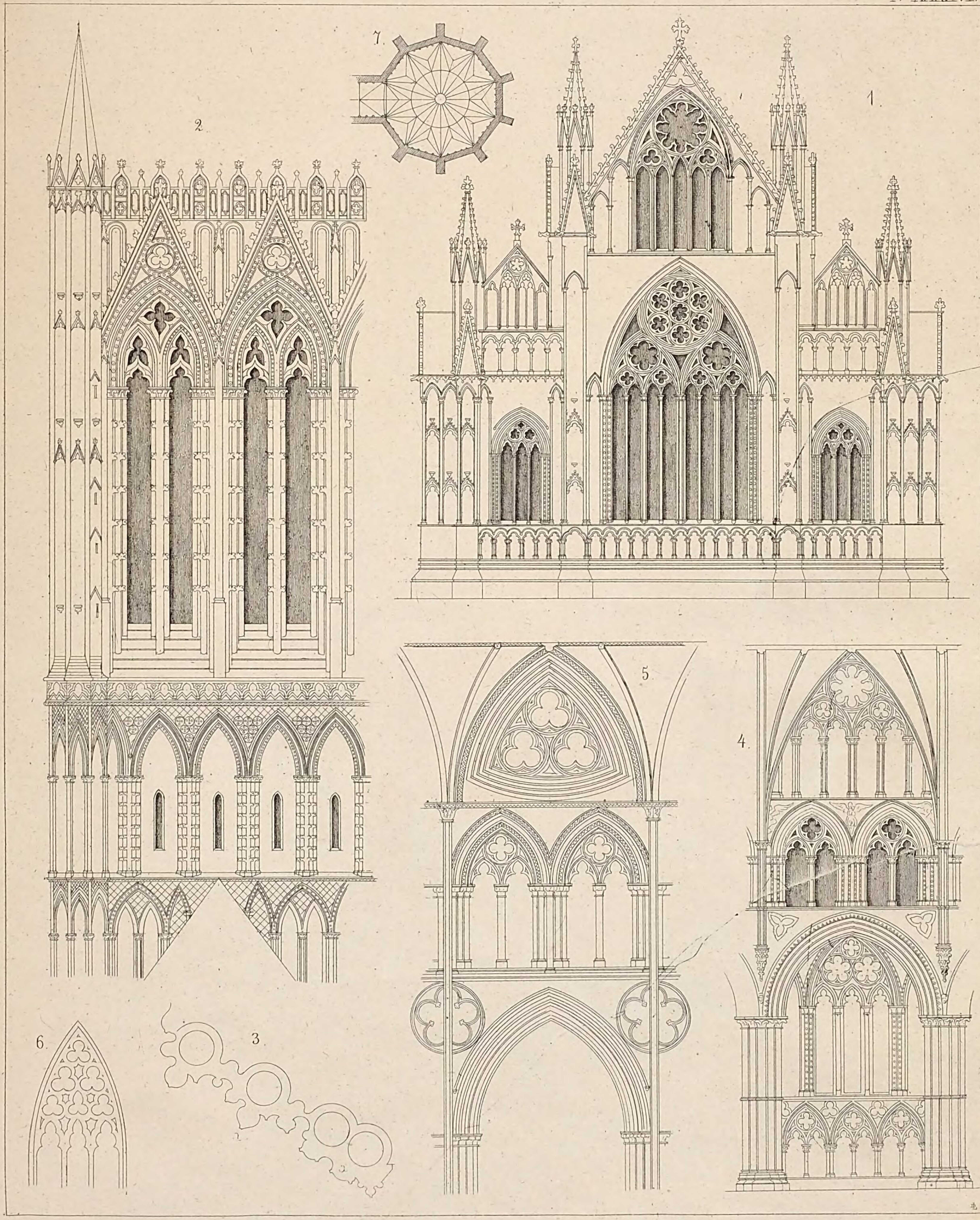


Grav. v. D. Loesti.

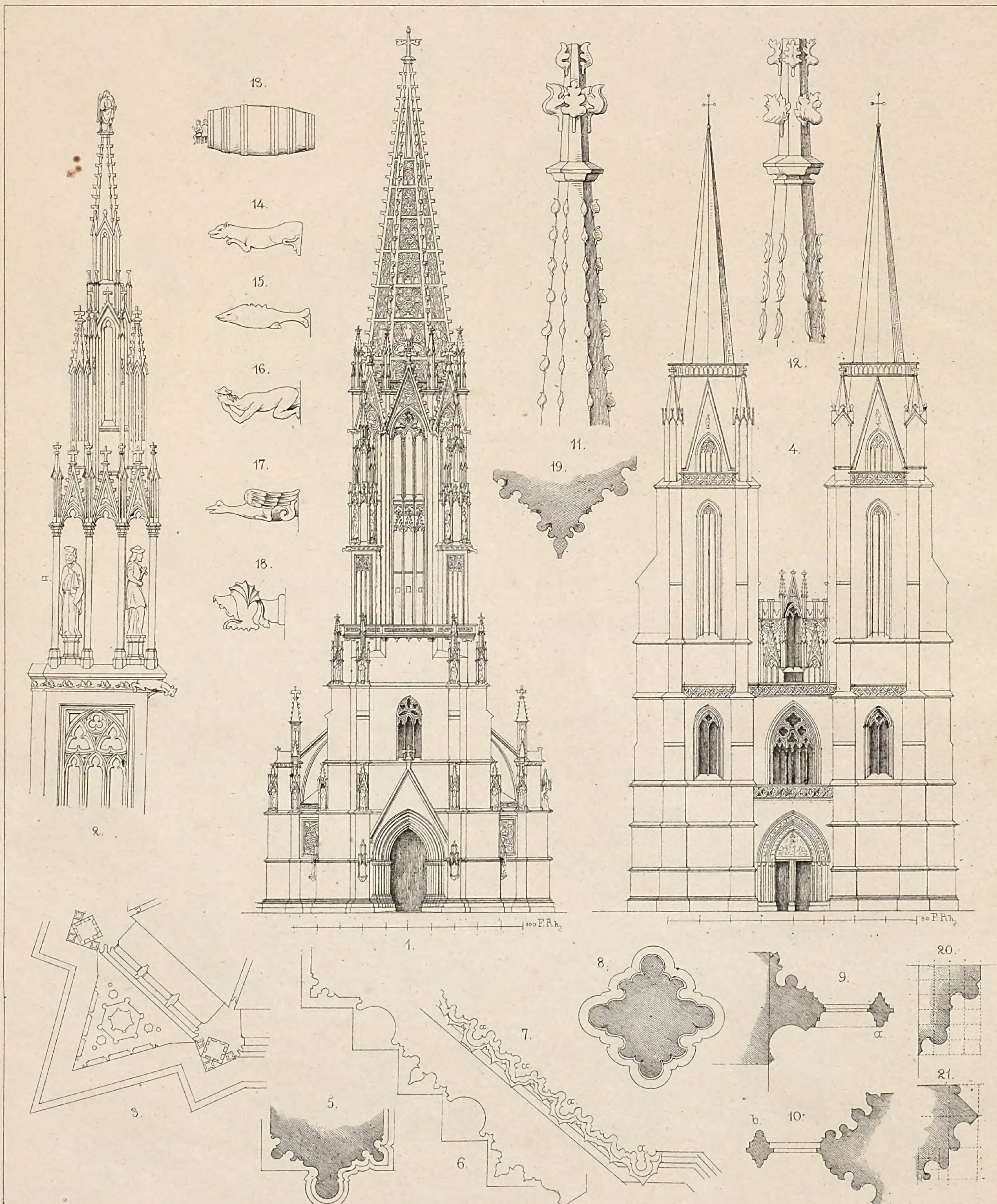
Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a. S.



Steindr. v. L. Hellwig in Merseburg.

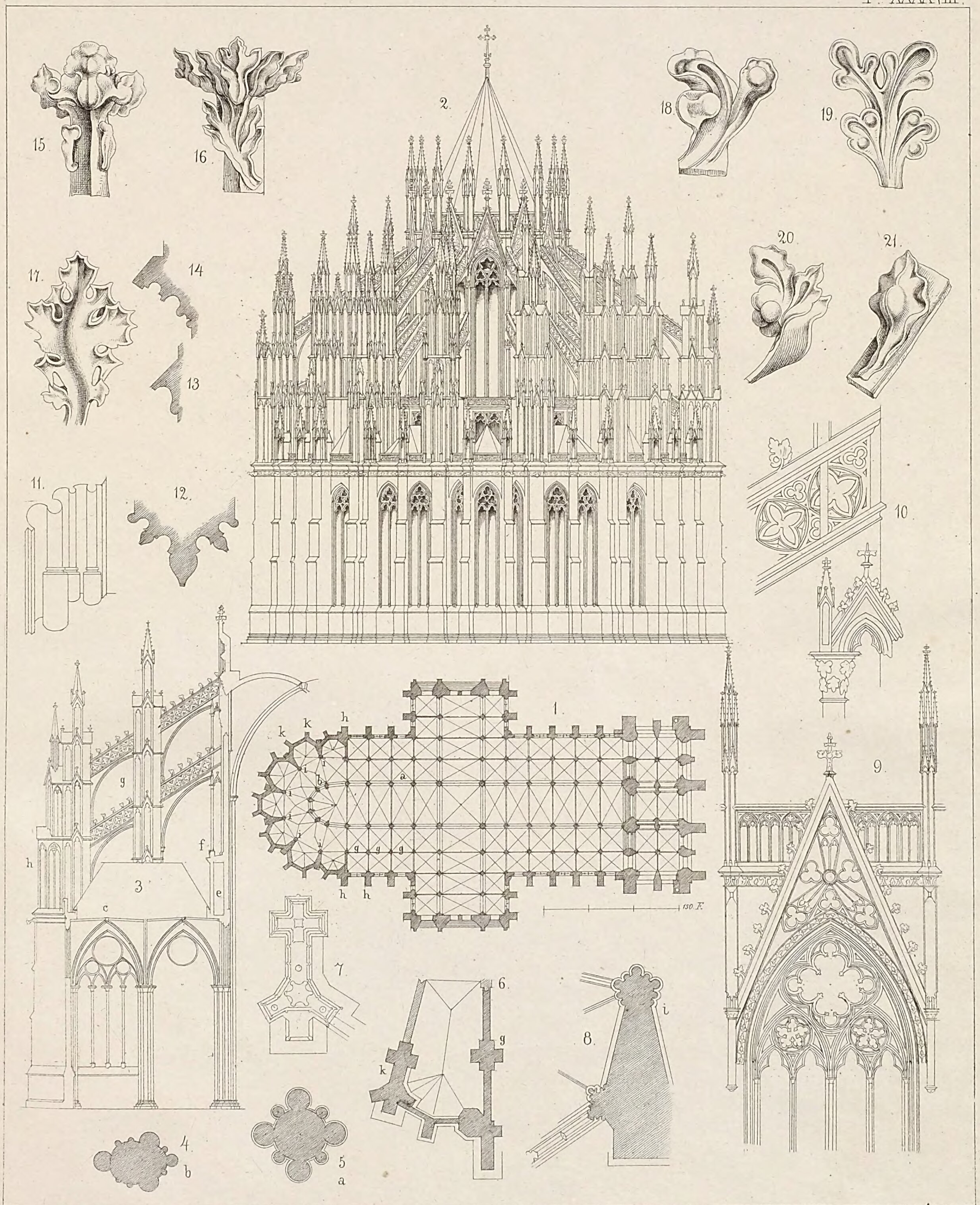


Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a/S.



Steindr. v. F. Hellwig in Merseburg.

T. XXXXVIII.



D. Loeschi grav.

Steindruck v. F. Hellwig in Merseburg a/S.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kallenbach, Georg Gottfried

Die christliche Kirchen-Baukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchbildung des Spitzbogen-Styls

Halle 1850

Bamberg, Staatsbibliothek -- Archit.q.13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11423798-0